

Arbeitsgruppe Fachtagungen Jugendhilfe
im Deutschen Institut für Urbanistik



Aktuelle Beiträge zur Kinder- und Jugendhilfe 98

Noch Raum für offene Jugendarbeit? Zwischen virtuellen Lebensräumen, Schulstress und Real-Life

Dokumentation der Fachtagung
am 27. und 28. November 2014 in Berlin

Deutsches Institut für Urbanistik gGmbH
Sitz Berlin
AG Charlottenburg – HRB
Geschäftsführer:
Prof. Dipl.-Ing. Martin zur Nedden

Zimmerstraße 13-15 · D-10969 Berlin
Arbeitsgruppe Fachtagungen Jugendhilfe
Telefon 030 39001-136 · Telefax 030 39001-146 ·
E-Mail: agfj@difu.de
Internet: www.fachtagungen-jugendhilfe.de

Die Fachtagung wurde aus Mitteln des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend gefördert.

Impressum:

Herausgeber:
Deutsches Institut für Urbanistik gGmbH
Zimmerstraße 13-15 · 10969 Berlin

Redaktion, Satz und Layout:
Dörte Jessen
Arbeitsgruppe Fachtagungen Jugendhilfe
Deutsches Institut für Urbanistik gGmbH, Berlin

Fotos:
Rita Rabe
Arbeitsgruppe Fachtagungen Jugendhilfe
Deutsches Institut für Urbanistik gGmbH, Berlin

Der vorliegende Tagungsband wird nicht mehr als Druckfassung aufgelegt. Es besteht die Möglichkeit, die Fachbeiträge und Diskussionen herunterzuladen. Leerseiten und Fotoseiten wurden entfernt.

Berlin 2015

ISBN 978-3-88118-554-7

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Vorwort/Eröffnung	7
KERSTIN LANDUA Leiterin der Arbeitsgruppe Fachtagungen Jugendhilfe im Deutschen Institut für Urbanistik, Berlin	
Always online? DIVSI U25-Studie: Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene in der digitalen Welt	11
JOANNA SCHMÖLZ Stellvertretende Direktorin und Wissenschaftliche Leiterin, Deutsches Institut für Vertrauen und Sicherheit im Internet (DIVSI), Hamburg	
Wie ticken Jugendliche heute? Werte, Zukunftsvorstellungen und Alltag der 14- bis 17-Jährigen	23
PETER MARTIN THOMAS Leiter der SINUS:akademie, freiberuflicher Supervisor und Coach (DGSF), Organisationsberater, Heidelberg	
<u>Wissenschaft trifft auf Praxis</u> <u>Welche Funktion hat offene Jugendarbeit heute für das Aufwachsen von Kindern und Jugendlichen? Welche Veränderungen haben sich daraus in der täglichen Praxis der Jugendarbeit ergeben? Welche Impulse zur Weiterentwicklung von Jugendarbeit gibt es?</u>	
... in der Stadt	41
BERND KAMMERER Leiter der Abteilung Kinder- und Jugendarbeit, Familienbildung, Jugendsozialarbeit an Schulen und Erziehungsberatung, Amt für Kinder, Jugendliche und Familien Nürnberg	
... auf dem Land	51
PROF. DR. PETER ULRICH WENDT Professor für Grundlagen und Methoden der Sozialen Arbeit, Hochschule Magdeburg-Stendal	
Die Kluft zwischen Wissenschaft und Praxis schließen: Wie erfahren wir als Fachkräfte, was Jugendliche brauchen (und wollen), und wie nutze ich das als Ausgangspunkt für „meine“ Jugendarbeit?	63
PROF. DR. ULRICH DEINET Professor für Didaktik/Methodik der Sozialpädagogik, Leiter der Forschungsstelle für sozialraumorientierte Praxisforschung und -entwicklung (FSPE), Fachhochschule Düsseldorf	

Einen Plan machen: ...

Wie setzen wir das, was Kinder und Jugendliche brauchen (und wollen), als Fachkräfte in der Praxis um?

Podiumsdiskussion

73

Gesprächspartner/innen:

PROF. DR. ULRICH DEINET

Professor für Didaktik/Methodik der Sozialpädagogik, Leiter der Forschungsstelle für sozialraumorientierte Praxisforschung und -entwicklung (FSPE), Fachhochschule Düsseldorf

ANNA JANSEN

Studentin der Erziehungswissenschaft und katholischen Theologie, Universität Osnabrück; ehemalige ehrenamtliche Diözesan-Vorsitzende des Bundes der Deutschen Katholischen Jugend (BDKJ), Diözesanverband Osnabrück

SIEGHARD KELLE

Geschäftsführer, Stuttgarter Jugendhaus gGmbH (stjg)

SVEN KENTRUP

Leiter der Fachstelle Jugendförderung/Offene Ganztagschulen, Amt für Kinder, Jugendliche und Familien der Stadt Münster

ANKE MIEBACH-STIENS

Geschäftsführerin, Arbeitsgemeinschaft Jugendfreizeitstätten Sachsen e.V. (AGJF), Chemnitz

ANDREA PINGEL

Referentin, Kooperationsverbund Jugendsozialarbeit, Berlin

Wie bekommen wir die Fachkräfte, die Jugendliche brauchen (und wollen)?

Wie sehen Stellenprofile hierzu aus?

93

CATERIN MENDE

Leiterin Personal, Stuttgarter Jugendhaus gGmbH (stjg)

Was geht? Vorstellung von (innovativen) Praxisbeispielen

Arbeitsgruppe 1: Geocaching, Slackline, Urban Gardening und Outdoorküche.

Methoden der Jugendarbeit, die ankommen?

109

ANKE MIEBACH-STIENS

Geschäftsführerin, Arbeitsgemeinschaft Jugendfreizeitstätten Sachsen e.V. (AGJF), Chemnitz

Arbeitsgruppe 2: Auf der Suche nach kooperativen Konzepten.

Ganztagschule und Jugendarbeit

119

ANNA JANSEN

Studentin der Erziehungswissenschaft und katholischen Theologie, Universität Osnabrück; ehemalige ehrenamtliche Diözesan-Vorsitzende des Bundes der Deutschen Katholischen Jugend (BDKJ), Diözesanverband Osnabrück

Arbeitsgruppe 3: Selbst im kleinsten Dorf ... Mobile Jugendarbeit und Streetwork GEORG DODT Team Jugendarbeit, Jugendamt der Stadt Greven	127
Arbeitsgruppe 4: Nicht ohne uns ... Jugendbeteiligung in Bremer Stadtteilen mit Ressourcenverantwortung HEIKE BLANCK Wissenschaftliche Mitarbeiterin, Senatskanzlei Bremen	135
Arbeitsgruppe 5: Passt schon? Funktioniert, was (da) drin steht? Umsetzung des 3. Münsteraner Kinder- und Jugendförderplans SVEN KENTRUP Leiter der Fachstelle Jugendförderung/Offene Ganztagschulen, und SVEN WERK Stabstelle Fachcontrolling und Qualitätsentwicklung, Amt für Kinder, Jugendliche und Familien der Stadt Münster	147
Arbeitsgruppe 6: „Change agents“ im ländlichen Raum. Regionalmanagement – eine neue Aufgabe für die Jugendarbeit? PROF. DR. PÄD. JOACHIM FAULDE Professor für Theorien und Konzepte Sozialer Arbeit im Fachbereich Sozialwesen, Katholische Hochschule Nordrhein-Westfalen, Paderborn	155
Kommunalpolitisch umsetzen ... Wie ist das alles, was Jugendliche brauchen (und wollen), kommunalpolitisch umsetzbar? Wie gelingt es der Politik, gemeinsam mit öffentlichen und freien Trägern der Kinder- und Jugendhilfe umzusteuern? Quer gedacht hierzu von: JÖRG FREESE Beigeordneter, Deutscher Landkreistag, Berlin NORBERT HOCKE Leiter des Organisationsbereichs Jugendhilfe und Sozialarbeit, Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft (GEW), Berlin URSULA HOLTMANN-SCHNIEDER Vorsitzende des Jugendhilfeausschusses Düsseldorf RÜDIGER ULRICH Stellvertretender Vorsitzender des Jugendhilfeausschusses Leipzig Moderiert von KERSTIN LANDUA Leiterin der Arbeitsgruppe Fachtagungen Jugendhilfe im Deutschen Institut für Urbanistik, Berlin	161
Literaturhinweise	173

Vorwort/Eröffnung

KERSTIN LANDUA

Leiterin der Arbeitsgruppe Fachtagungen Jugendhilfe im Deutschen Institut für Urbanistik, Berlin

„Wir sollten was verändern! Jugendarbeit braucht verstärkten Anschluss an gesellschaftliche Debatten und Prozesse!“*

Die Fachtagung „Noch Raum für offene Jugendarbeit? Zwischen virtuellen Lebensräumen, Schulstress und Real-Life“ fand am 27./28.11.2014 in Berlin statt und wurde von 250 Fachkräften der öffentlichen und freien Jugendhilfe besucht. Anliegen der Tagung war es, darüber zu diskutieren, welchen Auftrag sich Jugendarbeit in der Kinder- und Jugendhilfe heute mit Blick auf die veränderten Lebenslagen von Kindern und Jugendlichen, dem demografischen Wandel, knappen Kassen und Personalabbau selber gibt und wie sie ihr Zukunftspotenzial und ihre Aufgaben definiert. Dazu gehörte auch die Auseinandersetzung mit den Fragen, ob offene Jugendarbeit heute mehr fremd- als eigenbestimmt ist, indem sie unterstützende Dienstleistungen, z. B. für die Schule oder im Feld der Hilfen zur Erziehung, übernimmt. Und wie mit Blick auf die Grundprämissen „Freiwilligkeit, Partizipation und Alltagsorientierung“ eine neue Handlungssicherheit in der Jugendarbeit hergestellt werden kann, die mit den Bedürfnissen und Interessenlagen der Kinder und Jugendlichen übereinstimmt. Und letztendlich, welches Profil eine Fachkraft in der Jugendarbeit heute braucht.

Nun liegt die Tagung schon mehr als vier Monate zurück und rückblickend betrachtet frage ich mich, was die wichtigsten Botschaften aus dem Teilnehmerkreis und von den Referent/innen waren. Am wichtigsten war die Auseinandersetzung mit der Frage, wie das Thema „Jugendarbeit“ und die dort engagierten Fachkräfte mehr Gehör für ihre Belange in der Kommunalpolitik finden können und wie die hierfür fehlende Lobby geschaffen werden kann. Deutlich war auch der Wunsch zu hören, mindestens einmal jährlich eine solche bundesweite Tagung und damit ein Netzwerktreffen zu veranstalten, zum konzeptionellen Austausch und zum Kontakte knüpfen. Wobei auch klar war: ***„Es kommt auf unser Engagement an, zukunftsfähige Angebote zu gestalten. Wir sollten was verändern!“**** Zunächst ging es aber darum, wie sich die Lebenslagen der Jugendlichen in den letzten Jahren verändert haben.

Dass dieses Thema auch gesellschaftspolitisch ein sehr wichtiges ist, wird deutlich, wenn man sieht, welches Thema das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend für den 15. Kinder- und Jugendbericht gewählt hat. Es lautet: „Zwischen Freiräumen, Familie, Ganztagschule und virtuellen Welten – Persönlichkeitsentwicklung und Bildungsanspruch im Jugendalter“. D.h., nach den frühen Hilfen und der enorm wichtigen Kinderschutzdebatte werden nun auch zunehmend wieder ältere Kinder und Jugendliche in den Blick genommen, die „mehr Anerkennung und Unterstützung erfahren sollen“, wie es Familien- und Jugendministerin Manuela Schwesig kürzlich formuliert hat. Das ist auch deshalb zu begrüßen, weil Jugendarbeit nach der Kindertagesbetreuung und den Hilfen zur Erziehung der drittgrößte Bereich innerhalb der Jugendhilfe ist.

Im Sinne einer Profilschärfung von Jugendarbeit haben wir u.a. versucht, zu klären:

- was Jugendarbeit inhaltlich anbieten kann, was Kinder und Jugendliche nicht schon zu Hause oder in der Schule machen können, welche Orte im Sozialraum zu den Angeboten passen und ob Jugendarbeit heute eher Eventcharakter haben muss, um viele zu erreichen.
- welche lokalen neuen und innovativen Ansätze in der Jugendarbeit es gibt und ob sich Jugendarbeit (gerade in ländlichen Räumen) mehr in Bürgerzentren oder Mehr- generationenhäusern integrieren sollte. Und ob Jugendarbeit engere oder neue Ko- operationen eingehen und z. B. mehr mit Jugendverbänden zusammen arbeiten muss,
- ob es einen Arbeitsauftrag für Jugendarbeit mit Blick auf den größer werdenden Spa- gat von bildungsnahen und bildungsfernen Jugendlichen gibt und wieviel Orientie- rung und Beratung Jugendarbeit bei der Berufsfindung Jugendlicher bieten kann.

Um all dies zu klären, braucht es „die Politik“. Wie viele Kommunalpolitiker/innen waren auf unserer Tagung eigentlich anwesend? Ganze vier oder immerhin vier? Wie soll da eine Lobby zustande kommen? Das Gespräch mit der Politik ist immens wichtig, um gute Ideen weiterzutragen und zu kommunizieren, darin waren sich alle einig. Schlussendlich: Wir haben nicht wirklich rausgefunden, wie dieses Dilemma zu lösen ist und die Politik zukünftig mehr Geld für Kinder und Jugendarbeit ausgibt. Aber: Die 1,2 Millionen Be- schäftigten in der Kinder- und Jugendhilfe müssen ihre eigene Lobby bilden.

Was bleibt nun von dieser Tagung? Ganz knapp hat es ein Teilnehmer so zusammenge- fast: **„Ermutigung für Jugendarbeit zu kämpfen. Orientierung über den Stand der Debat- te. Viele engagierte Kollegen landesweit.“***

Ein (neuer) Anfang?

* Statements von Teilnehmenden

Always online?

DIVSI U25-Studie: Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene in der digitalen Welt

JOANNA SCHMÖLZ

Stellvertretende Direktorin und Wissenschaftliche Leiterin, Deutsches Institut für Vertrauen und Sicherheit im Internet (DIVSI), Hamburg

Warum Vertrauen und Sicherheit gerade im Internet wichtig sind, könnte ich Ihnen ausufernd erklären. Ich könnte Ihnen von vertrauensbildenden Maßnahmen, von Vertrauen an sich erzählen, davon berichten, warum Vertrauen im Luhmannschen Sinne etwas mit der Komplexitätsreduktion im Alltag zu tun hat, warum ein großer Unterschied zwischen objektiven und subjektiven Sicherheitslagen besteht usw. Allerdings müssen wir uns die Frage nach der Bedeutung von Vertrauen und Sicherheit im Internet nicht mehr unbedingt stellen, seit Mr. Snowden mit uns einige Informationen geteilt hat. Ich reduziere meine Ausführungen auf den Begriff „Internet“, obwohl wir inzwischen die gesamte digitale Infrastruktur damit meinen, von der große Teile unseres Alltags mittlerweile abhängig sind. Für die einen war das Internet schon immer ganz selbstverständlich da. Für andere ist es Neuland. Wieder andere gehen davon aus, dass es ein „Hype“ sei, der irgendwann vorbei gehen werde.

Die Digitalisierung schreitet unaufhaltsam voran. Sehr deutlich zeigt sich dies am Beispiel der Papstwahl (**Abbildung 1**):



Abbildung 1

© Joanna Schmölz

Diese Entwicklung vollzog sich innerhalb von nur acht Jahren, im Grunde genommen sogar in knapp fünf, denn als Startpunkt können wir wohl die Einführung des iPhones im Jahre 2007 setzen. Die Digitalisierung betrifft alle Lebensbereiche, von der Geburt bis zum Tod, mittlerweile sogar darüber hinaus; „Grabstätte 2.0“ mit QR-Codes auf den Grabsteinen und Urnen sind bereits Realität geworden. Außerdem stellt sich die Frage, was mit den Daten, Profilen und Fotos im Netz passiert, wenn ein Mensch stirbt. Zum Umgang damit gibt es vereinzelte Ansätze, eine Art Verwaltung des digitalen Nachlasses, die jedoch noch in den Kinderschuhen steckt.

Es ist eine komplexe Entwicklung, die vieles verändert und Etabliertes in Frage stellt. Die Digitalisierung wirkt sich auf unser Miteinander, unser gesamtes Denken und Handeln aus. Wie sich die Digitalisierung gesamtgesellschaftlich auswirkt, untersucht das DIVSI in diversen Studien auf der Basis der Vermessung der digitalen Gesellschaft und Beschreibung ihres Zustands.

Dazu ist sehr viel Grundlagenarbeit nötig. Dabei bedienen wir uns der Lebensweltforschung. Dieser Forschungsansatz dient dem ganzheitlichen Verstehen des Alltags. Erforscht werden dabei alle wichtigen Alltagsbereiche aus der jeweiligen subjektiven Sicht der Personen, die diesen Alltag erleben. Es wird untersucht, wie die Personen wirklich leben, man geht in die Wohnungen, führt teilnehmende Beobachtungsstudien durch, untersucht die soziale Lage, den Lebensstil und Geschmack. Außerdem ist von Interesse, welche Werte das Handeln der Menschen steuern. Mit den Ergebnissen werden Personen zu Gruppen Gleichgesinnter, zu sogenannten Milieus zusammengefasst.

Dass der Milieu-Ansatz sehr praktisch, sinnvoll und aussagekräftig ist, möchte ich an einem vielleicht etwas ungewöhnlichen Beispiel zeigen:

Zwei Männer mit vielen Gemeinsamkeiten:

Beide...

- 1948 geboren,
- in Großbritannien aufgewachsen,
- verheiratet,
- mit inzwischen erwachsenen Kindern,
- beruflich erfolgreich und sehr vermögend,
- verbringen ihren Urlaub vorzugsweise im Alpenraum.

Diese **soziodemografischen Zwillinge** sind in den meisten Studien in der gleichen „Schublade“. Das heißt, man geht davon aus, dass sie in vielen Punkten auch ähnlich handeln würden. Sie leben jedoch in vollkommen unterschiedlichen Lebenswelten (**Abbildung 2**):



Abbildung 2

© Joanna Schmölz

Diesen Milieuansatz kann man für die Durchführung von Studien zu vielen Themen verwenden. Unsere Studien beziehen sich auf das Internet. Dabei ist erstmals 2011, im Jahr 2013 aktualisiert, eine bundesweit repräsentative **soziokulturelle Landkarte der digitalen Lebenswelten** mit **sieben Internet-Milieus** entstanden (Abbildung 3).

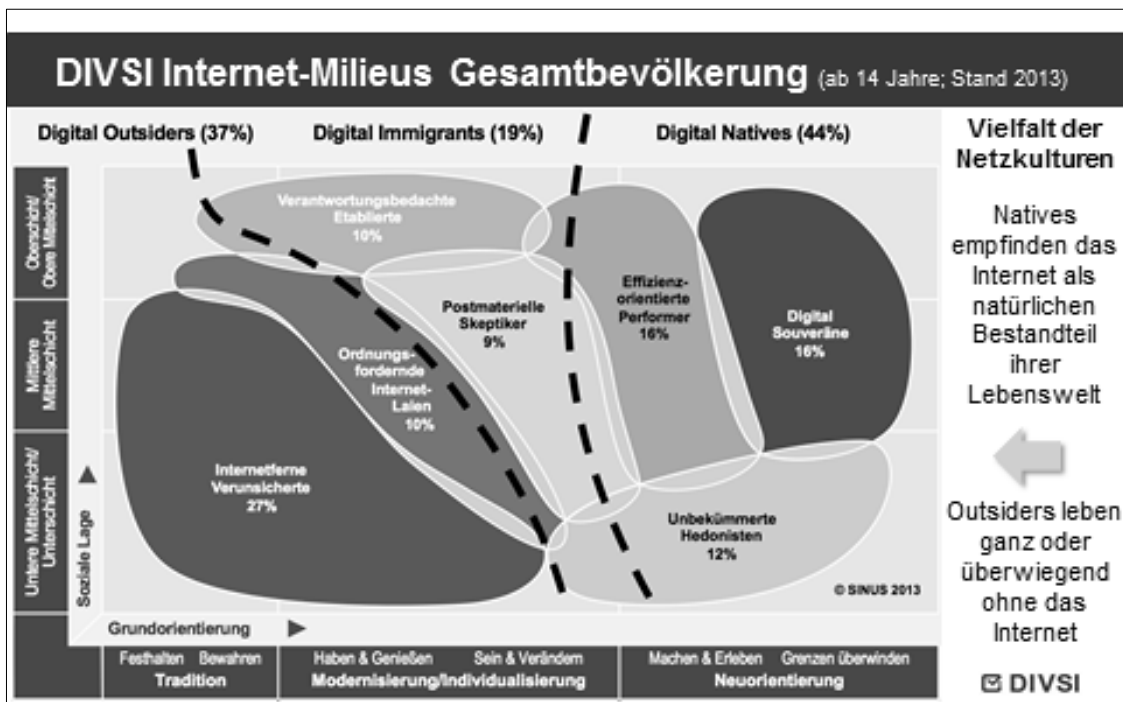


Abbildung 3

© Joanna Schmölz

Die DIVSI-Internet-Milieus unterscheiden die Menschen hinsichtlich ihrer Einstellungen und ihrer Haltung zu Internet sowie in ihren Ansprüchen an Sicherheit und Convenience. Auf der horizontalen Achse sind die Grundorientierungen angeordnet, d. h. ob Menschen eher an Altbewährtem festhalten und möglichst wenig Veränderung in ihrem Leben wol-

len – bis hin zu einer kompletten Entgrenzung und dem Drang nach Neuem. Die vertikale Achse verortet die soziale Lage. In diesem Rahmen bewegen sich die sieben unterschiedlichen Milieus: von einer Internetferne über eine gewisse Abwägung von Nutzen und Risiken bis zur totalen Internet-Affinität. Grob lassen sich diese Milieus in **drei Gruppen** unterteilen: Digital **Outsiders**, **Digital Immigrants** und **Digital Natives**.

Die Outsiders machen insgesamt 37 Prozent der Gesamtbevölkerung aus. Das sind rund 26 Millionen Menschen in Deutschland. Darunter befinden sich viele Offliner, aber auch Personen, die formal Onliner sind, weil sie zu Hause über einen Internetanschluss verfügen, diesen aber gar nicht oder nur sehr selten nutzen. Dabei handelt es sich nicht ausschließlich um ältere Menschen. Die Nutzung hängt stark von der sozialen Lage, vom Bildungshintergrund und weiteren Kriterien ab.

Die Immigrants bilden eine vergleichsweise kleine Gruppe (19 Prozent). Sie sind teilweise intensiv im Internet unterwegs, allerdings sehr selektiv. Man kann sie auch als KRS-Nutzer (Konto, Reisebuchung, Spiegel-Online) bezeichnen, weil sie einige bekannte Seiten nutzen, in denen sie sich gut aufgehoben und sicher fühlen.

Die Natives machen 44 Prozent der deutschen Bevölkerung aus. Mit dem Begriff „Natives“ sind wir inzwischen allerdings selbst nicht mehr zufrieden und suchen für die nächste Aktualisierung nach einem neuen. „Natives“ sagt etwas über das Geburtsjahr aus und nach Prensky & Co. werden Personen, die nach 1980 geboren wurden, automatisch als „Natives“ benannt. Das stimmt jedoch nicht. U. a. in unserer Entscheider-Studie stellten wir fest, dass deutlich ältere Personen sehr wohl Natives im Sinne der Netzkultur sein können. Sie bewegen sich ebenso selbstverständlich im Internet und betrachten es als Begleiter in allen Lebenslagen. Die Grenzen zwischen „online“ und „offline“ verschwimmen bei ihnen. Zwar entstammen also nicht alle Digital Natives der jungen Generation, die dazugehörigen drei Internet-Milieus (Digital Souveräne, Effizienzorientierte Performer und Unbekümmerte Hedonisten) weisen jedoch durchaus das niedrigste Durchschnittsalter auf.

Im Umkehrschluss fragten wir uns: Wenn junge Menschen in die digitale Welt hineinwachsen, sind sie dann – entsprechend einer weit verbreiteten Annahme – automatisch Natives und somit alle gleichermaßen im Netz unterwegs?

Zu dieser Frage setzten wir die **U25-Studie auf, in der**

- Kinder von 9 bis 13 Jahren,
- Jugendliche von 14 bis 17 Jahren sowie
- Junge Erwachsene von 18 bis 24 Jahren

und ihr wertebasiertes Rechts- und Sicherheitsverständnis im Online-Kontext im Fokus standen. Wenn nicht explizit anders hervorgehoben, werde ich der Einfachheit halber im Weiteren, wenn alle Befragten gemeint sind, nur von „Jugendlichen“ sprechen. Der breite Altersschnitt ermöglicht allerdings auch eine Betrachtung der Entwicklung zwischen den verschiedenen Altersstufen. Eine weitere Besonderheit der Studie liegt darin, dass nicht nur Nutzungsarten und -gewohnheiten, sondern auch das zugrundeliegende Wertegerüst ermittelt wurde.

Zunächst führten wir eine aufwändige qualitative Vorstudie zur Erfassung der (für die Kinder- und Jugendlichen) relevanten Themen in der Sprachwelt der jungen Generation und zur Ermittlung von Unterschieden und Gemeinsamkeiten zwischen verschiedenen Gruppen durch. Aufgrund der großen Altersspanne der Befragten (9 bis 24 Jahre) mussten alterssensible Erhebungsverfahren eingesetzt werden, die den jeweiligen Entwicklungsstufen der Befragten gerecht werden. Dies hat auch Implikationen für die Inhalte der Befragung. Der weitaus größte Teil der Fragen wurde an alle Teilnehmenden gerichtet, lediglich spezifische Fragen waren einzelnen Gruppen vorbehalten (z. B. wurden den Kindern keine Fragen zum Online-Banking gestellt).

Erst nach dieser Phase setzten wir die quantitative bundesweit repräsentative Befragung auf, die in die Ergebnisse mündete, die ich vorstellen möchte (**Abbildung 4**). Die Grafik zeigt die DIVSI **Internet-Milieus der U25-Generation**, wobei hier die 9- bis 13-Jährigen ausgenommen sind, weil bei dieser Altersgruppe das Milieu der Eltern noch so sehr dominiert, dass das Bild verfälscht werden würde. Ab 14 Jahren sind die Jugendlichen weitgehend autark und selbstständig in der digitalen Welt, sodass wir hier aufschlussreichere Aussagen bekommen.

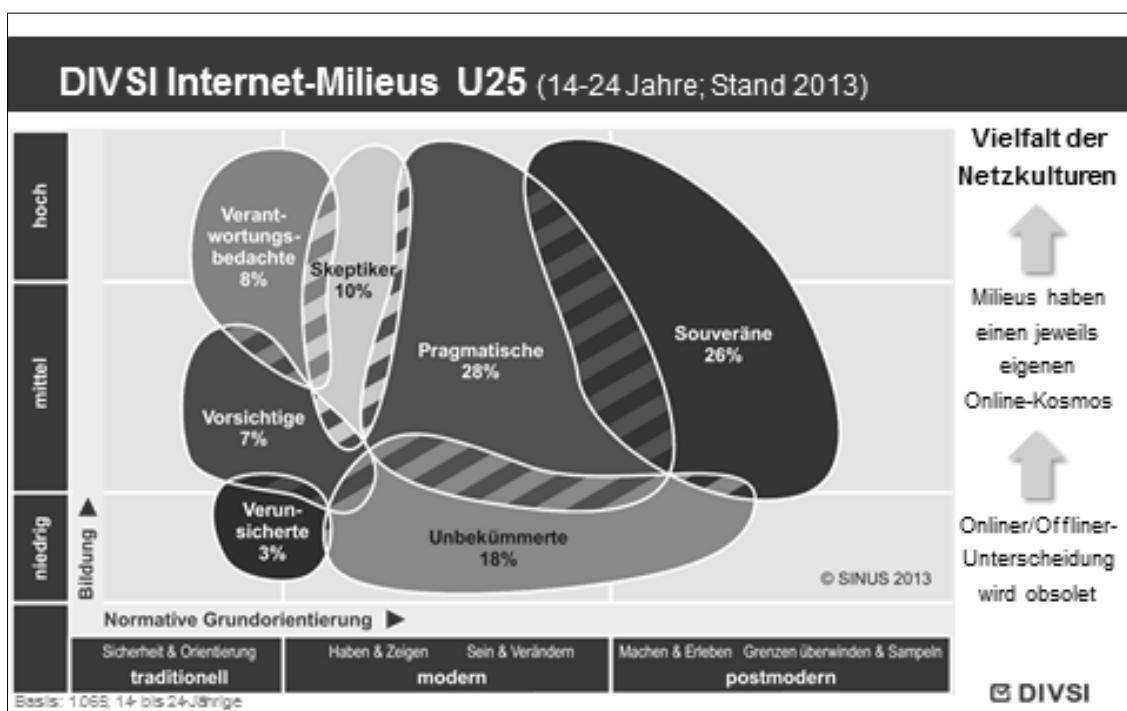


Abbildung 4

© Joanna Schmölz

Es ist auf den ersten Blick zu erkennen, dass die Jugendlichen deutlich digitalisierter leben als die Gesamtbevölkerung. Trotzdem sind aber immer noch alle sieben Milieus vorhanden, denn auch in dieser Generation herrschen immense Unterschiede in der Haltung zum Internet und in der Art und Weise der Nutzung.

Unterschiede zwischen Offlinern und Onlinern sind in diesem Altersbereich nicht relevant. Es geht in der Studie vielmehr um subjektive Souveränität im Umgang mit dem Netz, um Wahrnehmung von Gefahren und Risiken und Perspektiven auf die zukünftige

persönliche Relevanz des Internets. Wir haben ermittelt, wie sicher und kompetent sich die Befragten selbst bei der Nutzung des Internets fühlen, wie und wie breit sie die vorhandenen Angebote nutzen, d. h. ob es für sie ein reines Spielmedium ist oder etwas, das mehr kann.

In der qualitativen Phase eröffneten wir die Gespräche häufig mit der Frage: „Was würdet ihr auf eine einsame Insel mitnehmen?“ Meist bekamen wir die Gegenfrage: „Gibt es da Strom?“ Neben Familienmitgliedern und Freunden wurden vor allem elektronische Medien – allen voran das Smartphone – genannt. Das Smartphone ist in der Tat ein Taktgeber in allen Lebenslagen, ohne den die Jugendlichen nicht mehr auskommen. Der fest angeschlossene PC ist lediglich bei 18 bis 20 Prozent der Jugendlichen noch im Gebrauch. Bei den Kindern ist die Hälfte bereits mit einem Smartphone ausgestattet, bei den Jugendlichen und jungen Erwachsenen sind es knapp drei Viertel. Das Smartphone wird ab etwa 11 Jahren relevant, (zunächst für Telefonate, SMS, WhatsApp etc.); ab 14 wird es zum „Herzschrittmacher“: Es wird gebraucht, um den gesamten Alltag zu organisieren, es ist die Kommunikationsstandleitung zu Freunden, Nachschlagewerkzeug und Organisations-tool in einem (Musik und soziale Netzwerke sind dabei die Basis-Begleitmedien).

Deshalb überrascht auch nicht, dass 98 Prozent der 14- bis 24-Jährigen online sind, 70 Prozent davon sogar täglich. Bei den Kindern sind immerhin schon 86 Prozent online. Diejenigen in der gesamten Altersgruppe, die nicht online sind, sind es meist unfreiwillig, weil die Eltern es nicht erlauben oder weil für ein internetfähiges Gerät die finanziellen Mittel fehlen. Online ist für sie der Normalzustand, offline hingegen eher eine Notsituation – es sei denn, es ist freiwillig gewählt. Es gibt durchaus auch Jugendliche, die sich für einen Tag oder für ein Treffen mit Freunden ohne digitale Medien entscheiden. Aber in der Regel stellt es ein echtes Problem dar, wenn der Akku leer ist, kein Strom oder kein WLAN vorhanden ist.

Mit zunehmendem Alter, aber schon relativ früh, verschwimmen die Online- und Offline-Zeiten. Man denkt gar nicht mehr darüber nach, ob man online oder offline ist, es gibt keine „offline-Ankündigungen“ mehr. Man sagt nicht „Ich gehe jetzt ins Internet und komme danach wieder.“ Man hat das „Internet to Go“ ständig bei sich und sagt ja auch „bei WhatsApp nicht ständig ‚Tschüss‘.“

Im Zuge der Studie unterzogen wir diesbezügliche Mythen und Vorurteile einer näheren Betrachtung, u. a. mit der Frage, ob es wirklich stimmt, dass die Jugendlichen seit Facebook & Co. nicht mehr wüssten, was echte **Freunde** sind, und den Begriff „Freunde“ inflationär gebrauchen würden. Das können wir eindeutig widerlegen (**Abbildung 5**).

In der qualitativen Phase der Untersuchung bestanden die Befragten regelrecht darauf, eine ganz klare Trennung vorzunehmen. Ein „Freund“ im Facebook ist noch lange kein richtiger Freund. Facebook-Freunde haben eine ganz andere Funktion.

Über alle Altersgruppen hinweg bleibt die Zahl der engen Freunde bei 9 oder 10. Das ist auch aus der Sozialwissenschaft mit der sogenannten Dunbar's Number gut zu begründen. Sie erklärt, dass Menschen nur eine begrenzte Möglichkeit haben, echte, intensive soziale Beziehungen zu unterhalten. Diese Zahl liegt etwa bei 10. Bei den Kindern ist der Kreis der Facebook-Freunde in der Regel größtenteils die Abbildung des realen Freundesnetzwerks.

Bei den 14- bis 17-Jährigen ist es ein Ausdruck von Beliebtheit, wenn man möglichst viele Facebook-Freunde hat. Darum wird erst einmal gesammelt, wobei darauf bestanden wird, dass man diese Leute persönlich irgendwo kennen gelernt hat oder sie in sonstiger Weise „irgendwie“ kennt, es sich also nicht um wildfremde Personen handelt.

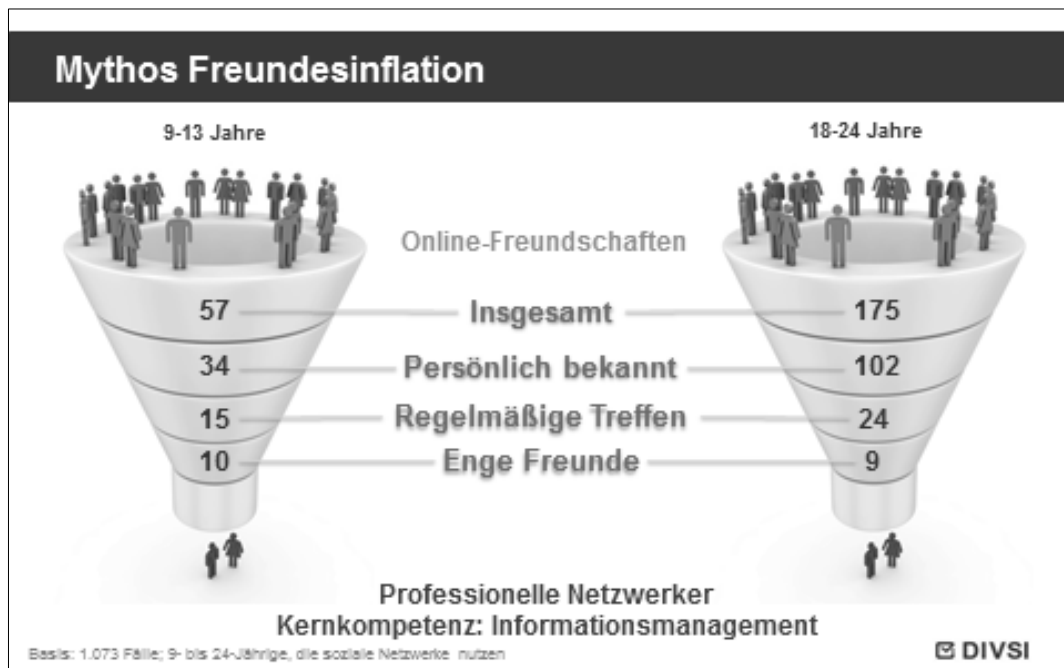


Abbildung 5

© Joanna Schmölz

Bei den 17- bis 24-Jährigen wird eher ausgesiebt, man baut sich Netzwerke auf, die auch für die Zukunft eine Rolle spielen könnten und die stetig wachsen, aber auch mit Bedacht gewählt werden. Wir konnten beobachten, dass Jugendliche durchaus professionelle Netzwerker sind. Was sich ein Erwachsener im Berufsleben schwer erarbeiten muss, lernen die Jugendlichen mit den digitalen Mitteln, mit denen sie aufwachsen, relativ schnell. Daher brauchen sie in Bezug auf das Informationsmanagement eine gewisse Kernkompetenz, d. h. sie selektieren genau, wer was von ihnen wissen darf und was nicht, von wem sie was wissen sollten usw.

Daraus entsteht ein **neues, eigenes Verständnis von Privatheit und Privatsphäre**, die kaum noch etwas mit klassischen personenbezogenen Daten zu tun hat, sondern vielmehr mit Informationen, die für die soziale Reputation von Bedeutung sind. Die Jugendlichen leben ihren Alltag über die Selbstinszenierung. Das ist nicht neu und nicht erst seitdem es das Internet gibt so, aber hier ist das Publikum potenziell besonders breit, man kann sich das Publikum einteilen und man kann über die Einstellungen im sozialen Netzwerk steuern, wer was wissen darf und wer nicht. Dabei wird eine kontinuierliche, pragmatische Kosten-Nutzen-Abwägung vorgenommen, denn ein gewisses Maß an Offenheit ist vor allem in Online-Communitys ein Muss, wenn man „mitspielen“ will.

Generell wird das Internet und speziell Facebook für intime Gespräche nicht als der richtige Platz angesehen. Die medial vermittelten Vorfälle und Beispiele von enormer Brisanz, in denen sich Jugendliche mehr oder weniger freiwillig in unmöglichen Zuständen

auf Facebook präsentieren, stellen tatsächlich Ausnahmen dar. Privat ist für die überwiegende Zahl der Jugendlichen vor allem Peinliches, Intimes oder Kompromittierendes. All das gehört ihrer Überzeugung nach absolut nicht in die sozialen Netzwerke, nicht einmal in private Nachrichten, die über die sozialen Netzwerke verschickt werden.

Über sehr private Dinge und ernste Themen wird lieber persönlich gesprochen. Denn den Jugendlichen ist klar, dass Informationen in der Online-Welt nicht so geschützt sind wie im Vier-Augen-Gespräch.

Vor allem Kinder sind sehr zurückhaltend. Wenn Kinder Profilfotos ins Netz stellen, haben sie meist einen Teddybären oder ein Kuscheltier vor dem Gesicht, oder sie benutzen nur Teile ihres Namens. Denn sie wissen, dass alles, was im Internet steht, nicht mehr gelöscht werden kann. Mit zunehmendem Alter wird der Umgang mit der Privatsphäre pragmatischer. Sicherheitsbedenken bestehen dann nur, wenn es um „Intimes“/Peinliches geht oder um Angelegenheiten, die zu Konflikten mit dem Gesetz führen können.

Dies ist vor allem vor dem Hintergrund möglicher persönlicher Übergriffe relevant. **„Mobbing“** ist ein zentrales Thema und wird aktiv in die Diskussion eingebracht. 34 Prozent der Befragten empfinden Mobbing als eines der größten Risiken im Internet, und 3 Prozent von ihnen geben an, davon bereits persönlich betroffen gewesen zu sein. Nun sind 3 Prozent scheinbar nicht viele, aber dahinter stehen immerhin knapp 400.000 Kinder und Jugendliche in Deutschland. Mitunter wird dieses Problem extrem thematisiert, so dass sich „mobbing“ und „stalking“ im allgemeinen Sprachgebrauch wiederfinden („stalk mich nicht, sonst mobb’ ich dich“). Die Dimensionen des Problems in der Online-Welt sind vor allem:

- Unterschied in Reichweite und Konsequenzen (Potenzierung durch Likes & Co.),
- keine Kontrolle über die Verselbstständigung von Meinungen,
- Onlinekommunikation verläuft hemmungsloser.

Mobbing online empfinden Jugendliche vor allem auch deshalb schlimmer als offline, weil es ihnen möglich erscheint, die Schule oder die Stadt zu wechseln, nicht ein soziales Netzwerk zu verlassen.

Wir haben uns im Rahmen der Studie außerdem damit befasst, **was die Jugendlichen darüber hinaus online tun und wie sie ihr eigenes Handeln einordnen.**

In allen Altersgruppen werden Musik und Filme am häufigsten *gestreamt* (je älter, desto mehr). (Danach folgt das Hören von Musik per YouTube-Converter und Filesharing-Dienste wie BitTorrent). Nur jeder zehnte kauft Musikstücke im Internet. Das Rechtsverständnis hinsichtlich des Bezugs kultureller Güter ist indifferent. Eine Aussage dazu: „Wenn ich in den Laden gehe und eine CD klaue, ist das ganz klar illegal! ...“ Im Internet fühlt sich das offenbar ganz anders an. Was rechtens ist und was nicht, ist vielfach unklar. Dass es sich bei ihren Aktivitäten häufig um rechtliche Graubereiche oder auch illegale Handlungen handelt, ist den meisten durchaus bewusst. Dennoch wird die gängige Praxis nicht durchbrochen, sondern mit Hilfe eben dieser legitimiert (**Abbildung 6**).



Abbildung 6

© Joanna Schmölz

Handlungsgrundlage ist also, dass es alle machen. Das stärkt das eigene Sicherheitsgefühl trotz vorhandener Zweifel. Entgegen gängigen Vorurteilen ist ihnen das ganz und gar nicht gleichgültig. Einige Jugendliche vertreten die Ansicht, dass es Sache der Ämter ist, dafür zu sorgen, die als illegal bezeichneten Dinge nicht so leicht zugänglich zu machen. Sie bleiben abgesehen davon mit diesen aktuellen und für ihren digitalen Alltag relevanten Fragen rund um Legalität und Illegalität meist allein, denn Eltern erobern zwar langsam die digitalen Räume, werden jedoch nicht als kompetente Ansprechpartner bei digitalen Themen gesehen (außer z. T. bei Kindern).

Eltern nutzen z. B. Facebook und WhatsApp als Kontrollmöglichkeiten – aber die Kinder sind ihnen meist mindestens einen Schritt voraus. Beliebt sind Anleitungen im Internet wie man Eltern erfolgreich blockt, ohne dass sie das sofort mitbekommen. Medienzeit (also vor allem Handy-/Tablet-/Online-Zeit) kann man sich – z. B. durch Hilfe im Haushalt oder gute Noten – verdienen. Bei jüngeren funktioniert es noch. Ab 14 Jahren läuft das Online-Verhalten weitgehend in Eigenregie. Eltern setzen nur wenige Regeln – und wenn, können sie deren Einhaltung nicht überprüfen.

Wir fragten die Jugendlichen konkret nach der Unterstützung durch ihre Eltern in Bezug auf die Internetnutzung. Die Mehrheit der Befragten ist mit den Eltern generell zufrieden. Aber in Bezug auf digitale Medien sehen sie ihre Eltern nicht als echte Gesprächspartner. Erstens wissen die Eltern zu wenig darüber und zweitens kommen sie meist nur mit dem „erhobenen Zeigefinger“, mit pauschalen Ermahnungen, vorsichtig zu sein. Dabei können Eltern nur schlecht oder kaum begründen, warum sie auf die Einhaltung bestimmter Regeln bei der Internetnutzung bestehen oder aufgrund welcher Risiken sie Warnungen aussprechen. Gespräche darüber, was in Sachen Internet Spaß macht und was es zu lernen lohnt, scheinen demgegenüber eher selten. Mit zunehmendem Alter schenken junge Menschen in punkto Sicherheit dem Rat von Freunden deutlich mehr Vertrauen als El-

tern, Lehrern und weiteren Institutionen. (Diese Verschiebung korrespondiert mit einer allgemein stärkeren Orientierung an der Peergroup in diesem Alter.)

Auch die **Schule** hat scheinbar wenig neue Informationen in Sachen Internet zu bieten. Thematisiert werden hier in der Wahrnehmung der Befragten in erster Linie Risiken, denen man mit vorsichtiger Nutzung oder Verzicht begegnen soll. In der qualitativen Vorstudie wurde deutlich, dass Kinder ein ausgeprägtes Interesse an der Besprechung von Themen rund um Sicherheit im Internet haben, diese jedoch eher selten aufgegriffen werden. Als Recherche-Instrument wird das Internet jedoch bereits früh in die Unterrichtsarbeit und vor allem für die Hausaufgaben einbezogen.

Während der Schulzeit der jungen Erwachsenen wurde das Internet teils noch gar nicht im Schulunterricht thematisiert. Bei den Jugendlichen konnte demgegenüber ein eher leidenschaftsloses Aufzählen der Themen, die in der Schule behandelt wurden, beobachtet werden. Im Fokus stehen dabei Gefahren wie die Preisgabe persönlicher Daten, Veröffentlichung von Bildern und Kontaktaufnahme mit fremden Personen. Die Jugendlichen lassen deutlich erkennen, dass diese wiederkehrenden Pauschalitäten ihre Aufmerksamkeit nicht mehr zu binden vermögen. Bei aktuellen und für den digitalen Alltag der Jugendlichen relevanten Fragen rund um Legalität und Illegalität verschiedener Download-Optionen werden die Lehrer von den Jugendlichen jedoch auch nicht als kompetente Ansprechpartner wahrgenommen.

Aus diesen Gründen empfinden die Jugendlichen insgesamt die Erwachsenenwelt als eine, die einen überhaupt nicht versteht und auch nicht verstehen will. Viele haben das Gefühl, dass die Erwachsenen immer denken, die Jugendlichen würden im Internet nur Schlimmes anstellen, weil sie selbst damit nur die Gefahren verbinden. Das empfinden die Befragten als eher belastend.

Im nächsten Jahr im Juni wird unser Institut eine große Konferenz für 16- bis 24-Jährige veranstalten (Your Net – DIVSI Convention 2015), in deren Programmaufbau wir auch Jugendliche eingebunden haben. Sie wünschten sich dabei explizit einen Austausch mit Erwachsenen, um sich gegenseitig besser zu verstehen.

Ein weiterer Aspekt unserer Untersuchung bezieht sich auf den **Zusammenhang zwischen Bildungsniveau und Internetnutzung**. Es besteht allgemein die Erwartung, dass mit gutem, schnellem Internetzugang und bezahlbaren Geräten die Chancengleichheit einherkomme und die Probleme löse. Unsere Befürchtung ist jedoch, dass sich die Probleme eher potenzieren werden. Denn die, die ohnehin von der gesamten gesellschaftlichen Entwicklung aus verschiedenen Gründen abgehängt werden, werden durch die Möglichkeiten des Internets sogar noch ein bisschen weiter zurückgeworfen.

Eine nennenswert große Gruppe von Kindern und Jugendlichen benutzt das Internet als reines Freizeitmedium. Formal höher Gebildete fühlen sich hingegen kompetenter, sind souveräner im Umgang mit ihren Daten (auch bei Angaben bei Facebook), sie selektieren stärker und nutzen die vielfältigen Möglichkeiten breiter (d. h. nicht nur als Freizeit-Medium, sondern auch als Informations- und Bildungsinstrument). In formal höher gebildeten Haushalten findet auch ein intensiverer Austausch über digitale Themen statt.

Aus anderen Studien wissen wir: Bildung und Einkommen stehen in einer Beziehung zueinander. Auch unsere Ergebnisse zeigen, dass es anscheinend noch nicht gelungen ist, die Chancen der Kinder in der digitalen Zeit abzukoppeln vom Einkommen der Eltern.

Deutliche milieuspezifische Unterschiede zeigen sich bei der Einschätzung der Bedeutung des Internets in Zusammenhang mit der eigenen persönlichen und beruflichen Zukunft. Auf der einen Seite werden Aussagen getroffen, dass das Internet außerordentlich wichtig und eine Zukunft ohne Internet nicht vorstellbar sei, aber große Bedenken bestehen, was dadurch mit uns allen passiert, d. h. ob wir alle nur noch virtuell leben, keine Freunde mehr haben und nur noch in unseren Häusern sitzen und uns vor permanenter Überwachung fürchten werden. Andere sagen aus, dass das alles nichts mit ihnen und ihrer Zukunft zu tun habe. Sie hätten später einen Beruf und eine Familie, damit hätte das Internet nichts zu tun. Für sie spielt das Internet nicht einmal in der beruflichen Zukunft eine Rolle.

Gerade letzteres stellt ein Problem dar, denn **digitale Teilhabe bedeutet gesellschaftliche Teilhabe**, nicht nur in Zukunft, sondern bereits jetzt. Daher ist es wichtig, in dieser Hinsicht für eine Chancengleichheit zu sorgen. Souveräner Umgang mit den verschiedenen Möglichkeiten des Internets im Kontext von Information, Bildung und Weiterbildung ist entscheidend für die Zukunft, sowohl für das Erwerbsleben als auch für die Organisation des persönlichen Alltags. Aus früheren Studien (siehe DIVSI-Entscheider-Studie) wissen wir, dass den Nutzern von allen Seiten ein Großteil der Verantwortung für die eigene Sicherheit im Internet (quasi als Schwarzer Peter) zugeschoben wird. Damit sich auch die junge Generation frei und sicher im Internet bewegen kann, muss sie ebenso erst einmal in die Lage versetzt werden, dieser Verantwortung gerecht werden zu können.

Ein zusammenfassendes Fazit der Studie ist in **Abbildung 7** dargestellt:



Abbildung 7

© Joanna Schmölz

Die von uns erarbeiteten, ausführlichen Studien stehen jedem Interessenten kostenlos zur Verfügung.

Literatur:

DIVSI U25-Studie: Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene in der digitalen Welt (2014):

<https://www.divsi.de/publikationen/studien/divsi-u25-studie-kinder-jugendliche-und-junge-erwachsene-in-der-digitalen-welt/>

DIVSI Entscheider-Studie zu Vertrauen und Sicherheit im Internet (2013):

<https://www.divsi.de/publikationen/studien/divsi-entscheider-studie-zu-vertrauen-und-sicherheit-im-internet/>

Kontakt:

Joanna Schmölz
Deutsches Institut für
Vertrauen und Sicherheit im Internet (DIVSI)
Mittelweg 110 B, 20149 Hamburg
Telefon: +49 40 226 36 98 96
Mail: joanna.schmoelz@divsi.de
Twitter: @tybsilon
Web: www.divsi.de

Wie ticken Jugendliche heute?

Werte, Zukunftsvorstellungen und Alltag der 14- bis 17-Jährigen

PETER MARTIN THOMAS

Leiter der SINUS:akademie, freiberuflicher Supervisor und Coach (DGSF),
Organisationsberater, Heidelberg

Die SINUS:akademie gehört zum SINUS-Institut in Heidelberg, das seit 40 Jahren Zielgruppenforschung betreibt, ursprünglich mit dem Fokus auf öffentliche Auftraggeber, mittlerweile aber auch mit einer Perspektive auf die Marktforschung. Auch das DIVSI versieht uns mit Forschungsaufträgen. Mein eigener beruflicher Hintergrund ist die Jugendarbeit.

An dieser Stelle möchte ich die letzte Jugendstudie des SINUS-Instituts vorstellen¹ – d. h. die zweite Auflage; die erste ist im Jahr 2007 erarbeitet worden. Die erste Auflage umfasst ein etwas breiteres Altersspektrum, bei der zweiten haben wir uns mit den Auftraggeber/innen (Deutsche Kinder- und Jugendstiftung, Bund der Deutschen Katholischen Jugend, Bundeszentrale für politische Bildung, der Südwestrundfunk u. a.) dafür entschieden, eine kleine Phase des Jugendalters herauszugreifen und uns auf die 14- bis 17-Jährigen zu konzentrieren. Es handelt sich um eine qualitative Grundlagenstudie, die wir anschließend über Markt- und Mediastudien quantifizierten.

Beschaffung des Datenmaterials – Methodische Herangehensweise

Den 72 befragten Jugendlichen, die sich über ganz Deutschland verteilen, schicken wir vorab sogenannte Hausaufgabenhefte. Damit bitten wir die Jugendlichen um Auskünfte darüber, was sie gern im Fernsehen sehen, was sie in ihrer Freizeit tun, welche Lieblingskünstler sie haben, was ihrem Leben einen Sinn gibt u. a. Diese Hausaufgaben sind für uns ein sehr hilfreicher Einstieg in die Gespräche. Die anschließenden – etwa zweistündigen – Gespräche mit jedem Jugendlichen werden bei den Jugendlichen zu Hause, ohne Beisein der Eltern, geführt. Wir führen dabei keine Probleminterviews. Wir fragen nicht nach Problemen in der Schule, Problemen mit Drogen u. ä., sondern wir möchten, dass die Jugendlichen aus ihrem Alltag berichten. Wir möchten verstehen, wie sie die Woche verbringen und was ihnen wichtig ist. Diese Vorgehensweise erhöht deutlich die Auskunftsbereitschaft. Wir fotografieren die Zimmer. Unserer Ansicht nach stellen die Zimmer ein wertvolles Forschungsmaterial dar. Darin ist eine Menge zu entdecken, was gerade relevant ist, welche Modetrends gerade angesagt sind und auch, wie die aktuelle Tagesform aussieht. Wir bitten die Jugendlichen, uns ihre Zimmer vorzustellen und uns dabei zu erzählen, was ihnen dort wichtig ist.

Am Ende quantifizieren wir alle Ergebnisse. Die Quantifizierung erfolgt über ein **Indikatorenmodell**.

¹ Sinus-Institut, Heidelberg (Hrsg.); Calmbach, Marc; Thomas, Peter Martin; Borchard, Inga: Wie ticken Jugendliche? 2012: Lebenswelten von Jugendlichen im Alter von 14 bis 17 Jahren in Deutschland. Düsseldorf (2012)

Was macht das Aufwachsen heute aus?

Um über den Alltag der Jugendlichen zu sprechen, muss zunächst transparent gemacht werden, in was für einer Gesellschaft die Jugendlichen heute aufwachsen, welche Rahmenbedingungen sie vorfinden. Diese Bedingungen stehen im unmittelbaren Zusammenhang damit, wie sie mit ihrer Umwelt umgehen.

Eine zentrale Rahmenbedingung ist die **schnelle Veränderung der Gesellschaft**. In den letzten zehn Jahren ist sehr viel passiert. Wir hatten die großen Sozialstaatsreformen, die unter dem Titel „Hartz IV“ bekannt geworden sind, die schnell fortschreitende Entwicklung im Bereich des Internets und des mobilen Internets, es gab die Finanzkrise, den Reaktorunfall in Fukushima, die Diskussionen um die Heimerziehung u. v. m. Kinder und Jugendliche wachsen in einer Welt auf, in der es innerhalb kurzer Zeit große Veränderungen gibt, auf die sie sich immer wieder einstellen sollen.

Die Kinder und Jugendlichen wachsen in einem Land mit **multikultureller Vielfalt** auf. Manchmal gelingt es ganz gut, verschiedene Nationen und Kulturen zu integrieren, wie zum Beispiel in der Fußball-Nationalmannschaft, manchmal allerdings nicht so gut. Auf jeden Fall ist diese kulturelle Vielfalt Bestandteil des Alltags der meisten Jugendlichen.

Die Gesellschaft, in der Kinder und Jugendliche heute aufwachsen, ist stark vom **demografischen Wandel** geprägt. Es werden weniger Jugendliche, die mehr älteren Menschen gegenüberstehen. Von dieser Situation profitieren im Augenblick etliche Jugendliche, weil sich der Arbeitsmarkt radikal verändert. Wir werden mit der Jugendstudie schon lange nicht mehr so häufig von der Jugendarbeit und von Schulen eingeladen, wie es am Anfang noch der Fall war. Zurzeit beschäftigt vielmehr die Unternehmen als eines ihrer Kernthemen, wie sie an junge Leute herankommen, und sie versuchen dafür Impulse aus Zielgruppenstudien und -modellen zu gewinnen. Das heißt, für viele junge Menschen entstehen zurzeit **Chancen am Arbeitsmarkt**, die sie vorher nicht hatten. Allerdings bleibt ein Teil der Jugendlichen übrig, der nicht vom demografischen Wandel profitiert.

In den letzten Jahrzehnten hat sich die **Kluft zwischen Arm und Reich** weiter vergrößert. Das lässt sich für Deutschland sehr deutlich beschreiben, weniger deutlich dagegen zum Beispiel für Österreich und die Schweiz. Wir haben heute eine größere Distanz zwischen dem ärmsten und dem reichsten Jugendlichen in einer Schulklasse als vor Jahren.

Insgesamt erkennen wir einen deutlichen Trend in Richtung **Eigenverantwortung**. Jugendliche müssen heute viele Dinge selber klären, sich selbst sozialisieren, wobei sie keine effektive und umfassende Hilfe von Erwachsenen erhalten. Das zeigt sich u. a. im Bereich der Internetnutzung, wie wir im vorangegangenen Vortrag gehört haben. Nicht die Eltern erklären den Kindern das Internet, sondern bestenfalls funktioniert es umgekehrt. Die Jugendlichen haben in diesem Bereich einen Kompetenzvorsprung. Auch zum Thema „Berufswahl“ sind Erwachsene heute nur begrenzt in der Lage, vernünftige Ratschläge im Hinblick auf eine langfristige Zukunft zu geben, weil sie weder das Berufswahlspektrum kennen noch eine sichere Voraussage in Bezug auf eine zukunftsfähige Berufswahl treffen können. Somit müssen sich Jugendliche auch in diesem Bereich selbst sozialisieren.

Allgemeine Befunde der Jugendstudie

Der erste allgemeine Befund lässt sich mit der Aussage fast aller befragten Jugendlichen darstellen, sie hätten das Gefühl, dass in dieser Gesellschaft **der Wert eines Menschen nur noch an seiner Leistung gemessen** wird („Ich bin nur dann etwas wert, wenn ich etwas leiste.“). Das verunsichert vor allem die sogenannten bildungsfernen oder leistungsschwächeren Jugendlichen, weil diese sich fragen, ob sie überhaupt etwas wert sind, wenn sie in der Schule nicht gut sind und keinen Ausbildungsplatz bekommen. Aber auch die guten Schüler werden verunsichert, weil auch sie in diesem Bildungssystem nicht wissen, ob sie dort ankommen, wohin sie gern möchten, ob das Abitur für den Studienplatz, der Bachelorabschluss für den Master und ob der Master für den Arbeitsplatz genügt, den sie später haben möchten. Diese Situation erleben die Jugendlichen zudem als sehr hektisch, als ob sie eigentlich „gar keine Zeit“ mehr hätten. Die Studienzeit hat sich beispielsweise sehr verkürzt.

Die zweite wichtige Beobachtung bezieht sich auf die **Werte**, die uns die Jugendlichen in den qualitativen Gesprächen nannten (**Abbildung 1**).

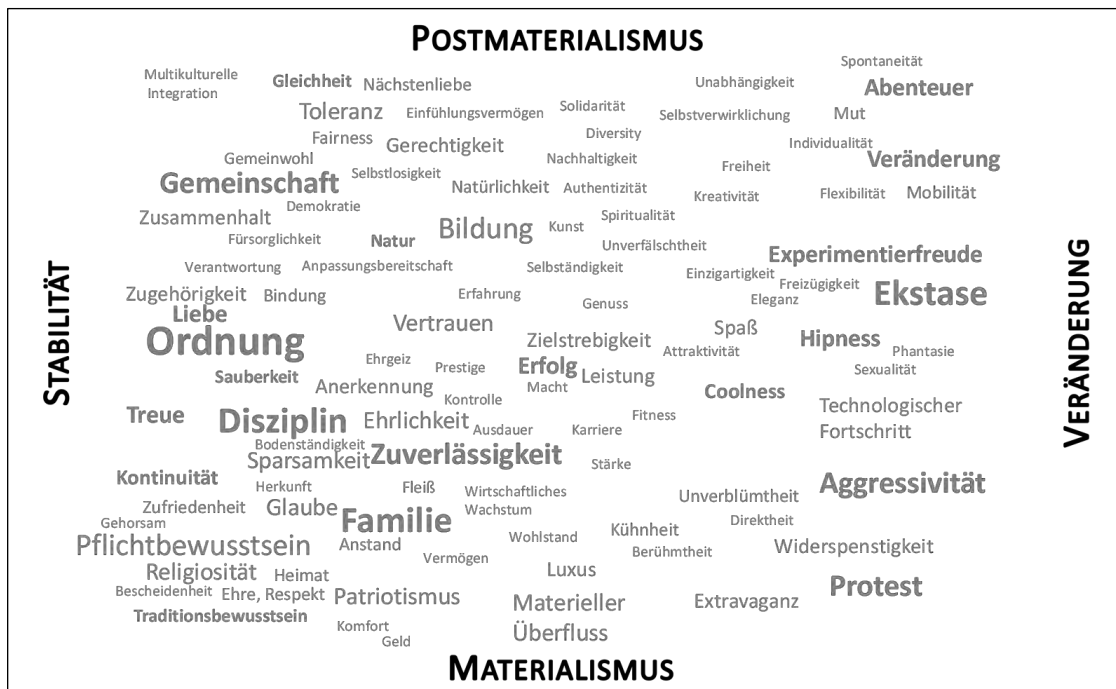


Abbildung 1

© sinus:akademie

Es handelt sich nicht um philosophisch-theologische Werte, sondern um solche, die die Jugendlichen für wichtig erachten. Diese Werte haben wir zwischen den Polen „Stabilität“ und „Veränderung“, „Materialismus“ und „Postmaterialismus“ verortet. Damit wollen wir verdeutlichen, dass die Jugendlichen aus einer großen Anzahl von Werten ihre Werte herausgreifen können und auch immer wieder die Möglichkeit haben, damit zu spielen, etwas zu verändern und scheinbar widersprüchliche Werte miteinander zu vereinbaren. In der Studie nennen wir dies eine postmodern-flexible Wertekonfiguration, d. h. es ist ein veränderbarer Wertemix. Jugendliche sind in der Lage, in sich verschiedene, auch

widersprüchliche Werte zusammenzufügen und diese aber auch wieder zu verändern, wenn sie merken, dass sich die Umwelt verändert und sie sich daran anpassen müssen.

Es besteht drittens **ein verändertes Verhältnis zwischen der Eltern- und Kindergeneration**. Es gibt außerdem **eine verlängerte Jugendphase**. Viele Jugendliche verrieten uns, dass sie eigentlich „ganz entspannt zu Hause leben und sich nicht mit den Eltern streiten müssen“. Das mag sich für die Eltern vielleicht im Alltag etwas anders anfühlen, es handelt sich jedoch um einen Grundbefund. Die Jugendlichen haben meist kein grundlegend anderes Wertesystem, das sie ihren Eltern entgegenhalten. Sie gehen davon aus, „irgendwann“, „eines Tages“ aus dem Elternhaus auszuziehen. Oft sieht man das veränderte Verhältnis zwischen Eltern und Kindern daran, dass sie die gleiche Kleidung tragen – was eine Generation vorher undenkbar gewesen wäre.

Das SINUS-Lebensweltmodell u18

Wir legen in unseren Studien größten Wert darauf, Jugendliche nicht als „die Jugend“ zu beschreiben, sondern vielmehr zu zeigen, wie unterschiedlich und vielfältig die Lebenswelten sind. Natürlich besteht ein Unterschied in der **sozialen Lage**, aber ebenso gibt es sehr relevante Unterschiede in den **Werten** bzw. in der Zusammenstellung der verschiedenen Werte und bedeutsame Unterschiede im **Lebensstil**, d. h., was die Jugendlichen im Alltag in den Mittelpunkt stellen, ob ihnen Konsum wichtig ist oder das Vereinsleben, ob sie das Jugendhaus besuchen oder am Sonntag in die Kirche gehen, ob die Familie für sie ein zentraler Ort ist, ob sie sich auf die Bildung konzentrieren usw. All diese Dinge beziehen wir in die Beschreibung der Lebenswelten ein.

Das **SINUS-Lebensweltmodell der 14- bis 17-Jährigen (Abbildung 2)** zeigt die von uns vorgenommene Zuordnung der Jugendlichen.

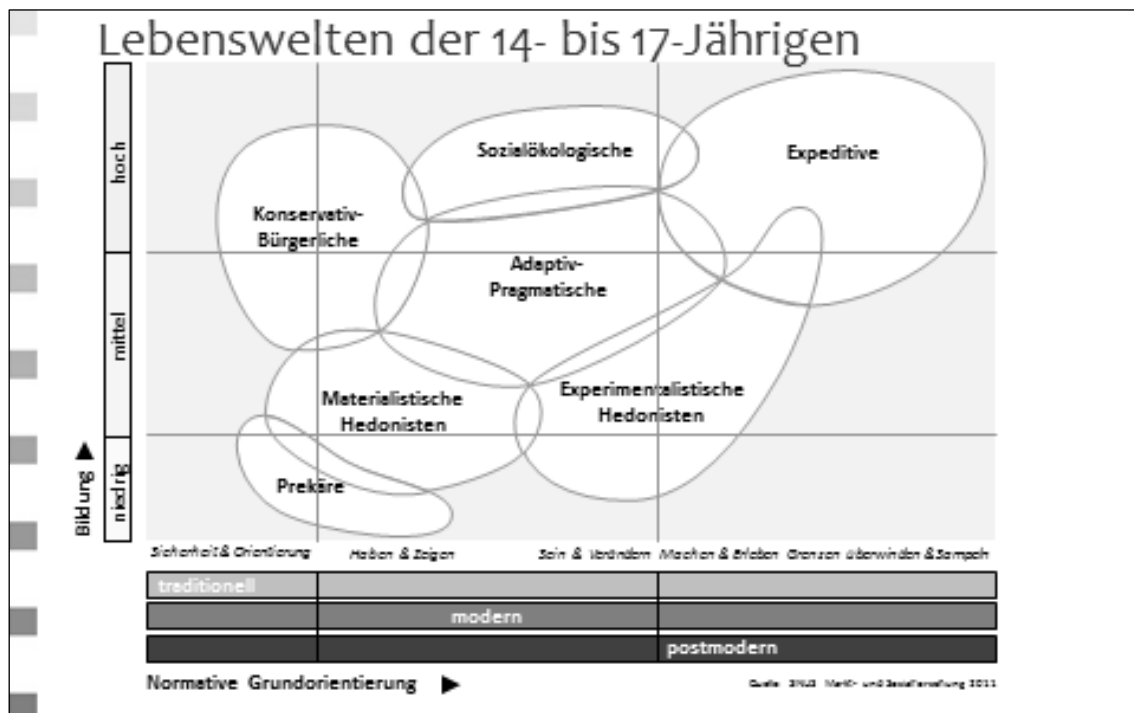


Abbildung 2

© sinus:akademie

Auf der senkrechten Achse ist der angestrebte Bildungsabschluss aufgezeichnet und auf der waagerechten Achse die Werteorientierung. Ich möchte an dieser Stelle ausdrücklich darauf hinweisen, dass hier **keine Persönlichkeitstypologie** dargestellt wird. Hier werden lediglich die unterschiedlichen Lebenswelten beschrieben, in denen sich die Jugendlichen bewegen. Es ist die Funktion von Modellen, zu vereinfachen und eine grobe Orientierung zu bieten. Es gibt selbstverständlich Schnittmengen und Bewegungen zwischen den Lebenswelten.

Wir hatten die Chance, in der Stadt Singen fast sämtliche 14- bis 17-jährigen Schüler zu befragen. Tatsächlich konnten wir jede Schulklasse darum bitten, in einem Computerraum Fragebögen zum Thema „Schule und Offene Jugendarbeit“ auszufüllen. Damit waren wir in der Lage zu prüfen, wie gut das Modell in der Praxis funktioniert und wie weit es segmentiert. Wir konnten zeigen, in welchen Stadtteilen sich welche Jugendliche besonders konzentrieren. An der Grafik (**Abbildung 3**) ist zu erkennen, wie unterschiedlich sich die Lebenswelten verteilen. An den Gymnasien tauchen gerade die oberen Lebenswelten besonders häufig auf. Dabei stellen wir den Prozentwert der Kommune dem Prozentwert im Bundesdurchschnitt und dem Indexwert gegenüber. Hier finden sich nur ganz vereinzelt prekäre Jugendliche.

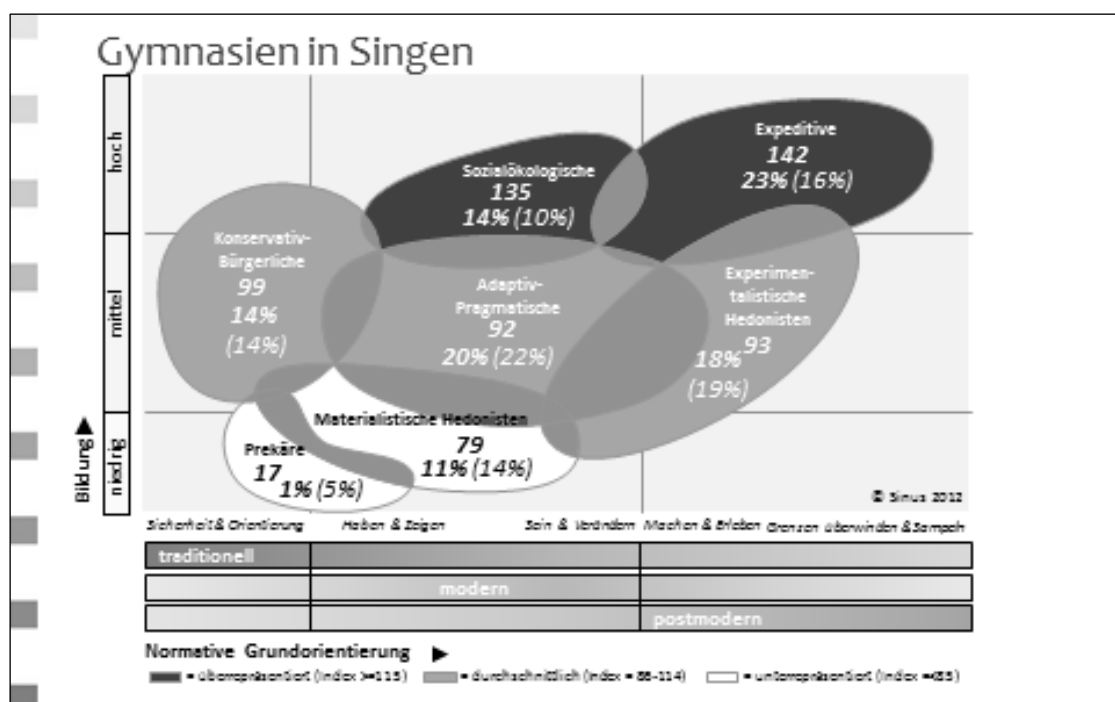


Abbildung 3

© sinus:akademie

An den Realschulen in Baden-Württemberg und noch deutlicher an den Hauptschulen, Werkreal- und Förderschulen verteilen sich die Lebenswelten völlig anders. Schulen segmentieren Lebenswelten. An der Haupt- oder Förderschule befinden sich 14 Prozent der Jugendlichen aus einer prekären Lebenswelt, im Vergleich zu 1 Prozent am Gymnasium, umgekehrt nehmen die Expeditiven ab. Das ist für mich eine spannende Frage im Hinblick auf unser Thema. Auch in Singen wurde darüber diskutiert, wozu wir Jugendarbeit überhaupt brauchen. Schulen tragen nicht unbedingt dazu bei, dass sich unterschied-

liche Lebenswelten begegnen, zumindest so lange nicht, wie wir ein Schulsystem haben, das so auseinandergliedert, wie es in Baden-Württemberg der Fall war.

Die verschiedenen Lebenswelten der Jugendlichen

1. Adaptiv-Pragmatische Lebenswelt

Die Adaptiv-Pragmatischen stellen die junge, bürgerliche Mitte der Gesellschaft dar. Sie sind leistungsbereit, familienorientiert, wollen sich am Mainstream orientieren, das heißt, sie orientieren sich u. a. im Hinblick auf die Mode und die Musik am populären Mainstream und sind hochgradig anpassungsbereit. Daher wird diese Lebenswelt als adaptiv-pragmatisch bezeichnet. Man ist bereit, sich anzupassen und zu versuchen, mit dem Alltag pragmatisch umzugehen. Die Zukunftsvision ist, eine Art bürgerliches Leben zu führen: einen sicheren Arbeitsplatz zu finden, zu heiraten, Kinder zu bekommen, vielleicht ein eigenes Zuhause aufzubauen – allerdings deutlich modernisiert im Vergleich zu den bürgerlichen Eltern, d. h. man geht nicht von einem Haupternährer-Modell aus, sondern Mann und Frau wollen beide arbeiten und sich gleichberechtigt um die Erziehung der Kinder kümmern, außerdem wollen sie ein Leben mit einer deutlichen Spaßorientierung. Sie wollen nicht auf alles, was Spaß macht, verzichten, wenn sie Kinder haben.

In den Zimmern der Jugendlichen fallen vor allem die großen Schreibtische auf (**Abbildung 4**).



Abbildung 4

© sinus:akademie

Hier gibt es Plätze mit guter technischer Ausstattung, mit Notebook und Drucker, an denen man gut lernen kann. Wir wissen nicht, wer den Schreibtisch in das Zimmer gestellt hat, ob das die Eltern oder die Jugendlichen selbst waren, aber auf jeden Fall spielt er

Um noch einen besseren Eindruck von den verschiedenen Lebenswelten zu bekommen, haben wir die Jugendlichen nach ihrer bevorzugten Musik befragt. Es ist wohl bekannt, wie sehr Musik Jugendliche voneinander abgrenzt und wie wichtig es für sie ist, den einen Künstler zu mögen, weil er einen bestimmten Lebensstil und bestimmte Inhalte vertritt, und einen anderen abzulehnen und eine bestimmte Musikrichtung als für sich zugehörig zu betrachten. Die Adaptiv-Pragmatischen hören in der Regel die Musik, die in den Charts läuft und die alle hören und die auch die ältere Generation nicht erschreckt.

[illegible]

© sinus:akademie

29

2. Konservativ-Bürgerliche Lebenswelt

Die Jugendlichen der Konservativ-Bürgerlichen Lebenswelt kann man auch als familien- und heimatorientierte Bodenständige mit Traditionsbewusstsein und Verantwortungsethik bezeichnen. Die Familienorientierung ist bei ihnen nicht nur eine Option, sondern ein ganz sicherer Zukunftsplan. Sie möchten sich lokal gesellschaftlich in das Vereinsleben einbringen, sind engagiert in der kirchlichen Jugendarbeit oder beim Musikverein oder anderen Organisationen. Man ist gern zusammen mit den Erwachsenen, die dort Verantwortung übernehmen.

Die Zimmer sind sehr ordentlich (**Abbildung 6**).



Abbildung 6

© sinus:akademie

Wir sind uns fast sicher, dass die Jugendlichen vor unserem Besuch aufgeräumt haben. Auch das wäre eine bürgerliche Grundtugend. Hier stehen ebenfalls große Schreibtische. Außerdem finden sich ein paar Dinge, die nicht unbedingt jugendaffin erscheinen. Alte technische Geräte wie ein Doppelkassettenspieler zeugen davon, dass nichts weggeworfen wird, was noch funktionstüchtig ist. In Bezug auf die bevorzugte Musikrichtung lässt sich feststellen, dass ihnen u. a. das Musical als in sich geschlossene Happy-End-Kunstform sehr gut gefällt.

Die Wertezusammenstellung geht deutlich in Richtung Stabilität, Ordnung, Zuverlässigkeit, Disziplin und Kontinuität.

Die Konservativ-Bürgerliche ist eine von zwei Lebenswelten, in der noch Glaube, Religion und Kirche wirklich zusammengehören. Ansonsten gibt es kaum noch Jugendliche, für die Glaube etwas mit Religion zu tun hat und die sich aktiv am kirchlichen Leben beteiligen, weil sie einer Religionsgemeinschaft angehören.

Nach der Zukunft befragt, antwortet ein junger Mann: „Mein Traum wäre es, nach dem Abitur zur Bundeswehr zu gehen und dort die Offizierslaufbahn einzuschlagen, später eine nette Frau zu heiraten, ein Haus zu bauen, zwei oder drei Kinder zu haben, schöne Autos zu fahren und zweimal im Jahr in den Urlaub zu gehen.“ Auch das ist eine klare Ansage für die Zukunft.

3. Materialistische Hedonisten

Bei den Materialistischen Hedonisten stehen weniger Bildung und Beruf im Mittelpunkt, sondern eher Freizeit, Spaß und Genuss. Sie stellen im Wesentlichen eine freizeit- und familienorientierte Unterschicht mit ausgeprägten markenbewussten Konsumwünschen dar. Für sie ist es von zentraler Bedeutung, die richtige Turnschuhmarke und die richtige Jacke zu tragen, ein cooles Tattoo zu haben o. ä. Das ist für sie ein Merkmal, dazuzugehören und Anerkennung zu finden. Man gehört zu einer Clique und man ist cool, weil man sich diese Sachen leisten kann.

Die Zimmer sind nicht mehr ganz so aufgeräumt (**Abbildung 7**).



Abbildung 7

© sinus:akademie

Es ist auffällig, dass der Schreibtisch kleiner ist und das Zimmer mehr Dinge beherbergt, die etwas mit Schönheit zu tun haben. Die Jugendlichen beschreiben als ihre Stärke, dass sie wissen, wie man gut aussieht. Das würde der Bürgerlich-Konservative von sich eher nicht sagen. Der Materialistische Hedonist weiß hingegen, was angesagt ist und was man anziehen muss. Im Zimmer befinden sich Parfumflacons, eine Sammlung von Basecaps, eine Hantelbank, eine Computerspielkonsole. Die Stars sind wichtig – vor allem Fußballstars und Popstars. Über dem Schreibtisch sieht man den „Hausaltar“, die Wodka- und

Jägermeisterflaschen. Mit „Hausaltar“ sind Erinnerungsstücke gemeint, die den Jugendlichen sehr wichtig sind und zu denen sie eine Geschichte erzählen können.

Der Musikgeschmack folgt im Wesentlichen dem Mainstream, aber es sind andere Künstler als bei den Adaptiv-Pragmatischen, wie Bushido, Sido, Beyonce usw., die in ihren Inhalten ein bestimmtes Schema bedienen, dass sie nämlich von ganz unten kommen und es auch ohne diesen „Bildungsscheiß“ ganz nach oben geschafft haben. Sie sind nun reich und berühmt und sehen gut aus. Das macht sie gerade für die Jugendlichen in dieser Lebenswelt interessant und zu Idolen.

Die folgende Tagebuchseite heißt wieder „Das gibt meinem Leben Sinn“ (**Abbildung 8**). Auch diese verdeutlicht, dass es für die betreffende Jugendliche u. a. im Fokus ihrer Lebenswelt steht, gut auszusehen und viel über die Stars zu wissen.



Abbildung 8

© sinus:akademie

Die Werte liegen deutlich im Bereich des Materialismus: Geld, Konsum, Wohlstand, Vermögen. Dagegen kann man wenig mit den Werten Bildung, Bescheidenheit und Natürlichkeit anfangen.

Der Zukunftstraum ist immer noch relativ bürgerlich, in der Mitte orientiert, man sucht den Anschluss zur Mitte, allerdings kürzer gefasst: „Später möchte ich in einem Familienhaus wohnen mit meinem Mann und meinen Kindern. Ich möchte einen gut bezahlten Job haben.“

4. Experimentalistische Hedonisten

Neben den Materialistischen Hedonisten gibt es die Lebenswelt der Experimentalistischen Hedonisten. Das sind die spaß- und szenorientierten Nonkonformisten mit Fokus auf Leben im Hier und Jetzt. Sie wollen nicht so sein wie die anderen in ihrer Schulklasse oder wie ihre Eltern. Der Milieuansatz trifft hier auf den Szeneansatz und man könnte sich in diesem Bereich von unserer Studie entfernen und sich an Klaus Farin oder andere wenden, die sich mit Jugendszenen beschäftigen. Für diese Jugendlichen ist die Szene bzw. die Jugendkultur der zentrale Orientierungsanker.

Die Zimmer sind so etwas wie elternfreie Zonen (**Abbildung 9**).



Abbildung 9

© sinus:akademie

Es wird viel selbst gestaltet, die Tür ist mit Aufklebern und Schriftzeichen verziert, Die Plakate verraten, in welcher Szene man sich bewegt, z. B. Heavy Metal, es gibt eine eigene Gitarre, ein nicht mehr benutzbares Skateboard o. ä. Wichtig ist die Orientierung an der Szene und an einer eigenen Musikrichtung, das ist der eigentliche Bezug und bildet den Familienersatz. Bei der Frage, ob diese Jugendlichen ein Jugendhaus besuchen oder nicht, spielt eine wesentliche Rolle, ob dort die richtige Musik gespielt wird.

Ein Mädchen aus Berlin gibt an, ein tolles, buntes Leben zu haben (**Abbildung 10**).



Abbildung 10

© sinus:akademie

Unten rechts ein skizziertes Selbstportrait mit einem Joint im Mund, daneben steht: „Tell Mom I’m sorry. This Life is a Party.“ Dies ist eine klare Ansage, worum es geht.

Die Zusammenstellung der Werte, die sogenannte Wertewolke, vermittelt den Eindruck, als ob man die Werte der Konservativ-Bürgerlichen Lebenswelt umgekehrt hätte.

Hervorgehoben sind Unabhängigkeit, Freiheit, Kreativität, Spaß usw. Jugendliche aus dieser Lebenswelt versuche ich den Arbeitgebern schmackhaft zu machen, denn diese Jugendlichen sind interessante, kreative Leute, die in ihrer Jugendszene viel lernen. Sie sind vielleicht mit 17 Jahren nicht die besten Azubis, aber man findet ein hohes Potenzial an Kreativität und Lernen, das meist übersehen wird, aber sehr erfolgversprechend sein kann. Ich kann aus meinen Erfahrungen aus der Jugendarbeit berichten, was aus denen, die aus solchen Jugendszenen kommen, später geworden ist.

In ihren Vorstellungen über die Zukunft sind die Jugendlichen für alles offen: „Ich denke, dass ich noch viel mit meinen Leuten zu tun haben werde, vielleicht eine Runde reisen. Eigentlich bin ich offen für alles, so lange es keine zwei Kinder, ein Hund und ein Pferd auf dem Dorf sind.“ schreibt ein Jugendlicher. Das ist das Gegenmodell zu den Konservativ-Bürgerlichen.

5. Die Prekäre Lebenswelt

Eine Lebenswelt, die wir auch grafisch bewusst von der Mitte abgesetzt haben, ist die Prekäre. Die Jugendlichen in einer Prekären Lebenswelt starten mit den schwierigsten Voraussetzungen, d. h. Eltern in Arbeitslosigkeit oder Armut, Eltern mit einem geringen Bildungsgrad, der Migrationshintergrund kann nicht als Ressource genutzt werden,

schwierige Wohngegend usw. Diese Dinge kumulieren in der Regel. In den qualitativen Interviews fanden wir etliche Jugendliche vor, die sich sehr deutlich von den anderen unterscheiden, vor allem in ihrem Bildungs- und Zukunftsfatalismus. In allen anderen Lebenswelten hatten die Jugendlichen irgendwelche Zukunftsträume, aber hier wurden wir häufig mit der Formulierung konfrontiert: „In dieser Gesellschaft habe ich sowieso keine Chance, ich gehöre nicht dazu...“ Für sie ist es wichtig, dass es nicht noch weiter nach unten geht. Daher mussten wir diese Jugendlichen in eine eigene Lebenswelt einordnen, wohl wissend, dass der Name „Prekär“ als problematische Zuschreibung an die Jugendlichen missverstanden werden kann, obwohl er die Realität ihres Alltages gut trifft.

Die Jugendlichen schämen sich häufig, die Wohnungen zu zeigen. Man lädt auch keine Freunde oder Freundinnen ein, denn man will nicht, dass jemand sieht, wie man wohnt. (Abbildung 11).

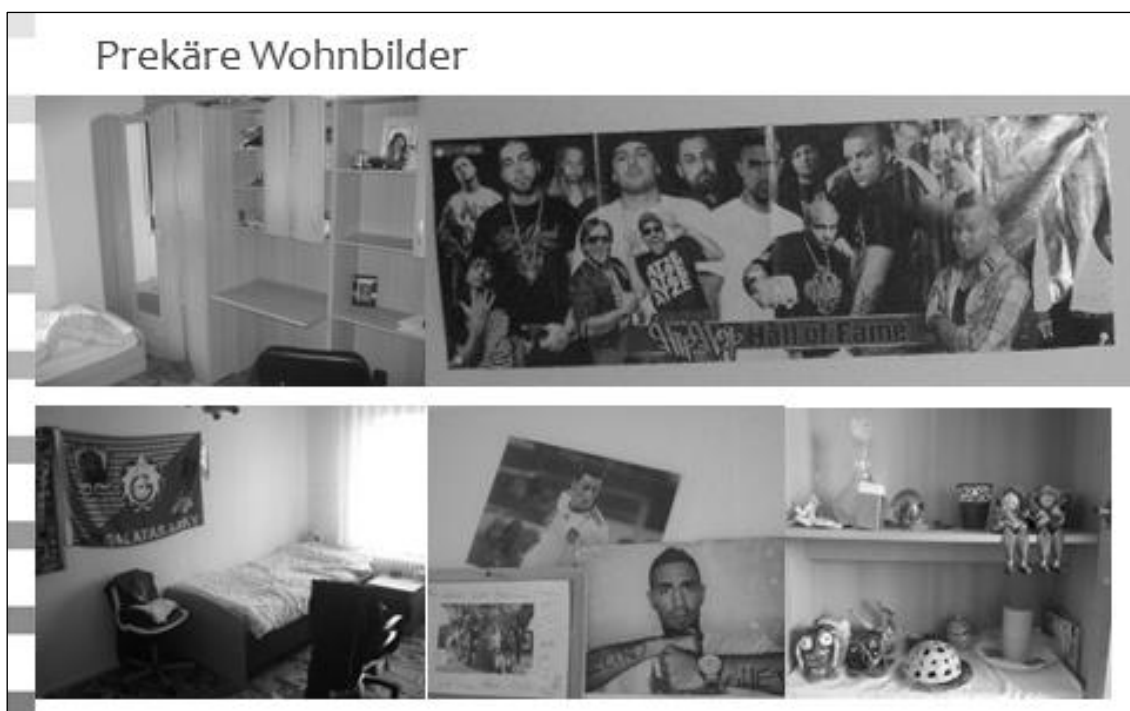


Abbildung 11

© sinus:akademie

Der Schrank auf dem Foto ist leer, nicht weil der Jugendliche gerade umzieht, sondern weil er nichts hat, was er hineinstellen könnte.

In der Musikrichtung besteht eine Parallelität zu den Materialistischen Hedonisten, meist im Bereich HipHop und R&B, aber es sind Künstler dabei, die nicht mehr im Radio oder im Fernsehen gesendet werden, die ihnen aber vertraut sind, wie z. B. Farid Bang.

Auf die Frage, was ihrem Leben Sinn gibt, werden Dinge benannt, die nicht unbedingt in der Realität eine Rolle spielen, sondern auch Wünsche darstellen. Ein 14-jähriger schreibt u. a.: „Playstation 2 und 3, Fußball, Frauen und Party.“

Die „Wertewolke“ sieht der der Materialistischen Hedonisten ähnlich, allerdings gemischt mit vielen konservativ-traditionellen Werten, wie Ehre und Respekt, Religiosität, Sparsamkeit, Zusammenhalt, Gemeinschaft, die die Jugendlichen stützen und ihnen Stabilität geben. Es ist die zweite Lebenswelt, in der Glaube, Religion und Kirche noch zusammengedacht werden, allerdings oft nicht vor dem Hintergrund des aktiven Praktizierens, sondern eher als ein Anker, an denen sie sich festhalten können. Ein Mädchen betonte im Interview, dass es ihr ganz wichtig sei, katholisch zu sein, ohne erklären zu können, wie sie das inhaltlich füllen würde. Aber es ist eine Identitätsbeschreibung, um dazugehören und Teil einer großen Gemeinschaft zu sein.

Die Wünsche an die Zukunft richten sich in der Regel auf einen guten Job, eine Familie und Gut-Verdienen. Ein Junge schreibt, er würde gern später Jura studieren und Anwalt werden. Das ist weit entfernt von dem, was im Augenblick bei diesem Jungen realistisch zu sein scheint. Auch das macht die prekäre Lebenswelt aus: Es ist oft so unrealistisch, was man sich denkt, was möglich wäre, wohin man kommen könnte. Das macht es nicht einfacher, im Alltag zurechtzukommen. Sie werden diese Zielgruppe aus Ihrem Alltag gut kennen, weil Sie in der offenen Jugendarbeit oft auftaucht.

6. Die Sozialökologische Lebenswelt

Die Jugendlichen in der Sozialökologischen Lebenswelt befinden sich genau am anderen Ende in Bezug auf die Bildungskarriere und die Elternhäuser. Es sind die nachhaltigkeits- und gemeinwohlorientierten Jugendlichen mit sozial-kritischer Grundhaltung und Offenheit für alternative Lebensentwürfe.

Die Jugendzimmer sind voll von politischen Botschaften (**Abbildung 12**).



Abbildung 12

© sinus:akademie

Man ist gegen Nazis, gegen Atomkraft und bei der Fußballweltmeisterschaft nicht für die mächtige deutsche Nationalmannschaft, sondern für den Sympathieträger aus Ghana, weil man sich auch da von denen abgrenzen möchte, die bei den Mächtigen und Starken sind. Man geht auch nicht zu Madonna, sondern in die Kulturfabrik nach Bruchsal.

Die bevorzugte Musik hat in der Regel eine gute Message, politische Inhalte, die von politisch korrekten Künstlern vorgetragen werden. Hier werden auch ganz andere Männer- und Frauenbilder vorgestellt. Folglich hat man in dieser Lebenswelt auch andere Wünsche und Vorstellungen vom Leben, wie man an der Aussage eines 17-jährigen Jungen zur Frage „Was gibt meinem Leben Sinn?“ erkennen kann: „Meinem Leben gibt Sinn: Die Freiheit zu tun, was ich will, die Chance, anderen zu helfen, der Gedanke, erwünscht zu sein, Probleme, die gelöst werden wollen, Projekte der Selbstverwirklichung, Teil von etwas zu sein, den wirklichen Sinn zu suchen.“ Auch an der Textlänge zu dieser Frage kann man Lebenswelten durchaus erkennen. Nicht alle Jugendlichen sind bereit, so viel zu schreiben und ihre Gedanken so ausführlich zu formulieren.

Die „Wertewolke“ stellt die Umkehrung der Werte der Materialistischen Hedonisten dar: Gerechtigkeit, Nachhaltigkeit, Demokratie, Mobilität stehen im Vordergrund. Fragt man nach der Zukunft, lautet die Antwort eines 17-jährigen Mädchens: „Ich möchte eine Berufung finden, in der ich aufgehe und das Gefühl habe, etwas Sinnvolles zu tun. Doch wäre es auch toll, trotzdem noch genug Freizeit zu haben.“ Es ist wohl nicht verwunderlich, dass sich daraus auch der Nachwuchs für die Sozialarbeiter und kirchlichen Mitarbeiter rekrutiert, wenn man nach den Berufswünschen fragt. Hier steckt auch eine Menge Stoff zum Nachdenken für unsere Profession. Die Lebens- und Wertewelt, in der sie selbst zu Hause sind, ist so unglaublich weit weg von der Welt derjenigen, mit denen sie später arbeiten, so dass es gut wäre, sich gemeinsam anzuschauen, was wir miteinander machen und wie wir miteinander umgehen.

7. Die Expeditiv Lebenswelt

Die Expeditiv Lebenswelt ist von den erfolgs- und lifestyleorientierten Networkern auf der Suche nach neuen Grenzen und unkonventionellen Erfahrungen geprägt. Der Begriff „Expeditiv“ leitet sich vom Wort „Expedition“ ab, das Leben wird als Abenteuerreise angesehen, man kann sich immer wieder neu erfinden und Grenzen überwinden. Wenn es so etwas gibt wie eine „Generation Y“, könnte man sie in diesem Bereich in Ansätzen finden. Das sind junge Leute, die einerseits Karriere machen, Leistungen bringen und Erfolg haben wollen, auf der anderen Seite wollen sie aber auch Spaß haben und das Leben genießen. Beides versuchen sie zusammenzubringen.

Die Zimmer tragen Zeichen der Selbstinszenierung (**Abbildung 13**).



Abbildung 13

© sinus:akademie

Man findet eigene Kunst, Inszenierung und Installation von Gegenständen, zum Beispiel Fotoapparate in einem Vogelkäfig. Auch der Spruch an der Wand „Ich kann, was ich will.“ verdeutlicht die selbstbewusste Lebenseinstellung der Expeditiven Jugendlichen. Bei der Musik wird stets das absolut Neue jenseits vom Mainstream favorisiert. Man weiß, was demnächst kommt, was andere noch nicht hören. Man will sich unbedingt abgrenzen vom Mainstream.

Fragt man die Jugendlichen, was ihrem Leben einen Sinn gibt, schreibt zum Beispiel ein 16-jähriger Junge: „Nie stehen bleiben, weitergehen und leben.“ und fügt ein selbstgefertigtes Aquarell in das Tagebuch ein (**Abbildung 14**). Eine Frage mit Kunst zu beantworten, zeugt von einem hohen Selbstbewusstsein (Sollen sich doch die Wissenschaftler den Kopf darüber zerbrechen, was ich damit zum Ausdruck bringen will...).



Abbildung 14

© sinus:akademie

Die „Wertewolke“ ist nah bei den Experimentalistischen Hedonisten. Allerdings sind hier die Leistungswerte mit hineingemischt. Es geht um Spaß, Unabhängigkeit und Kreativität, aber auch um Ehrgeiz, Zielstrebigkeit, Leistung und Erfolg, Karriere und Fleiß. Beides findet in dieser Lebenswelt zusammen. Daher sind auch die Arbeitgeber an solchen Jugendlichen interessiert. Allerdings wollen sie diese Jugendlichen selten binden.

Dies war ein kurzer Exkurs in die verschiedenen Lebenswelten. Wir wollen mit unserem Modell nicht, dass die Jugendlichen in irgendwelchen „Schubladen“ eingeordnet werden. Es soll auch keine sozialräumlichen Methoden ersetzen. Es ist vielmehr ein Modell, mit dem man Überlegungen für die Jugendarbeit, zu der Frage, was in der eigenen Kommune passiert, anstellen kann, z. B. wie sich die unterschiedlichen Zielgruppen auf die Stadtteile verteilen und wie man damit arbeiten kann.

Jugendliche in Singen

Die 14- bis 17-jährigen Schüler in Singen befragten wir u. a., woher ihr Freundeskreis kommt. Es war interessant zu sehen, wie sehr bei Gymnasiasten, gerade bei den Expeditiven, der Freundeskreis immer mehr in Richtung Schule tendiert und wie der Freundeskreis bei denen, die sich in der Haupt- und Realschule bewegen, immer mehr in Richtung Nachbarschaft oder Freundeskreis tendiert.

Es gibt je nach Lebenswelt und Schultyp deutliche Unterschiede in der Art, wie sich die Jugendlichen ihren Freundeskreis aufbauen und wo sie ihre Freunde finden. Es war wichtig, sich anhand der Ergebnisse anzuschauen, was das im Hinblick auf eine kommunale Infrastruktur bedeutet und was die Jugendlichen brauchen, wenn sie sich vor Ort bewegen.

In Singen stand auch die Frage im Raum, ob Ganztagschule vielleicht die offene Jugendarbeit wenigstens zum Teil ersetzen kann, wenn sie attraktive Angebote bereithält. Wenn man sich jedoch ansieht, wer sich nach dem Unterricht in der Schule aufhält, sind das überproportional die Sozialökologischen, die sich engagiert in Arbeitsgemeinschaften u. ä. einbringen, außerdem überwiegend die Prekären und die Materialistischen Hedonisten. Wenn man die Jugendlichen aus den beiden letzten Gruppen fragt, warum sie noch in der Schule sind, bekommt man häufig die Antwort, dass sie nur nicht nach Hause gehen wollen, weil dort nichts ist, wo sie sich gern aufhalten. Das sind aber genau die Gleichen, die später am Nachmittag oder am Abend im Jugendhaus auftauchen. Es war erfreulich zu sehen, dass das in Singen verstanden worden ist und die Schlussfolgerung gezogen wurde, dass das Eine nicht das Andere ersetzen kann. Es wird gerade für die Jugendlichen, die aus schwierigeren Verhältnissen kommen oder die ihre Freizeit nicht im Vereinsleben gestalten wollen oder auch nicht in der Schule ihre ganze Lebenserfüllung sehen, eine andere Infrastruktur gebraucht. Und das ist die offene Jugendarbeit. Die muss bereitstehen und Orte bieten, wo sich die Jugendlichen finden und etwas für sich selbst tun, Freizeit gestalten und wo sie Anerkennung finden können. Das war eine ganz erfreuliche Entwicklung in Singen.

Interessant war aber auch, am häufigsten von den Jugendlichen in einer prekären Lebenswelt zu hören, dass sie nicht ins Jugendhaus gehen würden, weil dort keine interessanten Angebote vorhanden wären. Das ist ein deutlicher Auftrag, sich inhaltlich im Hinblick auf diese Zielgruppe etwas einfallen zu lassen.

Wir untersuchten in Singen außerdem, wer die Ressource „Offene Jugendarbeit“ nutzt, zum Beispiel für Gespräche. Auch hierbei wurde sichtbar, dass gerade Jugendliche aus schwierigeren Verhältnissen eine wichtige Ressource in dem Jugendhausmitarbeiter als Gesprächspartner finden. In Singen wurde daraus die Konsequenz gezogen, dass die Mitarbeiter/innen im Jugendhaus im Hinblick auf ihre Beratungskompetenz besser geschult werden.

Nehmen Sie diesen Überblick über die Lebenswelten als Impuls für die Differenzierung, wie unterschiedlich es heute sein könnte, bitte nicht als Schubladenmodell – dann wäre ich Ihnen sehr dankbar. Vielen Dank.

Wissenschaft trifft (auf) Praxis

Welche Funktion hat offene Jugendarbeit heute für das Aufwachsen von Kindern und Jugendlichen?

Welche Veränderungen haben sich daraus in der täglichen Praxis der Jugendarbeit ergeben?

Welche Impulse zur Weiterentwicklung von Jugendarbeit gibt es?

... in der Stadt

BERND KAMMERER

Leiter der Abteilung Kinder- und Jugendarbeit, Familienbildung, Jugendsozialarbeit an Schulen und Erziehungsberatung, Amt für Kinder, Jugendliche und Familien Nürnberg

Herzlichen Dank für die Einladung nach Berlin, um hier als Vertreter eines Großstadt-Jugendamtes einen Beitrag zur Weiterentwicklung der Offenen Jugendarbeit leisten zu dürfen. Im Folgenden sollen die o. a. Leitfragen bearbeitet, vorher aber ein kurzer Einschub zum persönlichen und beruflichen Umfeld gemacht werden.

1. Offene Jugendarbeit in Nürnberg

Ich bin als Bereichsleiter in Nürnberg für Kinder- und Jugendarbeit (und Präventive Jugendhilfe, Jugendsozialarbeit an Schulen, Familienbildung und Erziehungsberatung) zuständig, dem Bereich 2 als einem von vier Bereichen des Amtes für Kinder, Jugendliche und Familien – Jugendamt der Stadt Nürnberg. Ich bin Soziologe (M. A.) und Diplom-Sozialpädagoge und in verschiedenen Phasen meines Lebens immer wieder biografisch mit unterschiedlichen Feldern der Jugendarbeit verschränkt gewesen (Jugendzentrumsbewegung, Jugendverbandstätigkeit, Jugend- und Kommunikationszentrum KOMM, jetzt hauptberufliche Tätigkeit). Die Stadt Nürnberg soll kurz mit folgenden Basisinformationen gekennzeichnet werden:

Nürnberg ist ein alter und traditionsreicher Industriestandort mit über einer halben Million Einwohner/innen und trotzdem keine schrumpfende Stadt. Die Geburtenraten wachsen in letzter Zeit und durch Zuzug wächst die Stadt sogar leicht. Aber Nürnberg ist auch eine alternde Stadt. Der Strukturwandel ist weitgehend abgeschlossen und insgesamt gut gelungen, trotz großer Rückschläge als Produktionsstandort, die es immer wieder zu verkraften galt: Grundig, Triumph Adler, AEG und Quelle sind nur einige, weit über Nürnbergs Grenzen hinaus bekannte Namen. Die Folgen sind aber nach wie vor sichtbar: Insgesamt geringeres Bildungsniveau, junge Menschen ohne Schulabschluss, Ausbildung und Arbeit, Langzeitarbeitslosigkeit, Kinderarmut. Diese sozialpolitische Herausforderung bestimmt in vielfältiger Weise jugendpolitisches Handeln:

- Insgesamt 40 Prozent der Nürnberger/innen haben einen Migrationshintergrund, darunter 59 Prozent der jungen Menschen unter 18 Jahren, bei Kindern unter 6 Jahren sind es 61 Prozent.

- Nur ca. 17 Prozent aller Haushalte sind Familienhaushalte mit mindestens einem Kind unter 18 Jahren; davon sind ca. 25 Prozent Alleinerziehende.
- Der Anteil der Kernzielgruppen der Kinder- und Jugendarbeit bleibt fast konstant in der Prognose.
- Die Arbeitslosen-Quote beträgt 7,3 Prozent (Oktober 2014).
- Fast jedes vierte Kind lebt von Sozialtransferleistungen (SGB II) und fast jedes dritte Kind ist von Armut bedroht.
- Viele Jugendliche sind nicht hinreichend ausgebildet, knapp 10 Prozent der Jugendlichen verlassen die Schule ohne jeden Abschluss.
- Aktuell steht – wie in vielen anderen Städten auch – die Flüchtlingsproblematik an.

Nürnberg ist aber auch geprägt durch die Geschichte des Dritten Reiches: als Stadt der Reichsparteitage, der Nürnberger Gesetze und der Nürnberger Prozesse. Diese Ereignisse einer menschenverachtenden Politik verdecken die demokratische Geschichte Nürnbergs als Stadt der Arbeiter(jugend)bewegung. Nürnberg stellt sich aber in vielfältiger Hinsicht diesem traurigen und belasteten Kapitel seiner Geschichte mit dem Dokumentationszentrum Reichsparteitagsgelände, dem Schwurgerichts-Saal 600 oder als „Stadt des Friedens und der Menschenrechte“, die alle zwei Jahre den Internationalen Menschenrechtspreis verleiht. Auch die Kinder- und Jugendarbeit hat sich in der Vergangenheit dieser Geschichte gestellt, z. B. durch Gedenkfahrten, Jugendaustausch mit Krakau (Auschwitz) und Israel oder heute mit der Einrichtung zur historisch-politischen Bildung, DokuPäd oder der „Straße der Kinderrechte“ als Pendant zu Dani Karavans „Straße der Menschenrechte“.

Die Offene Jugendarbeit in Nürnberg in Zahlen, Daten, Fakten

Die historischen Wurzeln reichen bis in die reformorientierten Phasen der Weimarer Republik zurück und wurden in der Nachkriegszeit unter dem Einfluss der amerikanischen Besatzungsmacht gefördert. Es gibt einen jugend- und sozialpolitischen Konsens über die Funktion und Notwendigkeit der Offenen Jugendarbeit, auch in Bezug auf den weiteren Ausbau. Wesentliche Elemente der Offenen Jugendarbeit sind:

- Aufwendungen für Jugendarbeit insgesamt: ca. 23,5 Millionen Euro (ca. 8,6 Prozent der gesamten Jugendhilfeaufwendungen 2013);
- Die Jugendverbände und der Kreisjugendring Nürnberg-Stadt spielen eine starke Rolle, die Förderung der Jugendverbände beträgt ca. 5,3 Millionen Euro, die damit auch eigene offene Einrichtungen betreiben (neben der Jugendbildungsstätte Burg Hoheneck, Jugend-Info, DokuPäd.);
- Die Stadt Nürnberg betreibt 45 kommunale Einrichtungen mit ca. 110 Planstellen/140 Mitarbeiter/innen: 15 Kinder- und Jugendhäuser, 14 Jugendtreffs/Streetwork, 13 pädagogisch betreute Aktivspielplätze, drei mobile Einrichtungen
- Insgesamt ca. 500.000 Besucher/innen in den Einrichtungen pro Jahr;
- Einrichtungstypen und deren Standards sind:

- Kinder- und Jugendhäuser: drei bis vier Planstellen, 450qm Nutzfläche, 290 Nutzungstage
- Jugendtreffs: zwei Planstellen, 300 qm Nutzfläche, 237 Nutzungstage
- Aktivspielplätze: zwei Planstellen, mindestens 3000 qm Spielfläche, Spielhaus, 203 Nutzungstage.
- Zielgruppen sind alle Kinder und Jugendlichen von 6 bis ca. 21 Jahren im jeweiligen Stadtteil, also keine pädagogischen Sonderprojekte für schwierige oder ausgegrenzte Jugendliche.
- Verknüpfung der Jugendarbeit mit Jugendsozialarbeit (an Schulen), Jugendberufshilfen, Spielflächenplanung, Beteiligung, Prävention.

2. Funktionen offener Jugendarbeit für das Aufwachsen von jungen Menschen

Für die Kinder- und Jugendarbeit in Nürnberg sind im Wesentlichen **fünf Handlungsstrategien** von zentraler Bedeutung:

- Teilhabe und Mitwirkung ermöglichen – soziale Infrastruktur für junge Menschen schaffen,
- Entwicklung und Förderung junger Menschen in Gruppen, Cliquen und Gemeinschaften,
- Zielgruppenorientierte Offene Einrichtungen in den Stadtteilen,
- Einmischung in relevante Lebensbereiche junger Menschen,
- Gesamtverantwortung durch Planung, Steuerung und Koordination.

Im Folgenden werden idealtypisch die Dienstleistungen der Offenen Jugendarbeit dargestellt. Idealtypisch auch deshalb, weil junge Menschen natürlich laut dem gesetzlichen Auftrag auch immer Co-Produzenten der Angebote sein sollen und sein müssen (Mitwirkung, Partizipation, Anknüpfen an Interessen, Wünschen und Bedürfnissen, Selbstorganisation).

Dienstleistungen der Offenen Jugendarbeit sind:

- Alltagstreff für junge Menschen in Form eines Offene-Tür-Angebotes,
- Gruppenpädagogische Angebote,
- Wochenend- und Ferienfahrten,
- Veranstaltungen und Veranstaltungsreihen,
- Projekte,
- Angebot zur Mitgestaltung des Programms bis hin zur Möglichkeit der eigenständigen Nutzung der Räume (selbstorganisierte Jugendclubs),
- Bereitstellen von Räumen für externe Nutzer(gruppen),
- Beratung von Einzelnen und Gruppen,

- Kontakt- und Unterstützungsangebot für junge Menschen an deren informellen Treffpunkten,
- Zielgruppenorientierte Information,
- Initiierung von und Mitwirkung bei Kooperationen zur Interessenvertretung von jungen Menschen und deren Familien (im Sinne des KJHG § 1: positive Lebensbedingungen, kinder- und familienfreundliche Umwelt) im jeweiligen regionalen Zuständigkeitsbereich.

Die Offene Jugendarbeit erfüllt somit für die Zielgruppe(n) in einem von Erwachsenen abgegrenzten Raum die folgenden Funktionen:

- nicht formale und informelle Bildung; alltagsorientierte politische Bildung,
- an den Bedürfnissen und Interessen orientierte nicht-kommerzielle und leicht zugängliche Freizeitangebote mit Kommunikation, Action, Spaß, Musik und Sport,
- Inanspruchnahme und aktive Gestaltung von „Räumen“, die eigenständig und zielgruppenadäquat genutzt werden,
- eigene jugendkulturelle Ausdrucks- und Bewegungsformen finden und Jugendkultur live erleben können (Musik, HipHop, Rap, Medien, Kunst, Sport, Dance),
- Freundschafts- und Beziehungsaufbau und die Möglichkeit, bei Freunden und niederschwellig bei Mitarbeiter/-innen Ansprechpartner zu finden,
- begleitetes Aufwachsen, das die Eigen- und Selbsthilfepotenziale der jungen Menschen fördert: Familie ergänzen oder Alternative sein, ergänzender Lernort zur Schule, Ausbildungs- und Berufseinstieg fördern, Berufserleben und Arbeitslosigkeit „bearbeiten“, sinnvolle Aneignung von Medien, kommerziellen Angeboten und der großstädtischen Umwelt,
- Anlauf- und Vermittlungsstelle für viele Interessen, Wünsche und Fragen junger Menschen in einem Stadtteil,
- Aufgreifen und Bearbeiten von alltäglichen bis schweren Problemlagen (Schule, Familie, Beziehung, Ausbildung, Gewalt, Drogen, Extremismus, Angst, Missbrauch) mit ausgleichenden, ergänzenden, vorbeugenden Angeboten; Initiierung von Beratungsprozessen,
- Integrationsprozesse initiieren, ermöglichen und fördern (Jung und Alt, interkulturell, in Schule, Ausbildung, Beruf, in Verein und Gesellschaft).

Dabei liegen folgende Prinzipien der Nürnberger Offenen Jugendarbeit zugrunde (Leitbild):

- **Offenheit:** Kinder- und Jugendarbeit ist grundsätzlich offen für alle Kinder und Jugendlichen, unabhängig von sozialer Herkunft, Geschlecht, Weltanschauung oder religiöser Zugehörigkeit, Nationalität, ethnischer Gruppierung und jugendkultureller Ausrichtung.
- **Freiwilligkeit:** Kinder und Jugendliche entscheiden selbst, ob und in welcher Form sie Angebote annehmen wollen.

- **Parteilichkeit:** Kinder- und Jugendarbeit ergreift Partei für Kinder und Jugendliche, vertritt die Interessen der jungen Menschen und übernimmt in Konfliktfällen Anwaltsfunktion. Sie beeinflusst die jugend- und gesellschaftspolitische Diskussion und thematisiert die Lebenslagen junger Menschen.
- **Bedürfnis-, Lebenswelt- und Alltagsorientierung:** Kinder- und Jugendarbeit orientiert sich an den Lebensrealitäten und dem Alltag von Kindern und Jugendlichen, berücksichtigt deren Lebenswelten und soziale und kulturelle Zusammenhänge. Programme und Angebote setzen an den Bedürfnissen, Interessen und Erfahrungen der Kinder und Jugendlichen an, sie sind deshalb situationsbezogen und flexibel.
- **Ganzheitlichkeit:** Die jungen Menschen werden im Zusammenhang mit allen ihren biografischen Mustern, sozialen Bezügen, Bedürfnissen, Interessen, Wünschen, Verhaltensaussagen und Einstellungsmustern gesehen.
- **Partizipation und Selbstverwaltung:** Besondere Beachtung finden Formen der Mitbestimmung und Mitverantwortung, die Möglichkeiten der Mitgestaltung bis zur Gestaltung und Nutzung von Programmteilen in Eigenregie.
- **Vertrauensschutz und Anonymität:** Vertrauensschutz und Anonymität sind gewährleistet. Eine strikte Beachtung der datenschutzrechtlichen Bestimmungen des Kinder- und Jugendhilfegesetzes ist Arbeitsgrundlage.
- **Transparenz:** Offenheit und Ehrlichkeit im Umgang mit Kindern und Jugendlichen sind unverzichtbar. Pädagoginnen und Pädagogen haben mit Kindern und Jugendlichen, auch gegenüber Dritten, nur das im Sinn, was sie ihnen auch offen sagen können.
- **Kontinuität:** Kinder- und Jugendarbeit muss Kontinuität im Sinne einer regelmäßigen Präsenz und personelle Kontinuität durch ausreichend qualifiziertes Personal gewährleisten.
- **Flexibilität:** Offene Arbeit lebt mit und von der Veränderung. Angebote sowie räumliche, zeitliche und methodische Bedingungen müssen sich den wandelnden Bedürfnissen und Lebensrhythmen der Kinder und Jugendlichen anpassen.
- **Kundenorientierung:** Den individuellen Bedürfnissen, Lebenslagen und Interessen von Kindern und Jugendlichen wird mit dem Prinzip „viele Angebote für Viele, statt einem Angebot für Alle“ Rechnung getragen. Kinder und Jugendliche sind als Individuen ernst zu nehmen und als Persönlichkeiten mit ihren subjektiven Meinungen und Vorstellungen zu akzeptieren. Die Angebote müssen nicht nur pädagogisch fundiert sein – sie müssen auch gewährleisten, dass sie für die Zielgruppen attraktiv sind.
- **Sozialraumorientierung:** Der soziale Nahraum ist der räumliche Mittelpunkt der Entwicklung von Kindern und Jugendlichen. Dieser Tatsache muss auf allen Ebenen Rechnung getragen werden. Ausgangspunkt aller Angebote und Maßnahmen ist die reale Situation der Kinder und Jugendlichen im Kontext zur Situation des sozialen Nahraums.

Was also soll Offene Jugendarbeit? In verkürzter Form kann dies auf den Punkt gebracht werden, in Anlehnung an Altmeister C. W. Müller: **Offene Jugendarbeit soll Neues schaffen, Experiment ermöglichen, Abenteuer erleben lassen.**

3. Dazu sind Instrumente und Strategien erforderlich!

Die fachliche und konzeptionelle Orientierung ist wichtig für die Offene Jugendarbeit; deshalb wurden im organisatorischen Kontext des Jugendamtes der Stadt Nürnberg eine Reihe von strategischen Instrumenten und Konzepten geschaffen:

- Planungs-Dokumente der Jugendhilfeplanung: Offene Jugendarbeit, Spielen in der Stadt, Fachkonzepte Mädchen/Jungen, Sport in der Jugendarbeit – als vom Stadtrat/Jugendhilfeausschuss verabschiedete Planungsgrundlagen;
- Organisationsentwicklungs-Prozess der Abteilung Jugendarbeit im Jugendamt mit wichtigen Meilensteinen (Regionalisierung und Delegation von Zuständigkeiten und Ressourcen an Einrichtungen, Definition von Querschnittsfunktionen für Politische Bildung, Gender, Sport u. a., Mix aus festem Budget und Projekt-Etat für Einrichtungen, neue Begriffe für Kinder- und Jugendhäuser unter Beteiligung der jungen Menschen, Entwicklung von strategischen Ansätzen der Öffentlichkeitsarbeit);
- Entwicklung, Kommunikation und Umsetzung eines gemeinsamen „Leitbilds Offene Jugendarbeit“ für alle Einrichtungen und Mitarbeiter, im weiteren Sinne auch Grundlage für freie Träger;
- Realisierung von verpflichtenden Konzeptionierungen für alle Einrichtungen und Entwicklung von gemeinsamen sozialräumlich orientierten Stadtteilkonzepten;
- Aufbau und Realisierung eines Controllingsystems für Einrichtungen (Beschreibung von Dienstleistungen, Entwicklung von Planungs- und Steuerungsinstrumenten, verbindliche Jahresplanung);
- Installation eines mehrstufigen Systems der fachlichen Beratung (Team, Planungstage, Regionalteams, Klausuren);
- Differenzierte Qualifizierungsangebote und Entwicklungschancen für Mitarbeiter/innen (auch: Nürnberger Forum der Kinder- und Jugendarbeit als jährlich wiederkehrende Fachtagung mit bundesweiter Ausstrahlung);
- Theorie- und Praxistransfer (Hochschulen, Lehrbeauftragte, Praktika, Praxisanleitung, Bachelor- und Masterarbeiten, Forschungsprojekte und Befragungen).

4. Welche Veränderungen haben sich in der Offenen Jugendarbeit ergeben?

Jugendarbeit ist vielfältig, ständig im Wandel und muss sich immer wieder neu erfinden. Die mir in Erinnerung gebliebenen größeren Fachtagungen des Difu/VfK der letzten Jahre zur Jugendarbeit operieren bezeichnenderweise immer mit „neu“ (2007: „Zeit für neues Denken, Zeit zu handeln: Fachliche Ansätze in der Jugendarbeit“, 2004: „Neuorganisation der Jugendarbeit“). Die „Krise der Jugendarbeit“ ist sozusagen nicht neu, sie ist systemimmanent, aber Krise kann ja mit Max Frisch auch als Chance begriffen werden.

In diesem Sinne sehen wir je nach Perspektive unterschiedliche, verschieden ausgeprägte und teils gegenläufige Prozesse in der Offenen Jugendarbeit:

- Weiter zunehmende Professionalisierung der Offenen Jugendarbeit in Planungs-, Leitungs- und Konzeptfragen mit erhöhten Ansprüchen auf das gesamte Anforderungsprofil.

- Die erhöhten Anforderungen betreffen aber auch die pädagogische Arbeit mit den jungen Menschen direkt, die zu einem Anforderungswandel führen (Animateur, Freizeitpädagoge, Coach, Berater, Übergangsmanager, Vermittler, Mediator).
- Gleichzeitig ist Offene Jugendarbeit ein tendenziell schrumpfendes Handlungsfeld im System der Jugendhilfe durch das starke Wachstum der anderen „Großbaustellen“ Kindertagesbetreuung, Kinderschutz und Hilfen zur Erziehung.
- Es gibt einen durchaus bemerkbaren Rückzug von freien Trägern und Kirchengemeinden im Bereich der Kinder- und Jugendangebote auf Stadtteil- und Gemeindeebene, der zum Druck auf Angebote und Einrichtungen des öffentlichen Trägers führt und die Vielfalt reduziert.
- Die Anforderungen an die Einrichtungs- und Programmplanung wachsen und erfordern Vielfalt und Heterogenität der einzelnen Standorte (je nach Binnendifferenzierung der vorfindbaren Zielgruppen, der Stadtteilstruktur und danach, ob es ein Schulstandort ist oder nicht).
- In der Lebenswelt der jungen Menschen sind verdichtete und beschleunigte Zeiten sowie unterschiedliche Beschleunigungsprozesse relevant, die direkte Auswirkungen auf die pädagogische Arbeit haben.
- Die fortschreitende Digitalisierung der Lebenswelt, neue Technologien und die daraus folgenden Erwartungen (WLAN, Hotspot als „must have“ in den Einrichtungen der Offenen Jugendarbeit) prägen auch die Anforderungen (kurzfristige (Um-)Planungen der Anbieter und der Nutzer/innen, Socialmedia-Präsenz der Einrichtungen). Die Veränderungen in den Zeittakten wirken auf die Angebote und die Angebotsstruktur.
- Es gibt eine Tendenz zu kleinen peer-groups oder einzelnen Jugendlichen statt großer Cliquen, die Jugendkulturen differenzieren sich weiter und fast alle Jugendkulturen sind vertreten. Diese zergliederten, kleinteiligen Jugendkulturen haben unterschiedliche, differenzierte Interessenslagen und Erwartungen.
- Das politische Interesse und die Beteiligung an politischen Vorgängen ist projekthaft und bei direkter Betroffenheit gegeben¹.
- Die wachsende Bedeutung der Funktionen „Chillen“ und/oder „Abhängen“ in Einrichtungen (nichtkommerzielle Möglichkeiten, auch des Treffens mit Freunden, keine weiteren Anforderungen) ist Folge des Zeit- und Leistungsdrucks auf junge Menschen².

5. Welche Impulse zur Weiterentwicklung gibt es? Welche Herausforderungen?

Diese hängen natürlich zunächst einmal mit den oben skizzierten Veränderungsprozessen zusammen. Darüber hinaus sind weitere Impulse und Herausforderungen zu verarbeiten bzw. zu lösen. Der perspektivische Blick in die Zukunft verlangt den konstruktiven

¹ vgl. Partizipation für Jugendliche in Nürnberg: laut!, Informationen unter www.laut-nuernberg.de

² vgl. Frank/Wüstendörfer

Umgang mit strategischen Herausforderungen für die Kinder- und Jugendarbeit. Sie sollen hier aufgegriffen und offensiv bearbeitet werden:

Kommunale Finanzen: Offene Jugendarbeit ist weitgehend eine kommunale Aufgabe. Die Kommunen sind aber vielfach nicht mehr in der Lage, die erforderlichen Mittel zu generieren. Vielerorts kann von einer bedarfsgerechten Ausstattung mit Einrichtungen und Angeboten der Kinder- und Jugendarbeit keine Rede sein. Die Gewährleistung eines „angemessenen Anteil(s)“ der für die Jugendhilfe insgesamt bereitgestellten Mittel für die Jugendarbeit (§ 79, Abs. 2 SGB VIII) ist vielfach nicht mehr sicher. Verschärft wird diese prekäre Lage vieler Kommunen noch dadurch, dass „Sparen“ und „Schuldenabbau“ zum Selbstzweck geworden sind, ohne die Bedeutung von Zukunftsinvestitionen, sei es in Infrastruktur oder in Bildung und Erziehung, zu sehen.

Prioritäten der Jugendhilfe: Doch nicht nur die insgesamt klamme Haushaltssituation der Kommunen (mit wenigen Ausnahmen) stellt Kinder- und Jugendarbeit finanzpolitisch vor Probleme: Sie droht zermahlen zu werden zwischen den entstehenden Kosten im Ausbau der Kindertageseinrichtungen einerseits und den rasch wachsenden Kosten für Hilfen zur Erziehung andererseits. Auch wenn Jugendarbeit durch zusätzliche Einrichtungen wächst, wachsen die anderen Handlungsfelder zurzeit deutlich stärker.

Demographischer Wandel: Der Anteil der alten Menschen wächst. Wird Jugendarbeit zukünftig noch die gleiche Rolle spielen, wenn eine wachsende Anzahl alter – und vielfach sehr aktiver alter Menschen – selbstbewusst Infrastrukturleistungen auch auf kommunaler Ebene einfordert? Oder ergeben sich daraus neue Allianzen mit schon biographisch jugendarbeitserfahrenen Seniorinnen und Senioren und Projekten der Kooperation auf Stadtteilebene? Noch gravierender wird sich die Situation in den schrumpfenden Städten und Gemeinden ohne Bevölkerungswachstum darstellen.

Wo ist der Platz in der Bildungslandschaft? Wie wird es der Offenen Jugendarbeit gelingen, ihre Strukturmerkmale im Rahmen der Kooperation mit Schule umzusetzen? Die unterschiedlichen Strukturbedingungen von Schule und Kinder- und Jugendarbeit scheinen auf den ersten Blick unüberwindbar. Doch nur wenn es gelingt, Brücken und Schienen in das System Schule hineinzuschlagen, wird diese wichtige Erfahrungswelt junger Menschen Bestand haben. Andererseits muss das System Schule seine Omnipotenz und seinen Allmachtsanspruch zurücknehmen und mehr Partizipation junger Menschen zulassen. Die langsam beginnende Debatte über die Bedeutung nonformalen und informellen Lernens, untermauert durch empirische Erkenntnisse sowie vielfältige Beispiele guter Praxis, eröffnet der Kinder- und Jugendarbeit eine Chance in diese Richtung.

Zeitprobleme: Nach wie vor engagieren sich junge Menschen ehrenamtlich stark, die grundsätzliche Engagementbereitschaft junger Menschen ist hoch. Es zeigt sich aber auch, dass Zeitstrukturen und Zeitanforderungen von Schule und Studium zunehmend dem ehrenamtlichen Engagement entgegenstehen. Das belastet auch die zur Verfügung stehenden Kontingente für Freizeit und die Chance und Bereitschaft, Angebote der Offenen Jugendarbeit wahrzunehmen oder selbst zu gestalten.

Virtuelle Lebenswelten: Zu den Grundüberzeugungen, zumindest der Offenen Jugendarbeit, gehört die Stadtteil- oder Sozialraumorientierung. Nimmt man die Befunde über die

Nutzung und die Bedeutung der Medien und insbesondere des Internets zur Kenntnis, so kann dies nicht ohne Auswirkungen auf die Kinder- und Jugendarbeit bleiben. Junge Menschen werden mobiler, verabreden sich spontan, Kommunikation findet vornehmlich virtuell statt, nicht mehr real. Diese Zeiterscheinung muss weiter beobachtet werden. Es gibt deutliche Hinweise darauf, dass sich zum einen reale und virtuelle Kommunikation vernetzen und dass zum anderen das Bedürfnis nach echten Treffpunkten und „echten Freunden“ (im wohl wahrgenommenen Unterschied zu sogenannten „facebook-Freunden“) eher wächst.

Zielgruppen: Durch den Ausbau von Kindertageseinrichtungen für Schulkinder (in der Regel bis Klasse 4) und Ganztagsangeboten an Schulen (bis Klasse 6/7) werden teilweise Kinder zu manchen Angeboten der Offenen Jugendarbeit nicht mehr kommen, zu manchen Zeiten dann aber wieder vermehrt (Wochenende, Ferien). Demgegenüber stehen starke Potenziale bei „jungen Erwachsenen“, die vermehrt in Angebotsformen der Offenen Jugendarbeit kommen³.

Öffnungszeiten: Viele der genannten Herausforderungen erfordern zukünftig weitere Differenzierungen und Verschiebungen in den Öffnungszeiten der Angebote. Je nach Schwerpunktsetzung der Einrichtungen ist eine noch stärkere Orientierung an den Bedürfnissen der differenziert zu betrachtenden Zielgruppen erforderlich (punktuelle Ausdehnung in die Nachtstunden, mehr Öffnungszeiten am Wochenende, auch am Sonntag, mehr konzentrierte, ggf. auch verbindliche Angebote in den Ferien, ggf. Reduktion in nachfragearmen Randzeiten. Sorgfältige Analysen und modellhafte Erprobungen sind erforderlich.

Wissenstransfer: Offene Jugendarbeit ist ein heterogenes Arbeitsfeld. Daraus ergibt sich ein großes Bedürfnis nach Austausch und Information. Der Wissenstransfer oder gar ein Wissensmanagement in der Offenen Jugendarbeit ist nahezu nicht vorhanden. Es gibt wenig überregionale Foren, Fachtagungen und Netzwerke. Diese Situation ist stark verbesserungswürdig und sollte angegangen werden ebenso wie die Installation von überregionalen Netzwerken der Offenen Jugendarbeit.

6. Offene Jugendarbeit in Nürnberg: ein jugendpolitischer Erfolgsgarant

Offene Jugendarbeit ist ein wichtiger gesellschaftspolitischer Akteur und wird politisch ernst genommen, ist Sprachrohr der jungen Menschen und wird als solches gesehen. Offene Jugendarbeit stellt sich der historischen und sozialpolitischen Verantwortung. Trotz schwieriger (finanzieller) Rahmenbedingungen wird sie weiter ausgebaut und sie wird nicht verwaltet, sondern gestaltet und konzeptionell in Theorie und Praxis weiterentwickelt. Erfolgsfaktoren hierfür waren und sind:

- Es gibt einen weitgehenden politischen Konsens über die Notwendigkeit und die Funktion der Offenen Jugendarbeit. Dadurch leitet sich auch die starke Rolle der Jugend- und Sozialpolitik in Nürnberg ab, insbesondere der Kinder- und Jugendarbeit.

³ vgl. 14. Kinder- und Jugendbericht

- Es herrscht eine sehr hohe Akzeptanz der öffentlichen Verantwortung bezüglich des Handlungsfeldes der Offenen Jugendarbeit und des Selbstverständnisses einer offensiven Aufgabenwahrnehmung durch die Verantwortlichen in Kommunalpolitik und Verwaltung.
- Die Zusammenarbeit zwischen den freien und den öffentlichen Trägern der Jugendhilfe ist durch das Prinzip der Partnerschaft und ein ausgesprochen kooperatives Klima zwischen den Trägern geprägt.
- Die Jugendverbände und der Kreisjugendring haben eine sehr starke Stellung im vorpolitischen Raum, in der massenmedial aufbereiteten Öffentlichkeit und in der Kommunalpolitik, quer durch alle relevanten Parteien und Fraktionen. Viele Akteure in der Nürnberger Politik und Gesellschaft haben biografische Erfahrungen in den Jugendverbänden und dem Kreisjugendring gemacht.
- Im engeren Feld der aktuellen Offenen Jugendarbeit gibt es ein ausgeprägtes Verständnis über das Erfordernis der ständigen Weiterentwicklung von Instrumenten der Planung, Konzeptionierung und Steuerung der Offenen Jugendarbeit. Somit ist Innovation ein systemrelevantes Prinzip der Kinder- und Jugendarbeit und daraus leiten sich notgedrungen Schübe der Organisationsentwicklung ab. Offene Jugendarbeit sollte niemals „alt“ aussehen.

Literatur:

Frank, Gerhard/Wüstendörfer, Werner: Jugendliche in kommunalen Einrichtungen der Offenen Jugendarbeit in Nürnberg, Nürnberg 2011

Kammerer, Bernd: Nürnberger Forum der Kinder- und Jugendarbeit. 20 Jahre Theorie- und Praxis-transfer in der Kinder- und Jugendarbeit, in: unsere jugend, 63. Jg. 2011, S. 296 – 305 (2011)

Kammerer, Bernd: Controlling in der Kinder- und Jugendarbeit, in: deutsche jugend, 48. Jg. 2000, S. 428 -436

Kammerer, Bernd (Hrsg.): Zahlen, Daten, Fakten – Wissen und Wirkungen (in) der Kinder- und Jugendarbeit, Nürnberg 2012

Kammerer, Bernd/Menzke, Detlef: Politische Bildung mit sozial benachteiligten Jugendlichen in der Offenen Jugendarbeit. Konzepte und Praxisansätze in Nürnberg, in: sozial extra 38. Jg. Ausgabe 5 2014, S. 28 - 32

Kammerer, Bernd/Prölß, Reiner: Kinder- und Jugendarbeit in Nürnberg, in: Lindner, Werner (Hrsg.): Political (Re)Turn? Impulse zu einem neuen Verhältnis von Jugendarbeit und Jugendpolitik, Wiesbaden 2012, S.137 – 157

König, Joachim/Kammerer, Bernd: KIDS – Kooperation in den Stadtteilen. Sozialräumlich orientierte Planung, Weiterentwicklung und Vernetzung von Angeboten und Strukturen der Jugendarbeit in Nürnberg, in: deutsche jugend, 50. Jg. 2002, S. 112 – 119

Kontaktadresse:

bernd.kammerer@stadt.nuernberg.de

www.jugendamt.nuernberg.de; www.forum-jugendarbeit.nuernberg.de

Wissenschaft trifft (auf) Praxis

Welche Funktion hat offene Jugendarbeit heute für das Aufwachsen von Kindern und Jugendlichen?

Welche Veränderungen haben sich daraus in der täglichen Praxis der Jugendarbeit ergeben?

Welche Impulse zur Weiterentwicklung von Jugendarbeit gibt es?

... auf dem Land

PROF. DR. PETER ULRICH WENDT

Professor für Grundlagen und Methoden der Sozialen Arbeit,
Hochschule Magdeburg-Stendal

Hier¹ schaue ich nicht in erster Linie auf Jugendliche, sondern auf die Jugendarbeiterinnen und Jugendarbeiter (ein vernachlässigtes Forschungsfeld). Sie selbst – ihren eigentümlichen Blick auf den Gegenstand ihres Handelns, ihre Perspektive auf das eigene Handeln – in den Fokus zu stellen ist zweifellos zwingend und dringend erforderlich, wenn es darum gehen soll, die Weiterentwicklung von (haupt- wie ehrenamtlicher) Jugendarbeit zum Thema zu machen.

Wenn wir „Land“ hören, denken wir – wenn auch in der Regel unbewusst – meist an das 19. Jahrhundert (zum Beispiel an die Zeit des Biedermeiers und an die Bilder von Carl Spitzweg) und damit an Menschen, die ein wenig hinter der Zeit zurückgeblieben und bereits seinerzeit als schon ein wenig verschlafen in einer beschränkten Idylle karikiert worden sind. Im Grunde, jedenfalls aus städtischer Perspektive (und selbstverständlich auch stets bestritten), hat sich dieses Bild irgendwie bewahrt. Seitdem haftet dem Ländlichen und ländlichen Räumen – ganz im Sinne Spitzwegs „Sonntagsspaziergang“ – der Ruf an, Ressource der Stadt und Rückzugsraum der Städter zu sein. Jedenfalls haben wir es mit besonderen Bedingungen im ländlichen Raum zu tun, die ihn anders als die Stadt machen. Eine eigene Sicht auf den ländlichen Raum ist die Ausnahme, so auch in der Jugendarbeit: die Theorie der Jugendarbeit war bislang in erster Linie eine Theorie der Jugendarbeit *in der (Groß-)Stadt* bzw. unter städtischen Bedingungen und ganz unabhängig von engagierten Bemühungen, die Eigenheit ländlicher Jugendarbeit herauszuarbeiten.

Dieser Zugang zur Jugendarbeit im ländlichen Raum wird sich kaum noch aufrechterhalten lassen. Im ländlichen Raum tritt die demografische Entwicklung und das Thema „Abwanderung“ besonders deutlich zutage (und macht eigene, neue, andere Antworten erforderlich). Dies wird durch drei Zitate von Jugendarbeiter/inne/n verdeutlicht, die auch meine Perspektive auf das Thema beschreiben (O-Töne, „live vom Lande“):

¹ Es handelt sich um eine überarbeitete und leicht ergänzte Fassung meines Vortrages am 27. November 2014.

- „Wer hier bleibt, der war zu dumm, den Weg zum Bahnhof zu finden“ (Jugendarbeiterin Altmarkkreis Salzwedel, Oktober 2009).
- „Ich bin langsam müde, immer auf Nimmerwiedersehen sagen zu müssen“ (Jugendarbeiter, Nordostsachsen, September 2012).
- „Was ich zum Schluss noch sagen wollte: Über den April 2015 hinaus könnt Ihr mit mir nicht rechnen. Dann habe ich Prüfung. Was dann ist, das weiß ich jetzt noch nicht. Ich bleibe wohl nicht hier“ (Jugendleiter Sportverein, Südniedersachsen, November 2014).

Alle drei (aus zahlreichen Gesprächen mit Jugendarbeiter/innen und beliebig erweiterbare) Beispiele verweisen auf Gehen, auf Abschiednehmen und Zurücklassen. Ländliche Jugendarbeit lässt sich auch als das Gestalten des Gehenlassens und das Hoffen auf Da-Bleiben beschreiben.

Mein Fokus auf die Frage, was Jugendarbeit im ländlichen Raum ist, wird hier und heute vor dem Hintergrund der Frage gespeist: Ist Jugendarbeit im ländlichen Raum das Mitgestalten von lebensweltlichen Bedingungen, in denen Kinder und Jugendliche aufwachsen, oder ist es das Hinnehmen der Tatsache, dass der ländliche Raum Ressource für Städte ist?

Zu den drei Fragestellungen des Veranstalters – 1. Welche Funktion hat offene Jugendarbeit heute für das Aufwachsen von Kindern und Jugendlichen? 2. Welche Veränderungen haben sich daraus in der täglichen Praxis der Jugendarbeit ergeben? 3. Welche Impulse zur Weiterentwicklung von Jugendarbeit gibt es? ... auf dem Land – möchte ich eine vierte hinzufügen: *Wen braucht es dafür?*

1. Zur Funktion von Jugendarbeit in den Veränderungsprozessen des ländlichen Raums

Die Veränderungsprozesse, mit denen Jugendarbeit im ländlichen Raum konfrontiert ist, sind folgende (**Tabelle 1**):

Prozess	Aspekte	Funktion (für junge Menschen)
Verdienstbarkeit	durch Schule	Bildungsprozesse (in „Bildungslandschaften“) unterstützen
	durch Politik	„Prävention“
Medialisierung	virtuelle Realität	Medienbildung und -prävention
Demografiefaktor	weniger Geburten	Gemeinschaft (neu) organisieren
Abwanderung	„Schwarmstädte“	Begleitung in der Orientierung
Austrocknung	De-Strukturierung	„lange Wege“, Zeitdiktate
	„Konsolidierung“	„Verehrenamtlichung“, „Selbstorganisation“
Politikfähigkeit	affirmative Praxis	Beteiligung (statt Teilhabe)
	De-Politisierung	Integration, Einpassung

Tabelle 1

© Prof. Dr. Peter Ulrich Wendt

Auf der Prozessebene wird ein Ausschnitt aus einem (von mir entwickelten) Inventar dargestellt, das dazu dient, im Wege einer politikwissenschaftlichen Analyse beschreibbar machen zu können, wie und wo (sachlich und örtlich) sich Fachkräfte der Sozialen Arbeit – also auch Jugendarbeiter/innen – in öffentliche Diskurse und in das dazugehörige Politikfeld einmischen können, das ihre Arbeitsbedingungen negativ gestaltet². Im Inventar sind 20 Kriterien enthalten; an dieser Stelle will ich mich jedoch auf die aufgeführten sechs beschränken, die für unseren Kontext von Bedeutung sind und womit sich die Ausgangssituation der Jugendarbeit im ländlichen Raum beschreiben lässt:

1. Wenn ich auf die Bedingungen der Jugendarbeit im ländlichen Raum schaue, brauche ich nicht darüber zu diskutieren, wie viele Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in einem Jugendhaus tätig sind. Ob das zwei sind oder mindestens vier Fachkräfte sein müssten, wie es zum Beispiel der Jugendpfleger der Stadt Hannover anlässlich einer Tagung der Akademie Loccum vor wenigen Tagen für den (groß-)städtischen Raum zum Ziel erhoben hat – eine Diskussion hierüber ist im ländlichen Raum völlig illusorisch; wenn es dort statistisch 0,2 sind, dann ist das schon viel.

Diese Jugendarbeit in ausgedünnten (*ausgetrockneten*) Strukturen mit wenigen Fachkräften, die zudem nicht immer auch ausgewiesen als Sozialpädagogen oder Sozialarbeiter tätig sind, ist mit bestimmten Anforderungen konfrontiert. Eine erste ist die der *Verdienstbarkeit* bzw. der Instrumentalisierung durch Schule einerseits und Politik andererseits. Wenn über die Funktion nachzudenken ist, welche die offene Jugendarbeit für Kinder und Jugendliche im ländlichen Raum hat (weil diese Funktion nicht aus der Perspektive der Kinder und Jugendlichen gedacht wird, sondern aus der des politischen Handlungssystems), dann wird ihr aus der Logik der Systeme Schule und Politik die Aufgabe zugeschrieben, sich um die Bildung von Kindern und Jugendlichen zu kümmern, wobei nicht Bildung als offener Begriff gemeint ist, sondern Schule als formale Bildung, die durch „Bildungslandschaften“ begrifflich überhöht wird³. Gemeint ist, bloß dienstbar für Schule zu sein (z. B. Ganztagschule durch AG-Angebote sicherzustellen oder sozialpädagogische Assistenz bei Fehlen von Schulsozialarbeit zu leisten). Der dies ergänzende zweite zentrale Begriff, der landläufig im Spiel ist, betont die Instrumentalisierung für Zwecke der sogenannten Prävention: Gewaltprävention, Suchtprävention, Extremismusprävention usw. Es handelt sich um Zuschreibungen, Jugendarbeit habe für Prävention da zu sein, die so natürlich auch in städtischen Kontexten wirksam sind. Im ländlichen Raum aber erfolgt in der Regel der Zugriff der Akteure aus Politik und Verwaltung auf die in der Jugendarbeit Tätigen unmittelbar und direkt (die Einflussnahme auf sie ist wirksamer und nachhaltiger) und wird von Jugendarbeiter/innen oft besonders intensiv erlebt.

2. Über Medialisierung und Virtualisierung des Lebens und Aufwachsens junger Menschen wurde hier bereits ausgiebig gesprochen. Ich kann es daher an dieser Stelle mit dem Hinweis genug sein lassen, dass auch hier die Jugendarbeit mit der Zuschreibung belegt wird, sie habe sich darum zu kümmern, dass sich die Kids im Internet nicht

² vgl. Wendt 2012a

³ Das Credo der Sozialpädagogik, wie es Gertrud Bäumer bereits in den 1920er Jahren formulierte, ihr Gegenstand sei alles, was nicht Familie und Schule sei, wird damit endgültig ad acta gelegt.

falsch bewegen, also *Medienprävention* ihre Aufgabe zu sein habe (und z. B. neue soziale Netzwerke als Gefahr zu sehen, nicht auch als Chance zu begreifen seien).

3. Der Aspekt der Demografie wird im politischen Diskurs des ländlichen Raums zunächst meist auf das Faktum der geringen Geburtenzahl begrenzt. Aus diesem *Demografiefaktor* folgt die Zuschreibung, aber auch das Wollen der Kolleginnen und Kollegen, die Gemeinschaft vor dem Hintergrund der schwindenden Köpfe anders zu organisieren, d. h. Foren, Felder, Formate zu entwickeln, um mit der absehbaren demografischen Entwicklung umzugehen. Dazu zählen zum Beispiel Konzepte, örtliche Jugendräume am zentralen Ort „zusammenzulegen“, ebenso wie Gedanken, Jugendarbeit am Ort Schule zu organisieren, da hier ja die kleiner werdende Zielgruppe noch zusammen komme.
4. Komplexer ist das Thema der *Abwanderung*, denn sie ist nicht so einfach im demografischen Szenario prognostizierbar. Zudem fällt es schwer, die geringe Attraktivität einzuräumen, die vor allem junge Menschen dazu veranlasst, dem Dorf oder der Kleinstadt den Rücken zu kehren und zu gehen. Abwanderung hängt überwiegend mit Befindlichkeiten und mit Gefühlen zusammen – zum Beispiel mit der Idee davon, wie ich als Jugendlicher meinen ländlichen (Herkunfts-)Raum definiere, ob ich ihn als spannend und – vor allem – *zukunftsreich* ansehe (also positiv bewerte oder als chancenarm bzw. -los einschätze). Wer geht, der stellt zugleich auch ein „Zeugnis“ aus, dass dieser Raum eben nicht „spannend“ ist oder als chancenreich erlebt wird.
5. Der ländliche Raum ist außerdem von Prozessen der Destrukturierung gekennzeichnet (was de facto Abwanderung stützt). Ein Beispiel dafür ist die permanente Verringerung der Busfrequenzen und die Verkürzung der öffentlichen Verkehrszeit: Um 18:15 Uhr fährt vielleicht der letzte Bus von der Kreisstadt, nicht aber mehr in die Kreisstadt (und schon gar nicht mehr zurück). Jugendarbeit und Freizeit Jugendlicher sind von solchen und anderen Zeitdiktaten (die z. B. Schule verursacht) geprägt. Es ist zum Beispiel gut für Mecklenburg-Vorpommern untersucht, wie viel Zeit Jugendliche brauchen, um zur Schule oder von der Schule oder von A nach B zu kommen. Die Ausdünnung des öffentlichen Personennahverkehrs stellt bloß ein Beispiel für die *Austrocknung* des ländlichen Raumes dar.

Austrocknung meint auch, dass im ländlichen Raum die Bereitschaft insgesamt ausgeprägter zu sein scheint, sich von sozialer und kultureller Infrastruktur – vorzugsweise auch an der Jugendarbeit – zu trennen (Treffpunkte aufzugeben, Bibliotheken dichtzumachen, Bäder, Kulturhäuser oder Stadthallen abzuwickeln), also (wie es im politischen Sprachgebrauch heißt) zu „konsolidieren“. Das führt dazu, dass bestimmte Zuschreibungen mit Blickrichtung auf Kinder und Jugendliche formuliert werden, die mit „Ehrenamt“ und „Selbstorganisation“ etwas euphemistisch anschließend an die Begriffsbildung der Sozialen Arbeit etikettiert sind: Jugendliche *müssen* sich selbst organisieren (damit ihr Jugendraum erhalten bleibt), nicht weil sie das aus sich selbst heraus wollen, was dem Wesen von Selbstorganisation ja entspräche⁴. Sie *müssen* sich ehrenamtlich engagieren, ob sie wollen oder nicht, damit Strukturen der Kinder- und Jugendarbeit aufrechterhalten werden können (die zu unterstützen das Geld für die Be-

⁴ Vgl. Wendt 2005

schäftigung von Fachkräften angeblich fehlt oder eben nur ausreicht, eine/n Jugendarbeiter/in für 20 Stunden einzustellen, die/der dann die Jugendräume in zehn Dörfern „mobil“ und gleichzeitig begleiten soll).

6. Die *Politikfähigkeit* der Jugendarbeit im ländlichen Raum schließlich fragt nach der Fähigkeit in der Jugendarbeit tätiger Akteure, Politik mit zu gestalten oder zu beeinflussen: Sie ist – im kritischen Befund der Draufsicht auf das Feld – meist bloß mangelhaft ausgestaltet. Häufig sind affirmative Praxen bestimmend, das heißt, es herrscht eine Praxis vor, das Gegebene (durchaus auch klaglos) zu akzeptieren und sich darauf einzulassen, dass bestimmte Erwartungen der politischen Akteure an die Adresse von Jugendarbeit (z. B.: „Beteiligt mal die Jugendlichen an der Gestaltung eines Spielplatzes!“ [Subtext: Eigentlich ist das längst entschieden]) eben (unausweichlich) exekutiert werden müssen und es (vopolitisch und im Ergebnis politikbestätigend) als aussichtslos erlebt wird, diese Zuschreibungen emanzipiert und kritisch zu hinterfragen⁵. Dieser Logik folgend geht es zum Beispiel um Beteiligung, nicht um Teilhabe. Beteiligung ist ein zuschreibender Akt („Ihr dürft ...“), Teilhabe dagegen ein aktiver, emanzipativer Prozess („Wir wollen, wir verlangen ...“). Beteiligung ist funktional affirmativ, Teilhabe dagegen offen, konfliktreich und schwierig. Sie ist Teil des im Generationenverhältnis eingelagerten Konfliktmusters (wie es Klaus Mollenhauer beschrieben hat), das als Triebkraft gesellschaftlicher Veränderung und Modernisierung gelten kann – der Konflikt führt zu Neuem, nicht die Anpassung und Unterordnung⁶. In Bezug auf den (schleichenden) Prozess der De-Politisierung der Jugendarbeit stellt sich daher die Frage: Wo sind die *politischen* Akteure der Jugendarbeit geblieben⁷? Das Wissen um die Produktivität von Konflikten in Teilhaberschaft scheint den Akteuren in der Jugendarbeit oft abhandengekommen zu sein.

Zusammengefasst heißt das, dass (vor allem offene) Jugendarbeit im ländlichen Raum heute für das Aufwachsen von Kindern und Jugendlichen vor allem die Funktion hat, mit fremdbestimmten (politischen) Anforderungen umzugehen, die sich im Spektrum von Verdienstbarkeitung und Affirmation bewegen.

2. Alltägliche Veränderung: Demografische Entwicklungen im ländlichen Raum

Wir glauben alle allgemein zu wissen, dass es in Bezug auf die Bevölkerungsentwicklung prognostiziert eine Ost-Südwest-Wanderung von jungen Menschen geben soll (aus den neuen Bundesländern in die prosperierenden südwestdeutschen Räume um Stuttgart und München: die ostdeutschen Bundesländer seien die demografischen Verlierer, heißt es). Wir sind uns ziemlich sicher, dass sich bestimmte Zentren der (Binnen-)Zuwanderung herausbilden und eine allgemeine Entleerung des ländlichen Raums gegeben ist. Das Bild stimmt jedoch nicht ganz; es ist differenzierter, als der Schein der öffentlichen Wahrnehmung und Diskussion nahelegt.

⁵ vgl. Wendt 2012b

⁶ vgl. Wendt 2014

⁷ vgl. Wendt 2013a

Auch ländliche Räume können ihr Bevölkerungsniveau halten und – bescheiden zwar – wachsen. Die Entwicklung von Landkreisen z. B. im westlichen Niedersachsen zeigt, dass genauer geprüft werden muss, wie sich *unterschiedliche* ländliche (Teil-)Räume entwickeln. Es gibt eine begriffliche Unschärfe in Bezug auf den „ländlichen Raum“ und wir führen (unbewusst) immer noch eine Diskussion darüber, dass *der* ländliche Raum vom demografischen Wandel besonders betroffen sei. Bestimmte Räume in West-Niedersachsen zum Beispiel werden ihr Niveau halten bzw. sogar bescheiden wachsen können. Es mag mit kulturellen Umständen und Zuzugsbedingungen zusammenhängen, dass bestimmte Bevölkerungsgruppen aus Osteuropa zielgerichtet in diesen Raum ziehen. Der ländliche Raum im Weichbild größerer Städte profitiert durchaus von der Attraktivität des Ländlichen als Ressource im Umfeld der anonymen, durchdifferenzierten, rationalen und technisierten Stadt; dort ergeben sich auch ganz andere Bedingungen für Jugendliche, die – dank eines funktionalen und funktionierenden ÖPNV – schnell „mitten im Leben“ der (Groß-)Stadt sein können und sich nicht notwendigerweise fragen müssen, ob ihr Herkunftsort attraktiv ist oder ein Weggehen lohnend zu sein verspricht.

Gleichzeitig gibt es ländliche Räume wie Südost-Niedersachsen, einen Großraum abseits einer wirklichen Groß- oder Schwarmstadt mit den Landkreisen Holzminden, Northeim, Göttingen (einschließlich der Universitätsstadt, die noch weit von sich weist, zu diesem Raum dazugehören), Osterode, Goslar, Hildesheim, der „Stadt“ Salzgitter (eigentlich bloß ein besserer Landkreis) bis hin nach Wolfenbüttel und Helmstedt (also ein Gebiet, das von Nord-Hessen bis zum südwestlichen Sachsen-Anhalt reicht). Es handelt sich um einen Raum, der (nach Prognosen der Bertelsmann-Stiftung) in den nächsten 15 Jahren etwa 200.000 Menschen (und dabei rund 63.000 junge Menschen in der Altersgruppe unter 18 Jahren) verlieren wird. Südost-Niedersachsen ist ein Beispiel für „Land 3“ (im Unterschied z. B. zu den suburbanen „Speckgürteln“, die „Land 1“ genannt werden können⁸), also dem ländlichen Raum, um den es im Kern geht, der als demografisch prekär charakterisiert ist. Bis 2030 wird die Zahl der Kinder und Jugendlichen bis 18 Jahren überdurchschnittlich um 27,6 Prozent sinken (während die Bevölkerung um 15 Prozent abnimmt). Dieser Raum wird neben dem allgemeinen Geburtenrückgang außerdem stark von Abwanderung geprägt. Die (insbesondere jungen) Menschen verlassen diesen Raum bewusst, weil sie nicht glauben, dass er für sie Zukunftsfähigkeit verspricht.

An dieser Stelle wird deshalb auf die meist in der Diskussion vernachlässigten jungen Erwachsenen (Mitte 20) hinzuweisen sein (dass 18-/19-jährige Abiturient/innen in Universitätsstädte abwandern, liegt in der Natur der Sache). Die Altersgruppe der Mitte-20-Jährigen freilich ist für den ländlichen Raum von großer Bedeutung, denn es sind diese jungen Menschen, die die Schule und ihre Berufsausbildung beendet haben, die im ländlichen Raum Entwicklungspotenziale darstellen, historisch gesehen immer dargestellt haben und weiterhin darstellen könnten, die sich aber aktuell im nennenswerten Maße fragen, wo eigentlich das „wirkliche Leben“ stattfindet. Ihr Gehen oder Bleiben entscheidet sehr zentral über Zukunft oder Nicht-Zukunft dieser Räume. Dieses Leben scheint

⁸ „Land 2“ bedeutet – dazwischen (und wohl mehrheitlich) – weniger Abwanderung, aber eine prekäre demografische Situation, „Land 1“-Räume zeigen auch im ländlichen Raum eine eher stabile demografische Entwicklung und allenfalls geringe Abwanderung (so wie die Bereiche in West-Niedersachsen).

sich in ihrer subjektiven Wahrnehmung jedenfalls (wachsend) nicht im ländlichen Raum („2“ oder „3“) abzuspielen. Die vorliegenden Daten für Südost-Niedersachsen verdeutlichen, wie besonders stark gerade in dieser Altersgruppe der (Ab-)Wanderungsverlust für einen „Land 3“-Raum ist: Durchschnittlich gehen dem Raum bis 2030 31,4 Prozent der 19- bis 24-Jährigen verloren, d. h. noch einmal fast 4 Prozentpunkte mehr, als die Zahl der jungen Menschen bis 18 Jahren schon sinkt (in einigen Landkreisen tendiert dieser Rückgang sogar bis zu 40 Prozent). Diese Entwicklung wird (in der Gesamtschau) statistisch nur dadurch ein wenig kompensiert, dass es noch Städte wie Hildesheim und Göttingen gibt, die in Bezug auf die Bevölkerungsstabilität (noch) von ihren Universitätsstandorten profitieren.

Diese Mitte-20-Jährigen entscheiden sich irgendwann (endgültig) gegen den ländlichen Raum und das heißt: gegen eine biografische Verankerung dort (verbunden mit Familiengründung, Niederlassung, settlement) und gegen eine Mitgestaltung dieses Raums (Zivilgesellschaft, Politik u. ä.). Sie tun dies zum Teil aus überzeugenden Gründen, mit dem (meist unausgesprochenen) Hinweis darauf, hier keine Idee davon zu haben, dass es für sie eine Zukunft gibt. Zum Teil kann dieser ländliche Raum diese Zukunft auch tatsächlich nicht bieten: es gibt meist keine Hochschule, keine Universität für die 48 Prozent eines Jahrganges, die es anstrebenswert finden, ein Studium zu beginnen. Es stellt sich freilich die Frage, ob sie danach wieder zurückkehren, wo sie gebraucht werden, sowohl in demografischer als auch vor allem in wirtschaftlicher Hinsicht. Der ländliche Raum ist kein ausgedünnter Bereich, weil er keine Arbeit bietet. Ganz im Gegenteil: Für die Altmark im nördlichen Sachsen-Anhalt, für den Harzraum im Dreiländereck Thüringen, Sachsen-Anhalt und Niedersachsen und auch für die Region Südost-Niedersachsen gilt Fachkräftemangel in einem besonderen Maße. Die wirtschaftliche Perspektive auf diesen Raum wäre nicht unbedingt schädlich für junge Menschen, die gut qualifiziert zurückkehren. Es sind ganz andere Attraktivitätsmuster, denen sie folgen.

Was hier darzustellen ist, ist im Grunde nichts Neues. Es gibt zahlreiche Untersuchungen und Veröffentlichungen zu diesem Thema, wie Jugendarbeit im ländlichen Raum entwickelt werden kann⁹ oder was ländlicher Raum für Jugendliche bedeutet¹⁰: Jedenfalls erscheint das Leben „auf’m Land“ meisterungsfähig. Außerdem wurden aussagefähige Projekte zu diesem Thema durchgeführt: zum Beispiel zeigen die Leader-Projekte (Vernetzungsstelle Ländliche Räume), dass die Beteiligung Jugendlicher Haltekräfte entwickeln kann; das Berlin-Institut für Bevölkerung und Entwicklung verweist auf Formen anderen Regionalwachstums und darauf, dass „Halte-„ bzw. „Klebewirkung“ durch bürgerschaftliches Engagement hervorgerufen werden kann.

Solche Untersuchungen und Projektergebnisse machen deutlich, dass es im ländlichen Raum Haltefaktoren gibt, die es jungen Menschen sinnvoll erscheinen lassen, zu bleiben – jenseits der Frage, ob das wirtschaftlich erfolgversprechend ist. Diese Haltefaktoren haben etwas mit der Chance zu tun, Gemeinwesen mitgestalten zu können, und mit der Frage, inwieweit Jugendlichen gebraucht werden und ob ihnen vermittelt wird, dass sie

⁹ Nur zur Erinnerung: Burkhard K. Müller (1989), Lothar Böhnisch und Reinhard Winter (1990), Ulrich Deinet und Benedikt Sturzenhecker (2000), Joachim Faulde und andere (2006)) formulieren dazu je eigene Perspektiven.

¹⁰ z. B. Eisenbürger/Vogelsang 2002

gebraucht werden und ein gewünschter Teil des ländlichen Raums sind. Genau dieses „Gewünschtsein“ bitte ich im Blick zu behalten.

Die aktuelle Entwicklung ist (siehe Südost-Niedersachsen) freilich noch eine andere: Harald Simon (2014) hat die „Bevölkerungsverschiebung“ zu Gunsten von „Schwarmstädten“ untersucht. Als Entwicklungen in Richtung der Schwarmstädte bezeichnet er Prozesse, die – aufgrund bestimmter Attraktivitätsmuster von Städten (wie z. B. Leipzig, Freiburg und Münster) – deutlich machen, warum sich Menschen für das Verlassen des ländlichen Raums entscheiden. Sie sind attraktiv, Universitätsstandorte, Standorte mit hohen kulturellen Angebotsstrukturen, Städte, die mit ihrem Image das Gefühl vermitteln, dass das genau das Milieu darstellt, das sich der junge Mensch für sich vorstellt. Es ist demnach attraktiv, dorthin zu gehen; es ist weniger attraktiv, beispielsweise nach Göttingen zu gehen.

Solche Befunde sind für die Diskussion über die Rolle wichtig, die Jugendarbeit im ländlichen Raum noch spielen kann und welche Muster und Konzepte sie entwickeln sollte, um zumindest zu versuchen, mit den Attraktivitätspotenzialen umzugehen, die eine Haltewirkung entwickeln, und die Menschen auch (später, z. B. nach dem Studium) glauben lässt, dass eine Rückkehr sinnvoll ist. Auch dazu gibt es bereits mehrere Veröffentlichungen. Z. B. fragen Waldemar Vogelsang u. a. (2013): „Bleiben oder fliehen?“; für das Thünen-Institut für Ländliche Räume ist die Abwanderung längst noch nicht ausgemacht; Claus J. Tully und Magdalena Schippan (2014) sehen eine differenzierte Mobilität aus, in den und im ländlichen Raum und vermuten, dass die Medialisierung das Stadt-Land-Verhältnis aktualisieren könne; und Joachim Faulde (2014) argumentiert für ein systematisches Regionalmanagement, das Haltefaktoren begünstigen könne.

Sie alle folgen der gleichen Logik: Was ist möglich, dass junge Menschen die Entscheidung treffen, im ländlichen Raum zu bleiben? Oder – im negativen Umkehrschluss, wie es das Dessau-Institut formuliert: Was muss passieren, damit die Abwanderung unausweichlich wird? Von mir als „Versteppungs-Theoretiker“ bezeichnete Autoren¹¹ gehen davon aus, dass alle Mühe umsonst wäre (das Dorfleben werde zum anachronistischen Luxus) und sich das Problem von selbst erledigt. Nichtstun, Abbau sozialer und kultureller Infrastrukturen, der Verzicht auf den abendlichen Bus in die Kreisstadt und zurück, der faktische Ausschluss junger Menschen von Teilhabe und Vergleichbares unterstützen solche Prozesse. Auch das ist eine Perspektive auf den ländlichen Raum.

Impulse für die Jugendarbeit:

3. Was und 4. wen braucht der ländliche Raum (Land 2 und Land 3)?

Welche fachlichen Impulse bilden sich für offene Kinder- und Jugendarbeit vor dem Hintergrund ihrer prekären Gesamtstruktur (schwache personelle Ausstattung, schwache Mittele Ausstattung, schwache politische Verankerung bzw. Einflussnahme auf das politische Setting) heraus?

¹¹ z. B. Faber/Oswalt 2013, Macjowecz 2013

Um das zu verdeutlichen, können einige Schlussfolgerungen aus den Veränderungsprozessen gewonnen (erneut in Bezug auf das angedeutete Inventar) und abgeleitet werden (**Tabelle 2**):

Prozess	Aspekte	Impulse
Verdienstbarkeitung	durch Schule	Fachliche Profilschärfung zu „Bildung“ und „Prävention“ im Verhältnis zu Teilhabe
	durch Politik	
Medialisierung	virtuelle Realität	Neubewertung öffentlicher Raum (Interlokalität)
Demografiefaktor	weniger Geburten	
Abwanderung	„Schwarmstädte“	„lokales/regionales Teilhabe-management“
Austrocknung	De-Strukturierung	
	„Konsolidierung“	aufsuchende Beratung
Politikfähigkeit	affirmative Praxis	emanzipative (emanzipierte) Praxis (Diskurs zur Re-Politisierung)
	De-Politisierung	

Tabelle 2

© Prof. Dr. Peter Ulrich Wendt

Es sind also drei Impulse:

1. Ich empfehle ländlicher Jugendarbeit einen kritischen Diskurs zur Schule. Schule ist im ländlichen Raum (wahrscheinlich noch stärker als in städtischen Räumen) nicht unbedingt das Leitbild, das die offene Kinder- und Jugendarbeit verfolgen sollte; statt sich für Zwecke formaler Bildung einspannen zu lassen, sollte sie ihr Engagement wieder der Gestaltung schulfreier Räume, Orte und Zeiten gelten. An dieser Stelle wird eine fachliche Profilschärfung benötigt, die stark damit zusammenhängt, was im 14. Kinder- und Jugendbericht darüber formuliert und gefordert wird: *ein anderes, alternatives Verständnis von Bildung jenseits von Schule* – das heißt: Befähigung zur aktiven Teilhabe und Experimentierräume teilhabenden Engagements – zu entwickeln¹². Das gilt analog auch für das Thema „Prävention“.
2. Der öffentliche Raum im ländlichen Gebiet ist mehr als das, was in Jugendräumen und Jugendhäusern geschieht. Sich dessen wieder bewusst zu werden, bedeutet, dass Kinder- und Jugendarbeit außerhalb der üblichen Settings mindestens genauso gut verortet sein muss. Das führt zu Momenten *mobiler Kinder- und Jugendarbeit*¹³.

Es führt aber auch dazu, dass man *Sachwalterschaft* – ein meines Erachtens zentrales Konzept des 14. Kinder- und Jugendberichts¹⁴ – dafür zu entwickeln hat, dass sich Kinder und Jugendliche im öffentlichen Raum bewegen können, ohne Instrumentalisierungs- und Eingrenzungsabsichten von Erwachsenen ausgesetzt zu sein. Dies würde ich mit einem sehr technischen und vorläufigen Arbeitsbegriff auszeichnen wollen. Dafür brauchen wir ein Verständnis von *Teilhabeorganisation*, die darauf achtet, dass junge Menschen früh und nachhaltig erleben können müssen, wie sie ihr Gemeinwe-

¹² vgl. BMFSFJ 2012: 41f

¹³ vgl. Wendt 2013b

¹⁴ vgl. BMFSFJ 2012: 40

sen mitgestalten können und dass sie dazu aktiv eingeladen werden. An dieses Mitgestaltete werde ich mich erinnern, an dieses Netz der Kontakte, der Zugehörigkeit kann ich (nach erfolgreicher Ausbildung) anschließen wollen, dies mag mich zur Rückkehr motivieren.

Das setzt auch ein Verständnis voraus, dass Jugendarbeit nicht ein isolierter Akteur ist, sondern mit anderen Akteuren im Gemeinwesen kooperieren kann. Ich bin davon überzeugt, dass Jugendarbeiter/innen von Prinzipien und Verfahren des Community Organizing viel lernen und annehmen können, solche Prozesse des Einladens und Offenhaltens aktiv zu unterstützen und die Teilhabe junger Menschen zu fördern. Solche Prozesse haben viel mit Vernetzungsarbeit zu tun: Die Zusammenarbeit mit dem örtlichen Vogelzüchterverein ist für Jugendarbeit kulturell zunächst etwas Fremdes. Aber auch dort findet Jugendarbeit statt. Und um solche quer laufenden (crossculture) Vernetzungen und Kooperationen geht es bei der Teilhabeorganisation. Womöglich ist es gerade der Vogelzüchterverein, der im besonderen Maße Identität stiftend wirken kann, wenn es darum geht, ob Kinder und Jugendliche eine Bindung an ihren Herkunftsraum entwickeln. Insofern ist Teilhabe immer mehr: Es ist Vernetzung, politische Teilhabeorganisation, Mitwirkung bei Entscheidungen, die Kinder und Jugendliche betreffen.

Joachim Faulde spricht vom Regionalmanagement¹⁵ – ein Gedanke, der aufgegriffen und zu einem Konzept regionaler Teilhabe weiterentwickelt werden kann¹⁶, um klärungsbedürftige Themen (Öffentlicher Personennahverkehr, regionale Kulturlandschaft u. ä.) zu bearbeiten, die an den Grenzen einzelner Dörfer und Kleinstädte nicht Halt machen und lokale Engführungen und Borniertheiten im Sinne einer regionalen Identität und gemeinsamen Gestaltung überwinden helfen können (sog. *Interlokalität*).

Außerdem geht es um *aufsuchende Beratung*. Auch im Rahmen dieser Tagung war bereits die Rede davon, dass Erwachsene als Ansprechpartner bei biografischen Entscheidungsprozeduren wichtig sind, zum Beispiel bei der Berufswahl. Obgleich die meisten jungen Menschen ein gutes Verhältnis zu ihren Eltern haben, brauchen solche Entscheidungen doch oft eine Dritt- oder Quersicht. Diese Beratung (durchaus in virtuellen Formen, soziale Netzwerke nutzend) muss in den Raum hineinragen. Sie muss zu den Orten kommen, wo junge Menschen mit ihrem Beratungsbedarf leben, jenseits jeder Milieustruktur und jeder Kultur. Das heißt, es muss sich eine (sachlich, örtlich und zeitlich) mobilisierte Jugendarbeit an dieser Stelle finden. So kann beispielsweise von der Mobilen Beratung gegen Rechtsextremismus in Brandenburg gelernt werden, was es bedeutet, wenn Beratung, Gespräche und Aktivitäten dorthin gebracht werden, wo der Bedarf an Beratung, Gespräch und Aktivität tatsächlich besteht. Lokale Grenzen verlieren dabei ihre Bedeutung, Interlokalität gewinnt an Relevanz.

3. Das alles ist nichts ohne eine Profession (eine „Zunft“), die als politische Jugendarbeit beschrieben werden kann und sich nicht darauf beschränkt, einerseits nur still zu erdulden und zu erleiden (was mit ihr gemacht und wozu sie ge- und eben auch miss-

¹⁵ vgl. Faulde 2014

¹⁶ vgl. Kolhoff u. a. 2006, Wendt 2006

braucht wird) und andererseits zu helfen und zu unterstützen (und in diesem Akt der tätigen, aber unkritischen Hilfe doch bloß schüchtern und nett verbleibt). Die notwendige Voraussetzung dafür ist, dass sich Jugendarbeiter/innen darauf verstehen, sich in lokale, in bornierte, in problematische, in engstirnige Politikprozesse einzumischen. Daran mangelt es der Zunft. Ohne diese *Einmischung*, ohne diese Beteiligung ist Jugendarbeit im ländlichen Raum nicht Jugendarbeit, sondern etwas anderes. Eine im Sinne der Impulse 1 und 2 emanzipative Praxis braucht – womit die Frage danach beantwortet wäre, *wen* die Jugendarbeit braucht – emanzipierte Praktikerinnen und Praktiker¹⁷.

Dazu braucht sie ganz zweifellos andere und neue (regionale) Vernetzungsstrukturen, die nicht bloß dem Erfahrungsaustausch unter Jugendarbeiter/innen, sondern deren selbstorganisierten Qualifizierung und Praxisentwicklung dienen, politische Prozesse zu verstehen und aktiv beeinflussen zu können, indem zum Beispiel Netzwerke mit starken Akteuren der Zivilgesellschaft und neue Kommunikationsstrategien entwickelt werden (um sich *öffentlich* zu positionieren und jungen Menschen Gehör zu verschaffen), die helfen, einerseits die Teilhabe junger Menschen zu ermöglichen und abzusichern, wozu andererseits ein Bruch mit den Zuschreibungen und der Affirmation notwendig ist.

Die Frage des Veranstalters: „Noch Raum für Jugendarbeit auf dem Land?“ ist also mit „Ja, aber...“ zu beantworten. Das „aber“ meint, dass es dazu der Bereitschaft der Jugendarbeiter/innen zur politischen Einmischung und zum politischen Konflikt vor Ort bedarf.

¹⁷ vgl. Wendt 2014

Literatur:

BMFSFJ/Bundesministerium für Familien, Senioren, Frauen und Jugend (Hg.): 14. Kinder- und Jugendbericht, Berlin 2012

Eisenbürger, I., und Vogelsang, W.: „Ich muss mein Leben selber meistern!“ Jugend im Stadt-Land-Vergleich; in: Aus Politik und Zeitgeschichte 5/2002: 28-38

Faber, K., und Oswalt, P. (Hg.): Raumpioniere in ländlichen Regionen. Neue Wege der Daseinsvorsorge, Dessau und Leipzig 2013

Faulde, J.: Jugendarbeit im ländlichen Raum, zwischen Rückzug und Innovation. Regionalmanagement: Eine neue Aufgabe für die Jugendarbeit? In: deutsche jugend 5/2014: 210-220 2014

Kolhoff, L., Wendt, P.-U., und Bothe, I. (Hg.): Jugend und Region, Wiesbaden 2006

Macjowecz, M.: Landflucht: Sollen wir die Dörfer aufgeben? In: Die Zeit online, 5. April 2013

Simons, H.: Schwarmstadt Leipzig, Vortrag 4. Juli 2014; Link: http://www.leipzig.de/fileadmin/mediendatenbank/leipzig-de/Stadt/02.6_Dez6_Stadtentwicklung_Bau/61_Stadtplanungsamt/Stadtentwicklung/Leipzig_weiter_denken/Wohnen/Vortrag_Schwarmstaedte_Simons.pdf?L=0 (19. Januar 2015)

Tully, C. J., und Schippan, M.: Aufwachsen und pendeln zwischen Stadt und Land; in: deutsche jugend 5/2014: 199-209

Vogelsang, W.: Warum ziehen Jugendliche weg? In: LandInForm spezial 3/2013: 34f

Wendt, P.-U.: Selbstorganisation Jugendlicher und ihre Förderung durch kommunale Jugendarbeit. Zur Rekonstruktion professionellen Handelns, Hamburg 2005

Wendt, P.-U.: Regionale Kooperation. Zur Notwendigkeit, über eine andere Organisationsform kommunaler Jugendarbeit in ländlichen Räumen (Regionen) nachdenken zu müssen; in: Kolhoff, L., Wendt, P.-U., und Bothe, I. (Hg.), Jugend und Region, Wiesbaden 2006: 65-79

Wendt, P.-U.: Unter den Bedingungen des Prekariats; in: deutsche jugend 1/2012 (a): 27-34

Wendt, P.-U.: Sapere aude! Über die Fragwürdigkeit des neuen und die Beständigkeit des Alten: Der Gedanke der Emanzipation als „anti-moderner Impuls kommunaler Kinder- und Jugendpolitik; in: Rundbrief der Gilde Soziale Arbeit 2/2012 (b): 45-57

Wendt, P.-U.: „Wer kämpft, der kann verlieren ...“; in: CORAX. Fachmagazin für Kinder- und Jugendarbeit in Sachsen 2/2013 (a): 27-30

Wendt, P.-U.: Arbeitsprofil Jugendarbeit: Fachlichkeit sichern und erneuern? Entwicklungsaufgaben der Jugendarbeit; in: Grimm, A. (Hg.): Was soll Jugendarbeit? Bedarf, Selbstverständnis und Wirkung, Loccum 2013 (b): 137-155

Wendt, P.-U.: Den Konflikt suchen - und finden. Demokratieförderung durch Jugendarbeit; Rundbrief der Gilde Soziale Arbeit 1/2014: 45-67

Die Kluft zwischen Wissenschaft und Praxis schließen: Wie erfahren wir als Fachkräfte, was Jugendliche brauchen (und wollen), und wie nutze ich das als Ausgangspunkt für „meine“ Jugendarbeit?

PROF. DR. ULRICH DEINET

Professor für Didaktik/Methodik der Sozialpädagogik, Leiter der Forschungsstelle für sozialraumorientierte Praxisforschung und -entwicklung (FSPE), Fachhochschule Düsseldorf

Die Frage, was Jugendliche brauchen, ist nur bedingt durch direkte Abfrage zu beantworten. Wir müssen vielmehr die Lebenswelten von Kindern und Jugendlichen erkunden, untersuchen, analysieren, verstehen, um daraus Bedarfe ermitteln und konzeptionell darauf reagieren zu können. Dafür ist eine gute Verbindung von Wissenschaft und Praxis notwendig: eine reflektierte Praxis, die die Wissenschaft nutzen will und kann, und eine angewandte Wissenschaft, die auch Erkenntnisse für die Praxis erzeugen will und kann!

Wenn man sie fragt, sagen Jugendliche sehr oft: „Wir wollen einen eigenen Raum!“ Jugendliche werden wahrscheinlich nicht sagen: „Wir wollen erlebnispädagogische Angebote am Wochenende, um unseren eingeschränkten Handlungsraum zu erweitern, wir wollen neue Erfahrungsräume; wir benötigen Anregungen und Impulse für unser Entwicklung!“ Dies könnte aber die richtige Intervention sein!

Für die Entwicklung von Zielsetzungen und im Anschluss daran auch Angeboten der Kinder- und Jugendarbeit ist es erforderlich, auf der Grundlage einer breiten Analyse Bedarfe zu interpretieren und dabei multiperspektivisch vorzugehen. In teilnehmenden Beobachtungen oder in der Auswertung anderer Methoden könnte deutlich werden, dass die Jugendlichen in der Erweiterung ihres Handlungsraumes sehr eingeschränkt sind und sich stark auf ihren Stadtteil beziehen. Dazu kommen vielleicht Ergebnisse der Befragung von Schulen, die Beobachtung des Verhaltens im Sozialraum oder die Aussagen von Experten in Interviews. Es könnte deshalb fachlich falsch sein, den Jugendlichen einen Raum zur Verfügung zu stellen, weil man damit zwar ihrem Bedürfnis entgegenkommt, in dem sie sich in den Raum zurückziehen und als Clique zunächst zufrieden sind, aber wesentliche Schritte ihrer Entwicklung nicht tun können. Insofern muss genau interpretiert und analysiert werden, um dann fachlich fundiert zu entscheiden, welche Zielsetzung im Sinne eines Wirkungsziels verfolgt werden soll, z. B. in Bezug auf die skizzierte Situation: „Die Jugendlichen erweitern ihren Handlungsraum und lernen so neue Möglichkeiten der Freizeitgestaltung kennen“. Auf der Ebene von Handlungszielen und Angeboten könnte es fachlich angemessener sein, erlebnispädagogische Aktionen am Wochenende anzubieten, als den Jugendlichen einen Raum zur Verfügung zu stellen! Die verbal geäußerten Wünsche und Bedürfnisse von Jugendlichen sind dennoch wichtig und enthalten oft Hinweise, aber die fachliche Interpretation von Bedarfen geht weit darüber hinaus.

Um ein fachlich angemessenes Konzept zu entwickeln, sind fachwissenschaftliche Erkenntnisse ebenso wichtig wie die Entwicklung einer eigenen Praxisforschung in Bezug auf die Lebenssituation der Jugendlichen als Grundlage für eine Konzeptentwicklung.

1. Transfer Wissenschaft – Praxis

Meiner Einschätzung nach existiert besonders in der Praxis die weit verbreitete Erwartung, wissenschaftliche Erkenntnisse sozusagen direkt in die Praxis umsetzen zu können. Ein solcher Transfer kann jedoch nicht gelingen, es ist ein Zwischenschritt erforderlich, in dem z. B. empirische Befunde und Forschungen analysiert und interpretiert werden, um sie dann indirekt für die eigene Praxis nutzbar zu machen. Ein Transfer zwischen Wissenschaft und Praxis kann nicht so direkt gelingen, wie es oft erwartet wird. Als Zwischenschritt ist z. B. die Durchführung von Praxisforschung im eigenen Umfeld erforderlich.

Beispiel: Mobilitätsmuster von Jugendlichen

Von Seggern, Heinzelmann u. a. untersuchten in einer Studie die Mobilitätsmuster von Jugendlichen in der Großstadt¹. Dazu wurden in Hannover Jugendliche nach ihren Mobilitätsmustern befragt, dabei wurden Fragebögen, aber auch qualitative Methoden wie Zeitbudget oder Modellwerkstätten eingesetzt. Ergebnis waren **fünf Typen jugendlicher Stadtkonstruktionen**, die von den Autor/innen verdichtet dargestellt wurden – zwischen „häuslichen Quartierfans, pragmatischen Quartiersflitzern, spontanen Stadtsurfern, mobilen Stadtfahrern und kommunikativen Stadthoppern“ (**Abbildung 1**).

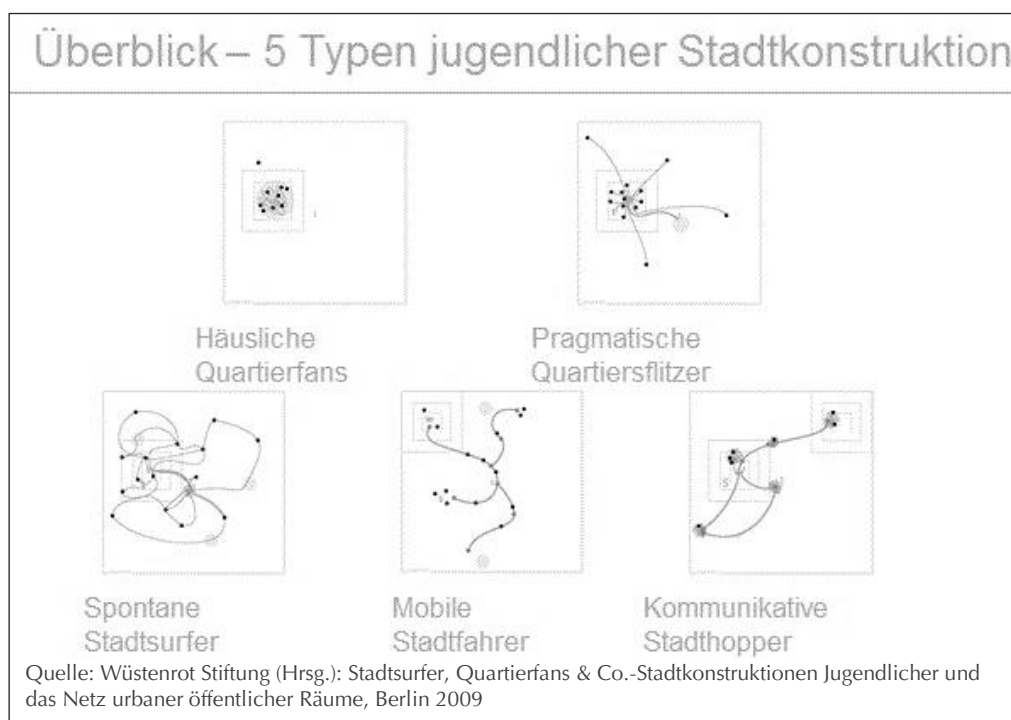


Abbildung 1

¹ Wüstenrot-Stiftung (Hrsg.): Stadtsurfer, Quartierfans & Co.-Stadtkonstruktionen Jugendlicher und das Netz urbaner öffentlicher Räume“ (Berlin 2009)

Die originellen Bezeichnungen dieser Typen sind Verdichtungen jugendlicher Mobilitätsmuster, um z. B. auch geschlechtsspezifische Unterschiede deutlich machen zu können. So ansprechend diese Muster sind, so können sie doch nicht einfach in eine andere Stadt transferiert werden. Diese Muster können als Anregung dienen, um in anderen Orten und Regionen selbst die Mobilitätsmuster von Jugendlichen zu untersuchen und Rückschlüsse für die Kinder- und Jugendarbeit zu ziehen.

Die Studie gibt methodologische Anregungen und die in Hannover entwickelten Muster lassen für die Offene Kinder- und Jugendarbeit die Frage stellen, inwieweit sie über räumliche Einzugsbereiche hinaus auch Jugendszenen ansprechen kann, die weitgehend mobil sind.

Diese interessant formulierten Varianten jugendlicher Mobilität in der Stadt lassen sich auch auf die potenzielle Nutzung von Jugendeinrichtungen anwenden, obwohl dies von den Autoren der Studie so nicht intendiert ist. Vergleicht man die Ergebnisse dieser Studie mit den von Schmidt vorgelegten Nutzerstudien zur Offenen Jugendarbeit, so ergeben sich interessante Vergleiche: Nur zwei der fünf verdichteten jugendlichen Mobilitätstypen wären demnach die typischen Stammbesucher von Jugendeinrichtungen aus dem unmittelbaren Umfeld.

Die „häuslichen Quartierfans“ sind durch starke Wohnquartierorientierung gekennzeichnet, ihre Aktivitäten konzentrieren sich im wohnungsnahen Umfeld, Verknüpfungen werden zu Fuß oder mit dem Fahrrad hergestellt, sie sind meist zu zweit unterwegs und es handelt sich eher um jüngere, männliche Jugendliche. Dieser Typ wäre ein typischer Jugendhausbesucher, wenn man die Studien zugrunde legt. Auch der Typ 2 („pragmatische Quartierflitzer“) wäre noch ein potenzieller Jugendhausbesucher: Konzentration von Aktivitäten im Quartier, ergänzt durch entferntere Handlungssituationen, Verkehrsmittelwahl nach Distanz, unterwegs mit 3 bis 4 festen Freund/innen, eher jüngere, weibliche Jugendliche. Die drei anderen Typen: „Spontane Stadtsurfer“, „mobile Stadtfahrer“ und „kommunikative Stadthopper“ sind durch eine intensive Nutzung sehr unterschiedlicher Räume in einer Großstadt gekennzeichnet, die meisten Jugendlichen dieser Varianten sind stadtweit mit dem ÖPNV unterwegs und verbinden damit ihre Handlungsinseln in einem umfassenden Netz. Alle drei Typen kommen als Stammbesucher für wohnumfeldorientierte Jugendeinrichtungen eher nicht in Betracht.

Für uns ergibt sich die Frage, wie wir die Erkenntnisse daraus für uns nutzbar machen können. Dabei spielt der Aspekt, dass Sozialraum als Planungsraum und subjektive Lebenswelt bei Jugendlichen oft auseinanderfallen, eine wesentliche Rolle. Es ist daher wichtig, sich mit solchen Mobilitätsmustern auseinanderzusetzen und selbst Mobilitätsmuster vor Ort zu erkunden. Das ist die eigentliche Anregung aus der Untersuchung. Die Mobilitätsmuster dieser Studie sind inzwischen fünf Jahre alt und stammen aus Hannover. Daher passen sie nicht nach Leipzig, Münster oder in andere Städte und Landkreise. Aber die Idee ist gut und es ergeben sich für uns folgende Fragen:

- Welche Mobilitätsmuster können wir in unserer Stadt/Region beobachten?
- Welche Muster erreichen wir?
- Welche Muster sind für uns weshalb interessant oder weniger relevant?

Aus der Studie kann man außerdem Anregungen für Methoden herausziehen, wie z. B. Modellbau, Durchführung von Interviews in den Verkehrsmitteln usw. Daraus lässt sich ein interessantes Praxis-Forschungsprojekt entwickeln! Dieses Beispiel verdeutlicht noch einmal, dass Transfer von Wissenschaft zu Praxis nie so direkt funktioniert, wie man das gern hätte, sondern nur durch Vermittlung.

Eine angewandte Wissenschaft muss Praxis-Phänomene aufgreifen und untersuchen.

Ein wichtiger Begriff für jugendliche Handlungsweisen ist das „Chillen“. Mit diesem in der Jugendsprache sehr verbreiteten Begriff werden allerdings unterschiedliche Verhaltensweisen verbunden: „Chillen“ kann verstanden werden als jugendlicher Code, als Synonym für jugendliche Verhaltensweisen, die zunächst einmal dadurch gekennzeichnet sind, dass sie sich der vorherrschenden Erwachsenenkultur weitgehend entziehen. Dennoch sind diese Verhaltensweisen als ambivalent zu betrachten, weil sie die immanenten Strukturen, insbesondere der kommerziellen Räume, größtenteils bedienen. Zusätzlich gibt es auf den ersten Blick keine Parallelen zwischen diesen Räumen und den jugendlichen Protesträumen früherer Generationen.

Beispiel: Forschungsprojekt „`Chillen´ in der Shopping Mall – neue Aneignungsformen von Jugendlichen in halböffentlichen, kommerziell definierten Räumen“

In vielen Bereichen unserer Gesellschaft sind Jugendliche heute einem deutlich erhöhten Leistungsdruck ausgesetzt. Nach dem PISA-Schock und der breit geführten Bildungsdebatte, der Einführung von G8 u. a. Schulreformversuchen ist dieser Druck heute längst in der Grundschule und in den Familien angekommen. Kinder werden zwar durch zusätzliche (wohlmeinende) Förderung unterstützt, aber gleichzeitig auch einem verstärkten Stresslevel ausgesetzt.

Besonders die in Großstädten zu verzeichnenden Veränderungen der öffentlichen Räume (Reglementierung, Privatisierung, Überwachung, Verdrängung etc.) modifizieren die Rahmenbedingungen des Aufwachsens und führen zu einem Verlust der „Straßenöffentlichkeit“. Parallel zeigen unterschiedliche Studien sowie auch eigene Projekte der Forschungsstelle FSPE eine Tendenz zu einer stärkeren Verhäuslichung und Verinselung in der Freizeitgestaltung bei Kindern und Jugendlichen. Diese und viele andere Faktoren führen zu einer tiefgreifenden Veränderung der Kindheits- und Jugendphase. Auch vor dem Hintergrund des demografischen Wandels und der geringen Kinderzahl in den Familien fällt das Anknüpfen an die Kindheits- und Jugenderfahrungen früherer Generationen immer schwerer.

Shopping Mall und McDonalds – neue Rückzugsräume für Jugendliche?

Vor dem Hintergrund dieser hier skizzierten Ausgangsbedingungen nutzen Jugendliche heute neue (kommerzielle) Räume als Freizeit-, Ausweich- oder Rückzugsräume. Fast-food-Ketten wie McDonalds, aber auch die Shopping Malls gehören heute zu den bevorzugten Räumen von Kindern und Jugendlichen (in den klassischen öffentlichen Räumen wie Parks, Innenstädten etc. konkurrieren sie mittlerweile mit der wachsenden Gruppe von Senioren, die dort allseits präsent und wirkmächtig ist). Die von vielen Erwachsenen, nicht zuletzt von Pädagogen, eher diskreditierten kommerziellen Räume scheinen aus

Sicht von Kindern und Jugendlichen große Aufenthaltsqualitäten zu besitzen. Damit bilden sie nicht zuletzt eine starke Konkurrenz zu den üblichen Orten der institutionellen Jugendarbeit. Ein wichtiger Begriff für jugendliche Handlungsweisen in solchen Räumen ist das „Chillen“ („abhängen“).

Für die Soziale Arbeit, aber auch für die Bildungsinstitutionen ist bezüglich der eigenen Positionierung und der Platzierung von Angeboten besonders relevant, die Bedeutung der „neuen“ Räume der Jugendlichen und ihr Verhalten zu verstehen und daraus entsprechende Rückschlüsse zu ziehen. Die überschaubare Zahl von sozialpädagogischen Projekten in diesen Räumen (z. B. Mobile Jugendarbeit) verdeutlicht die Distanz zwischen den professionellen Fachkräften und den (häufig als reine „Kosumtempel“ betrachteten) Shopping Malls etc. Die Attraktivität dieser Räume für Jugendliche macht es jedoch unbedingt erforderlich, Forschungen zu betreiben, die deren Qualitäten (und die entstehenden Probleme) unter die Lupe nehmen, und daraus Konsequenzen für die Soziale Arbeit zu ziehen.

Das herausragende Thema für eine Praxisforschung sind die „neuen“ Räume der Jugendlichen und die Konsequenzen für die Jugendarbeit.

Sowohl die Wissenschaft als auch die Praxis muss die neuen Orte der Jugendlichen in den Blick nehmen und untersuchen:

- Die neue Ganztagschule als „Lebensort“,
- McDonalds als erfolgreichste „Jugendeinrichtung“ in Deutschland,
- Shopping Malls,
- Facebook und andere soziale Netzwerke.

Dabei sollte die Jugendarbeit nicht alle diese Orte der Jugendlichen pädagogisieren, aber sich für sie interessieren und diese erkunden – natürlich mit der Absicht, Rückschlüsse für die Weiterentwicklung des Feldes zu ziehen.

Im Sinne des Transfers von Wissenschaft und Praxis muss man sich auch Theorie-Werkzeuge nutzbar machen – zum Beispiel einen erweiterten Sozialraumbegriff. Um die neuen Räume und deren Qualitäten für Kinder und Jugendliche erfassen zu können, ist ein erweiterter Sozialraumbegriff notwendig, der über die in der Sozialen Arbeit weit verbreitete Definition von Sozialraum als Verwaltungs- und Planungsraum hinausgeht. Sozialraum ist auch subjektive Lebenswelt des einzelnen Individuums und Aneignungsraum! Subjektive Lebenswelten und offizielle Sozialräume als Stadtteile etc. fallen bei vielen Jugendlichen durchaus auseinander und müssen deshalb auch unterschieden werden.

2. Sozialräumliche Konzeptentwicklung als Praxisforschung

Die im Folgenden skizzierte Vorgehensweise einer sozialräumlichen Konzeptentwicklung hängt stark mit dem von Kessl und Reutlinger geprägten Begriff der Sozialraumarbeit zusammen: „Sozialraumarbeit meint die Einnahme einer reflexiven räumlichen Haltung. Diese konkretisiert sich durch eine systematische Kontextualisierung des jeweiligen

Handlungsraumes, d. h. eine systematische und möglichst umfassende Inblicknahme des Erbringungszusammenhangs“². In dem sich Konzepte nicht aus den institutionellen Gegebenheiten, sondern den sozialräumlichen Bedarfen (d. h. den Blickwinkeln der verschiedenen Zielgruppen, Institutionen und anderer Akteure im Sozialraum) ergeben, findet so etwas wie eine „systematische Kontextualisierung des jeweiligen Handlungsraumes“ (s. o.) statt. Die Analyse der sozialräumlichen Bedingungen, der Blick in die subjektiven Lebenswelten, stellt einen wichtigen Schritt in der umfassenden „Inblicknahme des Erbringungszusammenhangs“ (s. o.) dar, so wie von Kessl und Reutlinger gefordert.

Eine sozialräumliche Konzeptentwicklung geht nicht von den institutionellen Rahmenbedingungen aus wie die klassische Konzeptentwicklung, sondern fragt aus der Analyse der Lebenswelten von Kindern nach Bedarfen und nach Anforderungen für die Institutionen. Diese Vorgehensweise steht im Gegensatz zu einer institutionellen Konzeptentwicklung, die sehr stark von den Trägern, deren Ausstattung sowie den Ressourcen ausgeht. Sicher übersieht eine sozialräumliche Konzeptentwicklung nicht die institutionellen Rahmenbedingungen, sondern versucht durch eine konsequent sozialräumliche Herangehensweise die institutionell bedingten blinden Flecken einer klassischen Konzeptentwicklung zu überwinden. Die **Schritte einer sozialräumlichen Konzeptentwicklung** lauten:

- Erster Schritt: Sozialraum-/Lebensweltanalyse
Jugendhilfeplanung, Bedarfe, Jugendbefragungen, sozialräumliche Methoden.
- Zweiter Schritt: Analyse der Jugendarbeit als „Aneignungsraum“
d. h. die eigene Einrichtung in den Blick zu nehmen, z. B. Besucherbefragungen (sind erlaubt, aber nur bedingt in der Lage, neue Erkenntnisse zu generieren), Fremdbilderkundung.
- Dritter Schritt: Entwicklung konzeptioneller Differenzierungen
eventuell Zertifizierungen.
- Vierter Schritt: Konzeptevaluation
Frage nach Wirkungen, Bewertungen, Einsatz der Methoden, Wirksamkeitsdialog.

Kernstück der sozialräumlichen Konzeptentwicklung ist der Einsatz von Methoden, deren Ergebnisse dann die Grundlage für eine Konzeptentwicklung bilden sollen³. Mit einer Auswahl verschiedener Methoden⁴ geht es in diesem zentralen Schritt sozialräumlicher Konzeptentwicklung darum, die Lebenswelten von Kindern und Jugendlichen zu untersuchen und zum Ausgangspunkt der konzeptionellen Weiterentwicklung zu machen. Die Methoden⁵ lehnen sich an die allgemeine qualitative Sozialforschung an und bieten zweierlei – die Analyse und die Beteiligung von Kindern und Jugendlichen als Experten ihrer Lebenswelten:

- Stadtteilbegehung mit Kindern und Jugendlichen (auch in virtuellen Räumen),
- Nadelmethode,

² Kessl, Reutlinger: 2007, S. 126

³ vgl. www.sozialraum.de

⁴ Deinet 2009, Krisch 2009

⁵ vgl. auch www.sozialraum.de

- Cliquenraster (inzwischen digitalisiert),
- Institutionenbefragung,
- Strukturierte Stadtteilbegehung,
- Subjektive Landkarten, subjektive Schulkarten,
- Fremdbilderkundung,
- Autofotografie,
- Zeitbudgets.

Mit Hilfe dieser zum großen Teil sehr animativen Methoden, die mit der Praxis verbunden werden können, ist die Sozialraum- und Lebensweltanalyse selbst Bestandteil der Arbeit und keine externe Veranstaltung. Wie Richard Krisch (2009) ausführlich ausgeführt hat, lässt sich die Anwendung dieser Methoden auch als eigene Methodik sozialräumlicher Jugendarbeit verstehen, in dem gleichzeitigen Sinne von Animation, Beteiligung, Partizipation und Analyse.

Von der Analyse zur Entwicklung konzeptioneller Differenzierungen

Für die meisten Jugendeinrichtungen beginnt die Sozialraumarbeit nicht bei „Null“, sondern stellt eine Weiterentwicklung des Konzeptes dar. Oft arbeiten Jugendeinrichtungen schon lange in Stadtteilen und müssen sich nun fragen, inwieweit sie ihre Konzepte auf Grund von Veränderungen bei bestimmten Gruppierungen etc. weiterentwickeln und verändern müssen. Dafür ist der „Blick von außen“, d. h. die Analyse der Sichtweisen und Wahrnehmungen der Jugendeinrichtungen aus dem Blickwinkel unterschiedlicher Gruppierungen und Institutionen von großem Interesse, da oft eine Differenz zwischen Eigen- und Fremdwahrnehmung entsteht. Die analytischen Potenziale der skizzierten Methoden liegen in der Gewinnung von qualitativem Material zu den Lebenslagen von Kindern und Jugendlichen. Gleichzeitig werden diese als Expert/innen ihrer Lebenswelten aktiv in den Prozess einbezogen. Zahlreiche Methoden aus diesem Repertoire sind auch als direkte Beteiligungsmethoden einsetzbar. Aus den Daten und Informationen können Aussagen zur Qualität des Sozialraums und dessen Verbesserung interpretiert werden. Diese sind sowohl für die klassische Arbeit der Jugendeinrichtungen als auch für eine zu entwickelnde Sozialraumarbeit im Stadtteil nutzbar.

Auf der Grundlage dieser Ergebnisse und der Interpretation der zur Verfügung stehenden sozialstrukturellen Daten können für Jugendeinrichtungen und andere Institutionen sogenannte konzeptionelle Differenzierungen entwickelt werden. Der Begriff geht davon aus, dass ein Konzept in der Praxis bereits besteht, dieses aber nach sozialräumlichen Kriterien weiter zu entwickeln und zu differenzieren ist. Wichtige Fragen für die Entwicklung konzeptioneller Differenzierungen lauten:

- Was müsste aufgrund der Analyse der Lebenswelten von Kindern, Jugendlichen, weiteren Gruppen sowie der Einsichten von Institutionen (JHP) und Schlüsselpersonen im Stadtteil geschehen?
- Welche Einrichtung kann welche (neue) Funktion und Rolle übernehmen?

- Welche alten Funktionen und Angebote können verändert oder eventuell sogar abgebaut werden?
- Welche Konsequenzen ergeben sich für die Kooperationen und Vernetzungen im Sozialraum?

Probleme und Herausforderungen bei der Durchführung von Praxisforschungsprojekten

In einem Praxisforschungsprojekt ist es für Praktikerinnen und Praktiker recht schwer, die Forscherperspektive einzunehmen, vor allem, wenn sie schon lange in ihrem Sozialraum arbeiten. Mitarbeiter/innen sind keine Beobachter, sondern Akteure, die ständig mitkonstruieren und Überlegungen relativ spontan anstellen. Die Beobachtung ist daher schwierig, weil man in einer anderen Haltung steckt. Die Fragestellungen der Analyse bleiben oft ungenau. Zahlreiche Probleme ergeben sich außerdem aus der Methodenvielfalt und Methodenkombination, in der Interpretation und Auswertung.

Empfehlungen:

- Beobachtung und Verstehen haben Vorrang vor Kontaktaufnahme und Intervention
- Unterschiedliche Wertungen, Wahrnehmungen und Interpretation reflektiert nutzen,
- Zusammenarbeit und gegenseitige Unterstützung, der „Blick von außen“,
- Fragestellungen präzisieren und verändern.

Vorschläge zur Unterstützung der Praxisforschung:

- Zusammenarbeit und kollegiale Systeme der Unterstützung entwickeln,
- Leitung ist gefragt: Unterstützung der Praxis z. B. durch Jugendhilfeplanung und Jugendpflege,
- Methoden nicht nur zur Analyse, sondern zur Aktivierung und Beteiligung einsetzen,
- Notwendigen Zeitrahmen und (Zeit-)Ressourcen zur Verfügung stellen,
- Kein überzogener wissenschaftlicher Anspruch, sondern „Verstehen“ ist gefragt – das ist ein hoher Anspruch!

Praxisforschung zwischen Wissenschaft und Praxis – die Kluft schließen!

Wie ist nun die Kluft zwischen Wissenschaft und Praxis zu überbrücken? Meine Antwort darauf ist: Haben Sie mehr Mut zur Praxisforschung!

Unter der Überschrift „Vom Nutzen der Forschung“ plädierte auch Werner Lindner 2008 für eine Kinder- und Jugendarbeit, die an Forschung und Evaluation nicht nur deshalb interessiert ist, um ihre Legitimation zu verbessern, sondern um sich mit erhöhter Kompe-

tenz in jugendpolitische Debatten einschalten zu können (z. B. beim Thema der Verdrängung Jugendlicher aus dem öffentlichen Raum). Mit den Arbeitsprinzipien und Haltungen eines „sozialräumlichen Blicks“ würde die Kinder- und Jugendarbeit in der von Lindner intendierten Weise agieren und sich damit auch weitergehende Einflussmöglichkeiten eröffnen: „Die Kinder- und Jugendarbeit wäre daher zunächst angehalten, sich über eigene hautnahe und dichte Erkundungen die Expertise für die Lebenslagen der Kinder und Jugendlichen, ihres eigenen Umfeldes (zurück) zu holen. Denn angesichts der unübersehbar vielfältigen Ausdifferenzierung der Lebenslagen von Kindern und Jugendlichen und der damit verbundenen Unmöglichkeit, über soziologische Großtheorien und akademische Jugendforschung noch signifikante Kenntniszuwächse zu erlangen, kommt gerade kleinteiligen dichten Beschreibungen ein ungleich erhöhter Erkenntniswert zu“⁶.

Ein Ansatz, die Kluft zwischen Praxis und Forschung etwas zu überbrücken, liegt in dem Konzept der Praxisforschung, so wie es u. a. von Richard Krisch in seiner sozialräumlichen Methodik der Jugendarbeit beschrieben wurde. Krisch empfiehlt die systematische Durchführung von Sozialraummethoden in der Jugendarbeit als einen Ansatz der Praxisforschung: „Zum anderen bestimmen diese Vorgangsweisen – neben dem forschenden Zugang – aber auch gleichzeitig bereits eine spezifische Praxis der (sozialräumlichen) Jugendarbeit, die über die sozialräumlichen Methoden zum Medium räumlicher Interaktion in der Spannung zwischen Aneignung und Vergesellschaftung wird. Die Methoden lassen sich als Interaktionsmuster mit der Perspektive des sozialräumlichen Verstehens begreifen, die durch entsprechende pädagogische Arrangements Aneignung unterstützen und erweitern. In diesen Verfahren, die sich als Praxisforschung bezeichnen lassen, bilden sich also zugleich Formen der Analyse wie der pädagogischen Aktivierung ab“⁷.

Kontakt:

Forschungsstelle für sozialraumorientierte Praxisforschung und -entwicklung (FSPE):
www.fh-duesseldorf.de/fspe

⁶ Lindner, 2008, S. 14

⁷ Krisch 2009, 194

Literatur:

Deinet, U. (2005) (Hrsg.): „Sozialräumliche Jugendarbeit. Grundlagen, Methoden, Praxiskonzepte“, 2., völlig überarbeitete Auflage, Wiesbaden

Deinet, U. (2009) (Hrsg.): „Methodenbuch Sozialraum“, Wiesbaden, VS-Verlag,

Deinet, U. (2013): Innovative Offene Jugendarbeit Bausteine und Perspektiven einer sozialräumlichen Offenen Kinder- und Jugendarbeit, Opladen: Barbara Budrich.

Deinet, U./Reutlinger, C. (2014) (Hrsg.) Tätigkeit – Aneignung – Bildung. Positionierungen zwischen Virtualität und Gegenständlichkeit, Springer VS, Wiesbaden

Deinet, U. (2014): Vom Aneignungskonzept zur Activity Theory. Transfer des tätigkeitsorientierten Aneignungskonzepts der kulturhistorischen Schule auf heutige Lebenswelten von Kindern und Jugendlichen. Veröffentlicht unter den socialnet Materialien Publikationsdatum: 01.07.2014, URL: <http://www.socialnet.de/materialien/197.php>

Kessl, F./Reutlinger, Ch. (2007): Sozialraum. Eine Einführung. Wiesbaden

Krisch, Richard (2009), Sozialräumliche Methodik der Jugendarbeit. Aktivierende Zugänge und praxisleitende Verfahren, Weinheim

Lindner, Werner (2008): Heute schon geforscht? Strategische Perspektiven für ein Ende der Bescheidenheit in: Deutsche Jugend, 56. Jahrgang 2008, Heft 1, S. 9 – 17

Online-Journal: www.sozialraum.de

Wüstenrot-Stiftung (Hrsg.): Stadtsurfer, Quartierfans & Co.-Stadtkonstruktionen Jugendlicher und das Netz urbaner öffentlicher Räume“ (Berlin 2009)

Einen Plan machen: ...

Wie setzen wir das, was Kinder und Jugendliche brauchen (und wollen), als Fachkräfte in der Praxis um?

Podiumsdiskussion

Gesprächspartner/innen:

PROF. DR. ULRICH DEINET

Professor für Didaktik/Methodik der Sozialpädagogik, Leiter der Forschungsstelle für sozialraumorientierte Praxisforschung und -entwicklung (FSPE), Fachhochschule Düsseldorf

ANNA JANSEN

Studentin der Erziehungswissenschaft und katholischen Theologie, Universität Osnabrück, ehemalige ehrenamtliche Diözesan-Vorsitzende des Bundes der Deutschen Katholischen Jugend (BDKJ), Diözesanverband Osnabrück

SIEGHARD KELLE

Geschäftsführer, Stuttgarter Jugendhaus gGmbH (stjg)

SVEN KENTRUP

Leiter der Fachstelle Jugendarbeit/Offene Ganztagschulen,
Amt für Kinder, Jugendliche und Familien der Stadt Münster

ANKE MIEBACH-STIENS

Geschäftsführerin, Arbeitsgemeinschaft Jugendfreizeitstätten Sachsen e.V. (AGJF), Chemnitz

ANDREA PINGEL

Referentin, Kooperationsverbund Jugendsozialarbeit, Berlin

Andrea Pingel: Erst einmal herzlichen Dank an Herrn Professor Deinet für seinen Vortrag. Den Wissenschafts-Praxistransfer, mit dem wir damit heute so eindrücklich begonnen haben, wollen wir an dieser Stelle fortsetzen mit Vertreterinnen und Vertretern der Praxis, die an unterschiedlicher Stelle Jugendarbeit gestalten, planen und umsetzen, sowie mit den Anregungen und Fragen aus dem Plenum.

Wir möchten in einer Podiumsrunde mit Ergänzungen aus den verschiedenen Praxisbereichen beginnen, zunächst mit der Frage, wie wir Lebensräume und Bedarfe von jungen Menschen erkunden und diese für unsere Arbeit nutzbar machen. Im zweiten Schritt befassen wir uns damit, was dies für unsere Konzepte, für die Konzeptentwicklung und auch für die fortlaufende Weiterentwicklung und Veränderung bedeutet, denn die Konzepte für die offene Jugendarbeit sollen – wie der Name schon sagt – im weitesten Sinne offen sein, offen für die Selbstaneignungsprozesse, Bildungsprozesse und die Selbstorganisation junger Menschen.

Ich wende mich zunächst an Frau Jansen, die selber als Ehrenamtliche eines Jugendverbandes mit Jugendlichen offene Jugendarbeit in der Schule umsetzt. Der Lebensraum

Schule ist heute ja bereits ausdrücklich erwähnt worden und war auch gestern verschiedentlich Thema – durchaus auch als Gegenpol zur offenen Jugendarbeit. Daher sind wir gespannt auf Ihre Erfahrungen und Einschätzungen, inwieweit Schule und offene Jugendarbeit denn zusammen passen.

Wir möchten also sehr konkret und nah an den Jugendlichen beginnen, wenn es um die Frage geht: Wie erkennen wir die Bedarfe junger Menschen? In unsere Diskussion werden wir dann außerdem die kommunale Ebene aus Sicht freier und öffentlicher Träger sowie die Landesebene einbeziehen. Daher bitte ich Sie nun, Frau Jansen, sich kurz vorzustellen und uns darüber zu berichten, wie Sie an der Schule Erkundungen mit den Kindern und Jugendlichen anstellen und mehr über ihre Bedarfe und Interessen erfahren.

Anna Jansen: Ich befinde mich noch im Studium der Erziehungswissenschaften an der Universität Osnabrück und bin in der Jugendverbandsarbeit beim Bund der Deutschen Katholischen Jugend tätig. Ich habe bis vor kurzem zwei Jahre lang im ehrenamtlichen Vorstand den BDKJ vor allem die Fachstelle Schulkoooperation begleitet.

In der gestrigen Arbeitsgruppe konnte ich beobachten, dass in unserer Jugendverbandsarbeit ein anderer Zugang zur Schule gesucht wird und eine andere Akzeptanzgrundlage für die Arbeit mit und um Schule herum besteht. Gerade in Bezug auf die offene Jugendarbeit tut sich ein sehr heterogenes Feld von gelingenden Kooperationen und von Kolleg/innen auf, die davon berichten, dass sie diesen Weg auch weiterhin gehen wollen – bis hin zu Kolleg/innen, die sich dahingehend äußern, sie sehen sich und ihre Prinzipien und Grundlagen in der Kooperation mit der Schule versinken. Zwischen diesen Polen hat man sich bewegt.

Unsere Fachstelle Schulkoooperation besteht nun bereits seit acht Jahren. Wir versuchen vor allem immer wieder, den Lebensraum Schule bzw. die Kinder und Jugendlichen darin aufzusuchen, diesen Lebensort Schule zu verstehen und wahrzunehmen, weil dieser einen Großteil des Lebens der Jugendlichen einnimmt. Bei uns im Verband haben sich 60 Jugendliche auf der Diözesanversammlung für die Weiterführung von Schulkoooperationen ausgesprochen. Das waren nicht die Referenten des Verbandes, sondern Schüler – Jugendliche und junge Erwachsene im Alter von 16 bis 25 Jahren – die sich damit auseinandersetzen und uns damit beauftragen, an die Schule zu gehen. Wir haben u. a. Zukunftswerkstätten durchgeführt. Wir arbeiten eng mit Schülervetretern zusammen, das bedeutet, dass wir in den Zukunftswerkstätten keine klassische Befragung vornehmen. Uns ist vielmehr daran gelegen, Methoden zu wählen, mit denen die Jugendlichen selber arbeiten und Ideen entwickeln können, dafür den nötigen Freiraum bekommen und dadurch selbst erarbeiten, was sie verändern möchten. Damit konnten wir sehr positive Erfahrungen machen.

Mich wundert es immer wieder, wenn die Reaktion der Jugendlichen lautet: „Schön, dass ihr euch für uns interessiert und dass wir hier so viel Raum bekommen.“ Einerseits ist es nicht überraschend, denn Schule ist nicht das klassische Feld, das Jugendliche beteiligt. Es geht um Jugendliche und für Jugendliche als die Zukunft und diese müssen später die Schule bildungskompetent verlassen. Aber häufig geschieht es über die Schüler hinweg und nicht mit den Schülern. Daher besteht unser Wunsch darin, die Strukturen ein wenig

aufzubrechen, aber auch für uns als Jugendarbeit danach zu schauen, was wir daraus mitnehmen können. Wenn Schüler die Schule als besonders belastend wahrnehmen, müssen wir uns fragen, was das für unsere Jugendarbeit bedeutet.

Die Ergebnisse der Zukunftswerkstatt waren sehr vielfältig. Es ging nicht nur darum, dass Schülerinnen und Schüler weniger Hausaufgaben haben wollen, sondern es geht insbesondere auch um den Chill-Faktor. Kinder und Jugendliche sind nun einmal einen großen Teil des Tages in der Schule, ob sie wollen oder nicht, das können sie nicht wirklich entscheiden. Hieraus erwächst das Bedürfnis, Schule zu gestalten. Sie wollen im Grunde die Schule ein wenig dem annähern, was auch die offene Jugendarbeit bietet. Sie brauchen Räume für sich, in denen sie sich auch einfach so aufhalten und auch entspannen können, wo sie ihre Freunde treffen. Schule ist zwar zeitlich gesehen ein großer Raum, aber kein Raum für Kinder und Jugendliche, sondern sie steht in Verbindung mit Noten- und Leistungsdruck.

Diese Ergebnisse waren sehr hilfreich und aufschlussreich für uns und unsere Jugendarbeit. Natürlich geht es auch darum, Alternativen zu bieten und vor allem am Nachmittag andere Jugendarbeit als die Schule zu liefern, um damit zu zeigen, dass es andere Möglichkeiten des sozialen Lernens und Entwickelns in einem druckfreien Raum gibt. Dabei behalten wir jedoch im Blick, dass Schule der ausbreitende Übergangsfaktor ist, in dem sich Jugendliche den ganzen Tag aufhalten und wo sie auch Probleme haben, die sie nicht abgeben, wenn sie nachmittags zur offenen Jugendarbeit kommen. Darum ist unser Ansatz, diesen Lebensraum bewusst wahrzunehmen und zu gestalten, aber auch den Kindern und Jugendlichen die Möglichkeit zu geben, ihre Wünsche und Vorstellungen in Bezug auf diesen Raum und auf mögliche Veränderungen zu äußern, um so ein Verständnis dafür zu bekommen. Die Kinder und Jugendlichen sagten zum Beispiel, dass die wenigsten Erwachsenen – nicht nur die Lehrer – danach fragen, wie es ihnen geht und was es heißt, als Schüler unter Stress zu stehen. Es würde immer ein wenig belächelt oder überhaupt nicht thematisiert werden. Sie sind dankbar dafür, auch einen Raum für Beschwerden zu finden.

Andrea Pingel: Vielen Dank. Herr Kelle, wie gehen denn Sie in Stuttgart in der offenen Jugendarbeit bei solchen „Erkundungen“ von Lebenswelten junger Menschen vor? Wie erfahren die kommunalen Jugendhäuser, die Sie hier vertreten, die Bedarfe der Kinder und Jugendlichen? Bitte geben Sie uns einen Einblick in Ihre Arbeit und in ihre Erhebungsmethoden.

Sieghard Kelle: Die Stuttgarter Jugendhaus Gesellschaft betreibt 41 Kinder- und Jugendhäuser. Wir sind im Bereich der Schule engagiert, ebenso wie in den Kitas und führen verschiedene Projekte in unserer Stadt durch. Lassen Sie mich zunächst eine Lanze für die Besuchererhebung brechen. Ich kenne keine Branche, die nicht wissen möchte, was ihre Kunden – die, die zu ihnen kommen, etwas in Anspruch nehmen oder etwas kaufen – denken und wollen. Die Besuchererhebung kann natürlich immer nur ein Teil sein, aber ein Teil, der Hilfestellung und Anregungen für eine konzeptionelle Entwicklung oder Weiterentwicklung bietet.

Zur Bedarfserkundung holen wir uns Unterstützung von einem externen Institut. Wir fangen mit einfachen Methoden wie mit Besuchererhebungen an. Diese Erhebungen führten wir inzwischen dreimal im Abstand von zwei Jahren durch. Wir wollen wissen, wer zu uns kommt, wann er zu uns kommt, welchen familiären Hintergrund er hat, aus welchem Stadtteil er kommt, wie alt er ist. Spannend ist die Frage, wie lange er in unseren Einrichtungen bleibt. Wir stellten fest, dass die Verweildauer von Kindern und Jugendlichen in den letzten Jahren im Durchschnitt um eine halbe Stunde gestiegen ist. Das wäre von den Mitarbeitern wohl erst einmal nicht bestätigt worden.

Wir fragen außerdem, was für die Kinder und Jugendlichen in ihrer Einrichtung wichtig ist, was sie dort suchen, was sie dort tun und mit wem und womit sie ihre Zeit verbringen. Wir fragen auch danach, wie zufrieden die Jugendlichen mit den Dingen sind, für die sie mit verantwortlich sind und woran sie beteiligt werden. Die Antworten bieten Hinweise und Anhaltspunkte für die Mitarbeiter/innen. Die Mitarbeiter/innen erhalten die Untersuchungsergebnisse in ihren Einrichtungen als Hilfestellung und Gerüst für ihre Arbeit.

Für uns ist es außerdem wichtig, einen Nachweis darüber zu führen, wer in unsere Kinder-, und Jugendhäuser kommt. Der Stadtrat fragt durchaus nach, wie viele Besucher wir haben und welche Besuchergruppen zu uns kommen. Das allein ist schon einen Nachweis wert. Diese Erhebungen bilden einen wichtigen Ausgangspunkt für unsere Arbeit, wenn auch nicht den einzigen.

Bisher befragten wir die Nutzer, immerhin 1.300, in einem nächsten Schritt werden wir auch die Nicht-Nutzer befragen. Für uns ist es interessant zu erfahren, warum Kinder und Jugendliche nicht zu uns kommen.

Andrea Pingel: Wie finden Sie diese „Nicht-Nutzer“ und wie kommen an sie heran?

Sieghard Kelle: Wir befinden uns zurzeit in der Entwicklung. Eine Möglichkeit ist die Online-Befragung. Diese wird gerade aufgesetzt und wir werben dafür.

Andrea Pingel: Herr Kentrup, wie kommen Sie an die Jugendlichen in Münster heran und erfahren, was sie umtreibt? Welche Erkenntnisse und Einschätzungen haben Sie dazu als Jugendamt? Und was wissen Sie über die Arbeit der Einrichtungen vor Ort?

Sven Kentrup: Ich als Leiter der Fachstelle Kinder- und Jugendförderung und Offene Ganztagschule bin zuständig für 43 Häuser der offenen Kinder- und Jugendarbeit, 11 Einrichtungen der aufsuchenden Jugendsozialarbeit und für 44 Grundschulen der Offenen Ganztagschulen. Auch wenn die Vernetzung von Schule und Jugendarbeit ein spannendes Thema für die Zukunft ist, vor allem in Bezug auf die Frage, wie und wo wir Kinder und Jugendliche erreichen, möchte ich zunächst nicht darauf eingehen.

In Münster führen wir seit Jahren den sogenannten Wirksamkeitsdialog. Die Einrichtungen müssen einmal jährlich einen Verwendungsnachweis abgeben, auf dessen Grundlage

wir ein Jahresgespräch mit den Einrichtungen führen. Dabei analysieren wir, wie sich die Besucherstruktur verändert hat, ob die gemeinsam vereinbarten Ziele erreicht worden sind. Falls die Ziele nicht erreicht worden sind, versuchen wir gemeinsam mit den Einrichtungen herauszufinden, woran es gelegen haben mag. Dreimal im Jahr finden sogenannte Qualitätszirkel statt, jeweils einer für die offene Kinder- und Jugendarbeit, einer für die aufsuchende Jugendsozialarbeit und ein gemeinsamer. In den Qualitätszirkeln werden kinder- und jugendarbeitsrelevante Themen aufgegriffen und bearbeitet.

In Münster gibt es einen Jugendrat, ein gewähltes Gremium von 30 Jugendlichen im Alter von 12 bis 18 Jahren. Dieser Rat begleitet die Kinder- und Jugendarbeit in der Stadt und bringt die wichtigen Themen der Kinder und Jugendlichen ein. Inzwischen wurde der 3. Münsteraner Kinder- und Jugendförderplan aufgelegt, der Handlungsempfehlungen für die verschiedenen Bezirke in Münster enthält. Dort sind auch Ideen und Vorschläge von Kindern und Jugendlichen eingeflossen, zum einen aus den Einrichtungen, zum anderen über den Jugendrat.

Man muss sich immer wieder vor Augen führen, wie „Jugendliche ticken“ – so wie wir es von Herrn Thomas in seinem Vortrag gehört haben. Im letzten Jahr führten wir in unserer Stadt eine Fachtagung mit dem Thema „Wie ticken Jungs?“ durch. Dort stellte ebenfalls ein Vertreter des Sinus-Instituts, Marc Melcher, Teile aus der Sinus-Studie vor. Dabei ist noch einmal klar geworden, dass es diese sieben Milieus gibt und dass wir auch durch unsere eigene Sozialisation oft in eine bestimmte Richtung denken. Das hat zur Folge, dass wir Kinder und Jugendliche nicht so ansprechen und ansprechen können, wie es vielleicht notwendig wäre. Darüber denken wir zu wenig nach. Wir sprechen durch unser Auftreten und mit unserem Programm eine bestimmte Gruppe an, wenden aber bei anderen Gruppen nicht die Sprache oder Methode an, die für diese geeignet wäre.

Meiner Ansicht nach leben viele Kinder und Jugendliche vom Ausprobieren vieler Dinge, vom „Try and Error“. Sie benennen die Dinge, die sie gern tun würden. Wir gehen zum Teil und möglichst auf diese Wünsche ein, aber die Kinder und Jugendlichen stellen immer wieder auch fest, dass es doch nicht das Richtige für sie ist, und probieren was anderes aus. Aus diesem Grund ist man in der offenen Kinder- und Jugendarbeit im positiven Sinne gezwungen, neue Dinge anzubieten und auszuprobieren, statt in vorhandenen Strukturen und Angeboten zu verharren.

Andrea Pingel: Vielen Dank. Wenden wir uns einem anderen Bundesland zu und begeben uns nun auf die Landesebene nach Sachsen. Frau Miebach-Stiens, vermutlich haben Sie als Dachverband nicht unmittelbar mit Kindern und Jugendlichen, sondern eher mit den Fachkräften und den Einrichtungen zu tun, oder liege ich falsch?

Anke Miebach-Stiens: Die Arbeitsgemeinschaft Jugendfreizeitstätten Sachsen e.V. ist ein Dach- und Fachverband, der insbesondere Fortbildungen und Beratung für sozialpädagogische Fachkräfte der Kinder- und Jugendarbeit sowie angrenzender Arbeitsfelder anbietet und selbst modellhafte Projekte anregt und umsetzt. An dieser Stelle haben wir auch unmittelbar mit Kindern und Jugendlichen zu tun.

C.W. Müller, der auf dieser Tagung bereits mehrfach zitiert wurde, sagte auf einer unserer Fachveranstaltungen für Fachkräfte in Sachsen, die Jugendarbeit sei der letzte Abenteuerberuf, den es in der heutigen Zeit noch gibt. Das passt gut zu unserem Thema und unserer Intention, stets neugierig und offen für Neues zu bleiben, uns immer wieder aufzumachen zu neuen Ufern und die Lebenswelten der Kinder und Jugendlichen zu erkunden und Veränderungen wahrzunehmen.

Vor kurzem führten wir eine Kooperationsveranstaltung in Zwickau mit dem Titel „Einmischen, Bewegen, Verändern“ durch. Dort kamen sowohl junge Menschen als auch haupt- und ehrenamtliche Fachkräfte zusammen. Uns beschäftigte gemeinsam die Frage, wie das Neue Jugendhaus der Zukunft aussehen sollte – ähnlich wie das „Utopische Kinder- und Jugendzentrum“, das Herr Deinet vorgestellt hat. Während des gesamten Tages gab es viele Möglichkeiten des gegenseitigen Austauschs in Workshops und Gesprächen. Wenn man wie ich in den 1990er-Jahren in der Praxis der Kinder- und Jugendarbeit tätig war und nach so einer Tagung auf die Ergebnisse schaut, die auf den Flipcharts niedergeschrieben worden sind, könnte man meinen, dass der Unterschied zwischen dem, was die Jugendlichen damals wollten und dem, was sie heute wollen, sehr gering ist. Allerdings liegt ein großer qualitativer Unterschied darin, dass die Kinder und Jugendlichen heute tatsächlich Gelegenheiten der Beteiligung und echter Teilhabe haben und ihre ganz originären, subjektiven Vorstellungen einbringen und ihr Haus tatsächlich zu *ihrem* Haus machen können.

Andrea Pingel: Herr Professor Deinet, Sie hatten sich nach meiner Wahrnehmung ein wenig skeptisch in Bezug auf Besucherbefragungen geäußert, während Herr Kelle in Stuttgart gute Erfahrungen damit gemacht hat und darin eine wichtige Basis für die Arbeit vor Ort sieht. Möchten Sie darauf noch einmal eingehen?

Prof. Dr. Ulrich Deinet: Widersprüche und Streit sind m. E. gut, darum gehe ich gern noch einmal darauf ein.

Für mich sind solche Besucherbefragungen nicht so interessant, weil man dafür meiner Meinung nach nicht die Wissenschaft braucht, sondern diese mit Bordmitteln selbst durchführen kann. Meine diesbezüglichen Äußerungen sollen im Hinblick auf die Frage, wofür man Wissenschaft braucht, verstanden werden. Wenn Sie das als große Stuttgarter Jugendhausgesellschaft intern und extern durchführen, hat das einen ganz anderen Wert und ist auch interessant. Natürlich muss man wissen, was die Besucher erwarten und wie zufrieden sie sind. Ich gehe jedoch davon aus, dass eine gute Jugendarbeiterin und ein guter Jugendarbeiter immer darüber Bescheid weiß. Das ist für mich Standard.

Dass man heute mit Zahlen, mit Berichtswesen, Fachcontrolling, oder wie immer man das nennt, umgehen muss, ist weit verbreitet. Ich finde es interessant, dass Sie auch erheben, wie lange die Jugendlichen bleiben. Das zeigt, dass man auch intelligenter nachfragen kann, um eine Menge herauszukriegen. Für mich war der entscheidende Punkt, wann die Wissenschaft ins Spiel kommt. Bei Ihrer Art der Befragung geht das ineinander über. Wenn Sie ein großes Projekt als Stuttgarter Jugendhausgesellschaft daraus machen, kann ich mir vorstellen, dass Sie mit Wissenschaft kooperieren. Somit haben Sie auch einen Blick von außen und können die Ergebnisse ganz anders auswerten. Das berührt

gleichzeitig die Qualitätsentwicklung oder den Wirksamkeitsdialog, wie es in Nordrhein-Westfalen genannt wird. Darin war unser Feld jahrzehntelang schlecht aufgestellt. In Bezug auf Transparenz und Zahlen waren die anderen Felder der Jugendhilfe meilenweit voraus. Wir haben außerdem jahrzehntelang darüber diskutiert, ob man überhaupt Besucher zählen soll. Zum Glück ist diese Zeit überwunden, aber noch nicht lange. Es gibt immer noch ein bisschen Widerstand und es geht mir auch nicht um irgendwelche Controllingverfahren, bei denen jeden Abend eine Excel-Tabelle ausgefüllt wird. Aber Transparenz brauchen wir in unserem Feld und dafür brauchen wir Zahlen und Daten. Ich bin froh darüber, dass dies auch inzwischen Standard geworden ist.

Andrea Pingel: Wie Sie bereits in Ihrem Vortrag feststellten, ist die Frage, was Jugendliche brauchen und wollen, wie wir davon erfahren und wie wir auf dieser Grundlage mit unseren Konzepten und unserer Konzeptentwicklung ansetzen, sehr vielschichtig. Außerdem geht es darum, inwieweit wir das allein aus der Praxis heraus bewerkstelligen und wo die Zusammenarbeit mit der Wissenschaft sehr hilfreich sein kann. An diesem komplexen Ansatzpunkt wollen wir heute ein bisschen weiterkommen. Wobei wir dazu auch gerne Beiträge aus dem Plenum sammeln.

Teilnehmer: Eine entscheidende Rolle spielt die Vorgesetztenfunktion, d. h. ob Vorgesetzte die besten Sachbearbeiter sind oder ob das Leute sind, die sich vor dem Kämmerer ducken, oder Leute, die für den Transfer von Wissenschaft in die Praxis sorgen, ob sie ein Klima schaffen, in dem Mitarbeiter/innen auch Lust und Zeit haben, sich mit Erkenntnissen aus der Wissenschaft zu beschäftigen, ob es Vorgesetzte sind, die bereit sind, Literatur anzuschaffen, sie selbst zu lesen und dafür zu sorgen, dass sie von den Mitarbeitern gelesen wird. Dabei sollen die Vorgesetzten diesbezüglich als Gesprächspartner zur Verfügung stehen. Sie sollen außerdem dafür sorgen, dass Jugendhilfeausschüsse mit wissenschaftlichen Erkenntnissen befeuert werden, d. h. indem man kompetente Gäste einlädt oder selbst diesen Transfer hineinbringt.

Sieghard Kelle: Dieser Feststellung kann ich nur zustimmen. Das ist ein wichtiger Punkt. Aber in Bezug auf den Wissenschaftstransfer stelle ich mir die Frage: Wo finde ich heute an der Hochschule in der Nähe einen Professor, der sich mit Kinder- und Jugendarbeit beschäftigt? Wo habe ich die Möglichkeit der Zusammenarbeit zwischen Wissenschaft und Praxis? Wir als Träger fangen an, uns selbst zu helfen, und zwar ganz praktisch. Wir wollen wissen, wie unsere Zukunft aussieht. Wir entwickeln mit den Mitarbeitern die Konzepte und beschreiten mit ihnen den Weg in die Richtung, in die es gehen soll. Ich finde weder in Ludwigsburg noch in Esslingen jemanden. Das ist ein Problem. Wo finde ich einen Ansprechpartner aus der Wissenschaft, den ich einbeziehen kann?

Teilnehmerin: Ich muss Ihnen widersprechen. In Esslingen haben wir an der Fachhochschule Herrn Möller und Herrn Herrmann. Herr Möller begleitet viele wissenschaftliche Projekte im Bereich Jugendarbeit.

Sven Kentrup: Ich möchte auf die Anmerkungen von Herrn Deinet antworten. Die Daten und Zahlen sind auch als Schutz für die Kinder- und Jugendarbeit notwendig. Sie zeigen, dass das, was wir tun, wirkt und dass wir professionell arbeiten. In der Öffentlichkeit wird das häufig nicht wahrgenommen, sondern man geht davon aus, dass wir für Spaß zuständig sind, weil es unsere Berufung ist. Aber dass wir auch Profis sind, zielgerichtet und qualitativ hochwertig arbeiten, kann man anhand von Zahlen und Daten belegen. Daher halte ich es ebenfalls für notwendig, Daten vorlegen zu können.

Prof. Dr. Ulrich Deinet: Ich halte die Situation für katastrophal, weil wir in Deutschland bisher nur einen mir bekannten Bachelorstudiengang haben, der sich mit der Jugendarbeit als dem drittgrößten Feld der Jugendhilfe befasst, und zwar in Kooperation mit dem Bayerischen Jugendring und Kempten. Es gibt auch keinen Master, der sich in irgendeiner Weise damit beschäftigt – jedenfalls ist es mir nicht bekannt. Das wird beispielsweise dazu führen, dass es in der Ausbildung auf Dauer kaum noch Professorinnen und Professoren gibt, die das lehren. Es gibt dann keine Dissertationen und Forschungsarbeiten in diesem Feld mehr – außer Auftragsforschungen. Das halte ich für problematisch, weiß aber auch nicht, wie man das lösen könnte.

Ich empfand es als Katastrophe, dass beim letzten Jugendhilfetag die offene Kinder- und Jugendarbeit zwar vertreten war, aber lediglich in einer „Halle der Jugendverbände“, es gab jedoch keine „Halle der offenen Kinder- und Jugendarbeit“. Ich habe gestern positiv aufgenommen, dass Herr Wendt in das Bundesjugendkuratorium berufen worden ist. Damit ist endlich jemand berufen, der auch aus der Praxis kommt. Wenn man sich die anderen Köpfe dort ansieht, auch in der AGJ und anderen Organisationen, sind das immer die gleichen Leute. Selbstverständlich habe ich nichts gegen die Personen. Darum geht es nicht. Aber wir sind als offene Kinder- und Jugendarbeit auf Bundesebene einfach schlecht vertreten. Eine bessere Vertretung würde nicht alle Probleme lösen, das ist mir auch klar. Aber es stellt eine große Herausforderung dar und daran ist auch zu erklären, warum so viele Teilnehmer zu dieser Veranstaltung erschienen sind. Darum müssen wir in unserem Feld etwas ändern. Leider habe ich auch keine Lösung dafür.

Jutta Küppers, Stadt Fürth: Ich frage mich gerade, ob das damit zu tun haben könnte, dass wir als Jugendarbeiter auf dem Feld Jugendarbeit nicht wirklich vernünftig organisiert sind und somit unsere eigene Lobbyarbeit nicht betreiben können.

Mario Kramer, Sachgebiet Kinder- und Jugendliche, Gemeinde Wentorf: Wir haben vor einem Jahr ein Netzwerk für die offene Kinder- und Jugendarbeit in Schleswig-Holstein gegründet. Dabei stellten wir u. a. fest, dass die Beteiligung der einzelnen Kolleginnen und Kollegen aus den Regionen sehr schwierig ist, weil sie keine Zeit dafür bekommen, an den Runden dieses Netzwerks teilnehmen zu können. Darin liegt meiner Meinung nach das größere Problem, dass Kolleginnen und Kollegen häufig nicht die Möglichkeit bekommen, sich zusammenzuschließen und zu organisieren.

Teilnehmer: Ich hätte noch einen anderen Ansatz zu den Äußerungen von Herrn Deinet. Sie nannten den Begriff der konzeptionellen Differenzierung, d. h. der Weiterentwicklung

von Konzepten. Wir in Braunschweig haben gute Erfahrungen damit gemacht, dass wir zunächst über unseren engeren Rahmen von offener Kinder- und Jugendarbeit hinaus danach gefragt haben, welche belastbaren Sozialdaten überhaupt in der Gemeinde erhoben werden, und zwar aus verschiedenen Bereichen, u. a. dem Gesundheitsbereich, in dem das Thema „Kinderarmut“ eine besondere Rolle spielt. Daraufhin gingen wir der Frage nach, was auf Bundesebene angeboten wird.

Hier wurde u. a. die „Gut-Drauf-Aktion“ der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung genannt. Man kann somit auf Projekte, Konzeptionen und Programme zurückgreifen, die schon perfekt entwickelt worden sind. Es ist jedoch vorher zu prüfen, ob sie für die offene Jugendarbeit brauchbar sind. Wenn dem so ist, kann man sich anhand derer konzeptionell weiter differenzieren und kommt zu ganz anderen Antworten auf die Fragen von Jugendlichen.

Als kleines Beispiel möchte ich das Jugendzentrum „Roxy“, eine Einrichtung ohne eigenes Außengelände, nennen. Diese Einrichtung liegt allerdings in der Nähe des Stadtrands, an dem viele Schrebergärten liegen. Nie wären wir darauf gekommen, dass Schrebergärten für Jugendliche interessant sein könnten. Aber sie signalisierten, dass sie dort gut „abchillen“ könnten. Vor die größten Probleme haben uns in Bezug auf Gesundheitsfragen nicht die Aspekte der Bewegung und Ernährung gestellt, sondern die Frage der Entspannungsräume und was Kinder und Jugendliche unter Entspannung verstehen. Diese Weiterentwicklung durch den Zugriff auf Dinge, die um uns herum bereits vorhanden sind, und auf Konzepte, die bereits entwickelt sind und finanziert wurden, hat uns Spaß gemacht und weitergebracht.

Andrea Pingel: Ich möchte das Stichwort „Konzeptentwicklung“ für die weitere Diskussion noch einmal aufgreifen, weil wir den Aspekt der besseren Vertretung der Jugendarbeit, des „notwendigen jugendpolitischen standings“ der Jugendarbeit nachher noch in der Abschlussrunde verfolgen wollen. Daher möchte ich die Frage an Sie, Herr Kelle, stellen: Wie setzen Sie – bzw. die Jugendhäuser in Stuttgart – die Wünsche der Jugendlichen, die in den Ergebnissen der Befragungen zum Ausdruck kommen, um? Wie werden sie konzeptionell berücksichtigt und auch umgesetzt?

Sieghard Kelle: Die erste Frage der Umsetzung ist die, wie wir das organisieren. Bei uns in Stuttgart geschieht das mit der Jugendhilfeplanung. Ursprünglich hatte jede Einrichtung ihre eigene Konzeption. Jede einzelne wird zurzeit gemeinsam mit der Jugendhilfeplanung überprüft, um daraus neue Konzeptionsentwicklungen anzustoßen. Dabei treten wir an vielen Stellen deutlich aus dem heraus, was bisher für die Einrichtung gedacht ist. Sozialräumlich haben wir uns schon lange orientiert, aber die Frage ist, wie wir den Sozialraum gestalten.

Eine unserer Einrichtungen am Rande Stuttgarts hat beispielsweise das Thema „Fahrrad“ für sich entdeckt. Dort wurden das Gelände und auch das halbe Haus entsprechend umgebaut. Die Jugendlichen haben sich im Stadtteil als Fachleute für alle Dinge, die mit dem Fahrrad und dem Radfahren zusammenhängen, entwickelt. Es geht inzwischen so weit, dass, wenn es um einen Radweg durch den Wald geht, durch das „geheiligte“ Re-

vier des Försters, die Jugendlichen gefragt werden, ob er für sie interessant wäre und wie der Weg aussehen könnte. Andere Einrichtungen arbeiten eng mit Veranstaltungsbüros zusammen. Sie professionalisieren sich an der Stelle. Wir verlassen damit auch solche althergebrachten Pfade, dass wir keinen Umsatz machen dürfen.

Genauso gehen wir die Kooperation mit Schule an. Wir stellen uns die Frage, was die Ergänzung zur Schule darstellen kann. Meiner Ansicht nach bildet die offene Kinder- und Jugendarbeit eigene Räume, Vorstellungen und Angebote, die erhalten bleiben müssen. Trotzdem sollte man an verschiedenen Stellen zusammenarbeiten, vor allem, wenn eine räumliche Nähe besteht.

Die Landschaft der Einrichtungen in ihrer unterschiedlichen Größe und Konzeption wird sich in Zukunft noch weiter ausdifferenzieren. Es wird zu klären sein, wie wir es trotz der weiteren speziellen Ausprägung der Einrichtungen schaffen, diese auch für andere Gruppen von Jugendlichen offen zu halten, die wir vielleicht bisher nicht erreicht haben. Das ist für mich eine spannende Frage.

Prof. Dr. Ulrich Deinet: Das ist ein schönes Beispiel. Man kann keinen Artikel für die „Deutsche Jugend“ mit dem Titel „Fahrradansatz in der Kinder- und Jugendarbeit“ schreiben. Das ist eine Entwicklung, die man sich nur in diesem oder einem ähnlichen Sozialraum denken kann. Dazu gehören engagierte Mitarbeiter oder Mitarbeiterinnen. Das ist eine Mischung von Hobby und Spezialisierung und hat einen sozialräumlichen Aspekt. Der Jugendarbeiter tritt als Experte auf. Als Wissenschaftler müsste man solche Beispiele sammeln, um die dahinter liegenden Muster zu erkennen, die auch für andere interessant sind, um so etwas weiter zu fördern, damit es nicht dem Zufall überlassen bleibt. Das haben wir versucht, bekamen jedoch keine finanziellen Mittel dafür.

Andrea Pingel: Wir nehmen gern noch weitere Beispiele auf. Vielleicht gibt es welche aus Sachsen?

Anke Miebach-Stiens: Ich möchte eine Erfahrung zum Thema der Konzeptentwicklung beisteuern. Wir haben ein modellhaftes Projekt mit dem Titel „Mur vor Ort – Geschlechterreflektierende Präventionsarbeit gegen Neonazismus“ umgesetzt, das den Anspruch hatte, verschiedene Einrichtungen der Jugendarbeit und der Jugendsozialarbeit zu begleiten, u. a. in der Konzeptentwicklung und in der Prüfung der jeweiligen Einrichtungskonzepte. Dabei wurde bspw. deutlich, dass die sozialpädagogischen Konzepte nicht immer als Arbeitsinstrumente in der Praxis fungieren. Methoden, die die Mitarbeiter schon lange im Programm haben, wurden zu wenig reflektiert. Es wurde beispielsweise nicht mehr darüber nachgedacht, wozu in der Vergangenheit Mädchen- und Jungenzeiten eingerichtet worden sind. Dieses Projekt wurde wissenschaftlich begleitet und zeigte, dass es große Chancen bietet, sich gerade mit dem Außenblick der Einrichtungen zu befassen und kritisch zu reflektieren, um Handlungsoptionen neu zu justieren.

Ein anderes Beispiel ist die Berufsakademie Breitenbrunn in Sachsen, die einen Studienbereich für Jugendarbeit/Jugendsozialarbeit hat. Sie ist eine der wenigen „Exoten“, an denen Fachkräfte für das Arbeitsfeld explizit ausgebildet werden und sich unmittelbar

dem Thema widmen. Mit diesem Bereich hat sich eine intensive Kooperation entwickelt. Teilweise werden wir als Praktiker/innen auch als Dozierende aktiv. So werden u. a. mit Studierenden Sozialraumerkundungen im Rahmen von Seminaren durchgeführt. Davon profitieren insbesondere die Kinder- und Jugendeinrichtungen. Ein Besuch von 25 Studierenden an einem Tag, die eine Sozialraumerkundung durchführen, veranlasst vielleicht die Einrichtung nicht sofort zu einer Umschreibung ihres Konzepts. Aber sie bekommt fundierte Impulse und interessante Anregungen durch die Fremdbildperspektive.

Eine interessante Frage ist auch, wie offen die Kinder- und Jugendhäuser wirklich sind: Bei der Begleitung von engagierten Fachkräften nehmen wir häufig wahr, dass gerade mit dem Fokus auf die Neonazismusprävention in der Praxis mitunter zu wenig Interesse für die Perspektive derjenigen, die die Einrichtungen meiden, besteht. Hier gilt es gerade die Nicht-Nutzer als Adressaten von Jugendarbeit verstärkter in den Blick zu nehmen.

Anna Jansen: Wir richteten den Blick darauf, uns über soziale Gerechtigkeit Gedanken zu machen und mit den Jugendlichen darüber ins Gespräch zu kommen. Die Jugendlichen, die beispielsweise unsere Zeltlager mit organisieren, die zu unserem Standardrepertoire gehören, stellten daraufhin fest, dass viele Kinder und Jugendliche aus relativ banalen Gründen nicht an diesen Zeltlagern teilnehmen können, weil sie nicht die Mittel für ein Zelt oder einen Schlafsack haben. Daraus ist die Idee entstanden, einen Zeltlager-Flohmarkt zu organisieren – von den Kindern und Jugendlichen selbst initiiert. Die Referenten unterstützten sie dabei, aber die Idee kam von den Jugendlichen selbst und sie übernahmen auch die Hauptarbeit. Verschiedene Dinge, die zum Zelten gehören, aber nicht mehr gebraucht werden, wurden von den Jugendlichen gesammelt und für wenig Geld verkauft. Der Impuls von außen wurde somit von den Jugendlichen aufgegriffen, sie nahmen Bedürfnisse wahr, entwickelten selbst eine Idee und setzten sie selbst praktisch um.

Sven Kentrup: Mit den Einrichtungen der offenen Kinder- und Jugendarbeit und der aufsuchenden Jugendsozialarbeit haben wir neue Leistungsvereinbarungen abgeschlossen, die die Einrichtungen zum Anlass nahmen, über ihr Handeln und über ihre Konzeption nachzudenken. Dies führte zu guten Ergebnissen, auch deshalb, weil der tägliche Trott unterbrochen worden ist. Die Mitarbeiter waren zunächst skeptisch, neue Leistungsvereinbarungen zu verfassen und abzuschließen, aber am Ende eher froh über das Ergebnis. Einige Mitarbeiter stellten fest, dass sie zum ersten Mal seit vielen Jahren wieder darüber nachgedacht haben, wie sie eigentlich arbeiten.

Mir ist es außerdem wichtig, dass wir Kinder und Jugendliche als Experten wahrnehmen, zumindest in einzelnen Bereichen. Ein Kollege hat mir das einmal anhand einer Welt, die uns aufgrund einer mangelnden oder nicht adäquaten Medienkompetenz oft verschlossen bleibt, sehr deutlich gemacht. Youtube entwickelt sich zum absoluten Expertenmedium für Kinder und Jugendliche. Dort stellen Kinder und vor allem Jugendliche Dinge und Hilfestellungen vor, sei es die Reparatur von Fahrrädern oder der Einbau einer Festplatte in die Playstation. Hierzu gibt es Anleitungsvideos, die mitunter von 12-Jährigen aufgenommen und hochgeladen worden sind. Das ist absolut professionell. Kinder und Jugendliche werden demnach häufig unterschätzt und müssen viel mehr einbezogen werden und gefragt werden, was sie sich für ihre Einrichtung vorstellen. Ihr Expertentum in

verschiedenen Bereichen sollte in den Einrichtungen viel mehr genutzt werden. Das Radfahrerprojekt ist ein Beispiel dafür.

Prof. Dr. Ulrich Deinet: Aus Ihren Anregungen und aus der Diskussion möchte ich hervorheben, dass die Rolle der Politik tatsächlich sehr wichtig ist. Darüber sollten wir noch einmal sprechen. Außerdem möchte ich vor dem Hintergrund unseres Projektes zur Berufsperspektive und Personalentwicklung betonen, dass viele Themen, die wir hier angesprochen haben, auch Leitungsthemen sind. Damit meine ich Leitung auf unterschiedlichen Ebenen in Einrichtungen und Projekten, die mittlere Managementebene bzw. Beratungsebene, die Ebene der Abteilungsleitung usw. Die Themen sind ein Leitungsproblem. Nach meinem Eindruck ist Leitung in diesem Bereich in vielen Einrichtungen über Jahrzehnte irgendwie ausgeblieben. Das ist für mich auch ein Zugang zu den Problemen in dem Feld.

Wir haben auch untersucht, wie wenig reflektiert und wertschätzend Fachkräfte die Bedeutung einer Konzeption einschätzen. Das kann man ihnen nicht vorwerfen, aber die Feststellung dieser Tatsache hat uns aufgeschreckt. Konzeptionen werden aber auch nicht dadurch besser, dass man nur Druck ausübt. Die Konzeptionen müssen auch leben, so dass die Fachkräfte die Erfahrung machen, dass die konzeptionelle Weiterentwicklung sie selbst weiterbringt.

Damit bewegen wir uns im Themenbereich der Personalentwicklung. Es ist nach den Ergebnissen unserer Untersuchungen problematisch, wenn jemand 20 Jahre in einer Einrichtung arbeitet oder mit Gleichaltrigen älter wird. Das ist schwierig, das weiß ich wohl. Wir haben uns in den Projekten angewöhnt, nicht mehr von älteren Mitarbeitern zu sprechen, sondern von berufserfahrenen Mitarbeitern. Dadurch ist aber das Problem nicht gelöst. Hier sind Qualifizierung und Verbesserung unseres Feldes in den Bereichen der Personalentwicklung und Leitung gefordert.

Sieghard Kelle: Bei all der Konzeptionsentwicklung wird die Mitarbeiterqualifizierung eine große Rolle spielen. Es hat keinen Sinn, darüber zu spekulieren, ob sich die Jugendarbeit ändern wird oder nicht. Sie wird sich ändern, allein durch die Veränderung der Schule. Die Öffnungszeiten, die gestern in der Diskussion genannt wurden – abends bis 22 Uhr und an den Wochenenden – werden zum Alltag werden! Wir werden die Einrichtungen danach umbauen und auf Zeiten ausrichten müssen, in denen die Jugendlichen die Zeit haben, die Einrichtungen aufzusuchen. Wir brauchen nicht darüber zu diskutieren, ob wir eine Einrichtung für Kinder im Stadtteil mittags um 14 Uhr öffnen, wenn die Kinder erst um 17 Uhr die Schule verlassen. Die Frage ist aber, wie wir es schaffen, all die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen bei dieser Entwicklung mitzunehmen und die Arbeitsplätze entsprechend zu organisieren und zu gestalten. Wie schaffen wir es, auch die erfahrenen Kolleginnen und Kollegen in den neu organisierten Alltag der Jugendeinrichtungen, mit neuen Formen von Angeboten, die die Jugendlichen wollen, mitzunehmen?

Das stellt eine große Herausforderung im Sinne der Personalentwicklung dar und wir stecken diesbezüglich noch sehr am Anfang. Bisher haben wir immer mit dem Nachwuchs gearbeitet und sind froh über jeden jungen Kollegen, der in ein Team von relativ

alten Mitarbeitern eintritt. Aber was heißt das für unseren Berufszweig? Wie müssen wir Konzepte stricken, die die Mitarbeiterfrage mit berücksichtigen?

Hier stellt sich die Frage an die Hochschulen und Universitäten, wie man Arbeitsplatzmodelle entwickelt, die all diesen Menschen – die einfach älter geworden sind – die Chance geben, in diesem Beruf ihre Arbeit weiterhin gut zu machen und sie auch zu gestalten.

Andrea Pingel: In der Beantwortung der Frage, wie wir es schaffen, Konzepte fortlaufend unter Beteiligung der Akteure weiterzuentwickeln, wird oft die Evaluation als notwendiger Bestandteil eines solchen Prozesses unterschätzt. Welche Erfahrungen – außer dem schon erwähnten Wirksamkeitsdialog – liegen Ihnen dazu vor, die hier hilfreich sein können?

Teilnehmer: Ich finde, man muss auch die Jugendhilfeausschüsse und die politische Ebene hier ansprechen. Die kümmert sich mitunter eher um den pädagogischen Kleinkram, insbesondere in kleineren Städten. Sie sollte vielmehr größere Leitplanken setzen. Das ist eine Mischung von Zug und Druck. Vor Jahren habe ich für eine Stadt in Hessen eine Konzeptentwicklung der offenen Arbeit für Kinder mit den Einrichtungen durchgeführt. Von den Amtsleitungen und den Chefs kam nicht die Aussage, in welche Richtung sich die Konzepte bewegen sollten. Das wäre auch verheerend. Aber ich bekam zum Beispiel die Ansage, nach dem Projekt mit Prof. Deinet muss jede Einrichtung einen neuen Schwerpunkt beschreiben. Das hielt ich zunächst für etwas grob, aber auf den zweiten Blick für durchaus richtig, Erwartungen zu äußern. Das verstand ich als Signal der Politik, dass sie eine Weiterentwicklung unbedingt begrüßt.

Außerdem müssen wir Erkenntnisse aus theoretischen und empirischen Befunden stärker auf die Praxis beziehen. Somit sind wir wieder bei dem Transferproblem. Es gibt wirklich interessante Erkenntnisse zum Beispiel darüber, wie man mit professionellen Deformationen umgeht, die durchaus zur Beantwortung der Fragen, wie sie Herr Kelle eben gestellt hat, beitragen können. Es gibt zu wenig Experten, die sich mit dem Arbeitsbereich beschäftigen. Das bemerkten wir bei unserer letzten Recherche zum Thema „Personalentwicklung“. Darüber gibt es eine ganze Menge. Es gibt inzwischen Ansätze dazu, wie man mit älteren Mitarbeitern umgeht, aber es gibt nichts dazu, was das in unserem Feld der Kinder- und Jugendarbeit bedeutet. Auch im Kita-Bereich wird diese Frage diskutiert, wie man als Gruppenleiterin älter wird, ohne freigestellt zu werden. Aber der Transfer zwischen den Feldern der Jugendhilfe fehlt. Natürlich sind die Bedingungen unterschiedlich, aber man müsste einmal in die anderen Felder hinüberschauen.

Es gibt außerdem Ansätze aus der Soziologie oder anderen Bereichen, mit denen man auch unsere Praxis, nicht nur die der offenen Kinder- und Jugendarbeit, beleuchten kann. Zum Beispiel sagen die Organisationssoziologen Cohen, March und Olsen, die versuchen, Institutionen mal ganz anders zu betrachten: „Lösungen suchen Probleme.“ Sie drehen Organisationen einmal um und schauen sie sich anders an. Und ich denke, das kommt in der Jugendhilfe oft vor. Es gibt Lösungen, die suchen Probleme. Das ist nur eine Verkürzung, aber dieses Hin und Her zwischen wissenschaftlichen Erkenntnissen und der

Reflexion dessen, was man tut, ist zu wenig. Es müsste mehr Experten dafür geben. Dafür müsste es auch mehr Druck geben, diese Experten müssten gegenüber den Hochschulen und Universitäten eingefordert werden. Das passiert nach meiner Wahrnehmung auch zu wenig.

Rainer Siemon, Jugendamt der Stadt Dortmund: Meine erste Frage lautet: Ist offene Kinder- und Jugendarbeit nur noch ein beschäftigungspädagogisches Spielfeld oder hat nicht auch offene Jugendarbeit einen politischen Anspruch zu erfüllen, wie es Sturzenhecker im letzten Aufsatz in der „Deutschen Jugend“ formulierte: „Offene Jugendarbeit und emanzipatorischer Ansatz“, wie wir ihn in den 1970er-Jahren noch kennengelernt haben? Ist das vorbei? Richten wir uns auf Angebotspädagogik ein?

2. Wir sprechen heute auch über die offene Jugendarbeit in den verschiedenen Arbeitsbereichen und über verschiedene Zielgruppen. Neben dem Merkmal „Altersgruppen“ gibt es in der Zielgruppe Jugendlicher auch Jugendliche, die einen Migrationshintergrund haben. In meiner Stadt besitzen in bestimmten Stadtteilen 80 Prozent der 0- bis 18-Jährigen einen Migrationshintergrund. Der Durchschnitt in der gesamten Stadt liegt etwa bei 40 bis 45 Prozent. Positioniert sich die offene Jugendarbeit in diesem Zusammenhang auch? Dazu habe ich gestern und heute wenig gehört. Es ist zwar nicht direkt das Thema der Fachtagung, aber auch Jugendliche mit Migrationshintergrund arbeiten mit neuen Medien und mit neuen Techniken.

Wenn ich das heute richtig wahrnehme, konzentriert sich die diesjährige Tagung überwiegend auf einen Dialog zwischen Wissenschaft und Praxis. Mir fehlt die Dimension der Politik, mir fehlt die Einbeziehung oder Beteiligung von politisch Verantwortlichen. Ich würde zukünftig auch gern mit den Entscheidungsträgern über die Situation und Entwicklungen in der Jugendhilfe diskutieren. Herr Deinet hat es bereits angesprochen: Entscheidend ist, wie die Kinder- und Jugendausschüsse in die Entwicklung von Jugendarbeit, in die Entwicklung der sozialen Arbeit, in die Entwicklung von Städten, in die Entwicklung der Kinder- und Jugendhilfe eingebunden werden und uns mit entsprechenden Beschlüssen begleiten und unterstützen. Es wird immer schwieriger: Jeder Praktiker kämpft jedes Jahr im Rahmen der Haushaltsberatungen um die Legitimation seiner Einrichtung, die Legitimation seines Auftrages. Wir diskutieren nur noch in budgetrelevanten Zusammenhängen. Das halte ich für gefährlich, denn dies rückt die fachliche Ebene in den Hintergrund. Daher müssen wir auch mit der Politik im Gespräch bleiben und den Dialog nicht auf die Bereiche Wissenschaft und Praxis begrenzen. Die Einbindung der Politik wäre sicher eine Bereicherung in der Diskussion, die für die Praxis positive Auswirkungen haben könnte.

Ein letzter Hinweis: Herr Deinet, Sie sprachen davon, dass Sie mit der Stadt Düsseldorf ein Projekt zur Lebenswelt in Schulen durchführen wollen. Ist daran nur die Schulverwaltung beteiligt oder gehen Sie auch auf das Schulamt zu? Schulverwaltung hat lediglich mit Organisationsfragen zu tun, während das Schulamt auch die Fragen der Didaktik und der Lerninhalte diskutiert. Ist das nicht auch ein Feld, in das sich offene Jugendarbeit einmischen sollte?

Prof. Dr. Ulrich Deinet: Das kann ich noch nicht genau beantworten, da ich den Auftrag zu diesem Projekt noch nicht ganz in der Tasche habe. Das Schulverwaltungsamt in Düsseldorf versteht sich als erweiterte Schulträgerschaft und kümmert sich daher auch verstärkt um Inhalte. Es handelt sich nicht um ein traditionelles Schulverwaltungsamt. Aber Sie haben völlig Recht, es müsste eigentlich so sein, dass Schulaufsicht dabei eine Rolle spielt.

Die offene Kinder- und Jugendarbeit ist zum Teil in Angebotspädagogik verharnt. Es ist an einigen Stellen u. a. durch die sozialräumliche Orientierung bereits deutlich geworden, dass Kinder- und Jugendarbeiter/innen die Expert/innen der Lebenswelten von Kindern und Jugendlichen sind und sich wieder einmischen und die Revitalisierung öffentlicher Räume betreiben müssen. Die Jugendarbeit muss gegen die Verdrängung von Jugendlichen aus öffentlichen Räumen kämpfen. Das mag vielleicht ein wenig schwarz-weiß anmuten, aber ich sehe die jugendpolitische Funktion sehr deutlich und ich bin völlig Ihrer Meinung dahingehend, dass diese in den letzten Jahren zu kurz gekommen ist.

Noch keinen richtigen Standpunkt habe ich hingegen in der Hinsicht, ob sich das Muster „Migrationshintergrund“ nicht eigentlich langsam auflöst. Nicht die Probleme oder die Themen lösen sich auf. Der Jugendhilfeplaner aus Wiesbaden sagte, dass die Jugendlichen mit Migrationshintergrund inzwischen über 50 Prozent ausmachen. Aus diesem Grund ist es nicht mehr sinnvoll, hier eine Extra-Gruppe zu bilden. Wir leben in einer Migrationsgesellschaft. Das sehe ich durchaus positiv und das hat auch mit dem erweiterten Inklusionsbegriff zu tun. Andererseits kann man damit nicht alle Probleme wegwischen. Ich weiß im Moment noch nicht, wie man damit richtig umgehen soll. Das wird sich in den nächsten fünf Jahren deutlich verändern. Wir können nicht davon sprechen, dass Jugendliche mit Migrationshintergrund irgendein Handicap haben.

Andrea Pingel: Wir behalten die Frage nach der Angebotsorientierung und den Zielgruppen noch im Blick, sammeln aber noch Diskussionsbeiträge und Fragen aus dem Plenum.

Teilnehmerin: Die finanzielle Situation steckt bei allen wohl im Hinterkopf. Ich komme aus Hamburg und leite hauptamtlich allein ein Spielmobil, dessen Mittel immer weiter gekürzt werden. Wenn ich höre, was man so alles Tolles machen und wie man mit der Wissenschaft zusammenarbeiten könnte, frage ich mich, wann das möglich wäre. Überstunden sind schon normal und wir alle sind in unserem Stadtteil sehr engagiert und machen viel nebenbei. Aber das kann wohl auch nicht Sinn der Sache sein. Ich hatte Glück, dass ich noch genügend Geld übrig hatte, um heute an dieser Fachtagung teilzunehmen. Sämtliche Kollegen aus meinem Stadtteil können jedoch nicht hier sein, weil sie dafür kein Budget haben.

Ich möchte an die hier Anwesenden die Frage stellen, ob jemand eine Idee hat, was in diesem Land passieren muss, damit generell im sozialen Bereich für Kinder und Jugendliche mehr Gelder von den Politikern zur Verfügung gestellt werden und nicht immer nur „Humankapital“ vorn steht. Das sind unsere Kinder, unsere Jugendlichen und unsere Zukunft. Das ist uns allen hier bewusst, aber wenn man ins Land schaut, ist man erschrocken, dass es auf höheren Entscheidungsebenen ganz anders aussieht. Was können wir

oder was kann dieses Land tun, damit sich das ändert und wir eine bessere Grundlage für unsere Arbeit bekommen?

Anna Jansen: Die Jugendverbände haben eine größere Lobby und machen mehr politische Arbeit, aber es ist häufig ein Anrennen gegen Windmühlen. Die Politiker sperren sich schnell, wenn sie das Thema „Jugendliche“ hören, das erfahren wir auf allen Ebenen, auf der kommunalen und der Landesebene. Man muss leider immer wieder dafür sorgen, dass das Thema „Jugend“ und Bedürfnisse von Jugend auf den Tisch kommt, denn leider ist das nicht die Priorität der Politik. So ist das leider. Das hängt sicher auch mit dem demografischen Wandel zusammen. Es bedeutet ein ständiges Arbeiten daran, sich in Politik auf allen möglichen Ebenen einzuklinken, sich zu vernetzen, in Arbeitsgruppen zusammenzukommen. Ein selbstbewusstes Auftreten ist nur dann möglich, wenn man dafür auch Raum bekommt. Das Thema der Finanzen wird immer wieder angesprochen. Meist wird man belächelt und bekommt Hinweise auf die schwierige Haushaltslage zur Antwort. Schaut man sich die Finanzpläne an, erkennt man sehr schnell, wo die Prioritäten liegen. Im Bereich der Kita ist das etwas anders, weil das recht weit oben in der Politik steht. Jugendarbeit hat weitaus weniger Chancen, in der Jugendpolitik etwas zu erreichen. Trotzdem muss man immer wieder dranbleiben.

Bei all unseren Themen, sei es Schulkoooperation oder Jugendarbeit, muss es immer darum gehen, Lobbyarbeit flankierend zu betreiben und an den Stellschrauben zu drehen, in deren Abhängigkeitsstrukturen man sich befindet. An diesen Abhängigkeitsstrukturen, die man nur bedingt lenken kann, muss man trotzdem dranbleiben, um alle Möglichkeiten auszuschöpfen. Das ist sehr mühsam und bedeutet sehr viel Arbeit.

Sven Kentrup: Viele junge Menschen haben schon einmal ehrenamtlich Kinder- und Jugendarbeit betrieben und wenn man im Jugendverband aktiv ist, wächst man dort hinein. Dadurch denken viele Leute, Jugendarbeit könne jeder. Eine Kollegin von mir hat das in einem Gespräch mit einer Lehrerin erfahren, die auch meinte, Kinder- und Jugendarbeit könne doch jeder machen. Darauf antwortete meine Kollegin, sie hätte in der Schule auch ein bisschen Englisch gelernt. Sie wollte damit andeuten, dass sie damit auch als Englischlehrerin arbeiten könnte. Man muss einfach noch einmal deutlich machen, dass wir wirklich Profis sind. Ich kann nach wie vor nur dafür werben, diese Arbeit professionell darzustellen, um damit die Legitimation zu steigern. Das wäre für die Zukunft der offene Kinder- und Jugendarbeit sehr wichtig.

Wilfried Berghaus, Fachdienst Jugend, Schule und Sport, Stadt Leer: Die Verharrung von Hauptamtlichen in Einrichtungen der offenen Kinder- und Jugendarbeit ist sehr hoch. Dazu gab es in diesem Sommer einen Artikel in der „Deutschen Jugend“. Ich selbst bin schon sehr lange Jugendpfleger und lese diese Zeitschrift ebenso lange. Dieser Artikel war in seiner Tendenz nicht neu. Es ist natürlich ein zentrales Thema und es scheint ja auch ganz nett zu sein in so einem Jugendzentrum, so dass die Hauptamtlichen dort gern lange verweilen. Dieses Thema wird aber häufig mit einem Tabu belegt und nicht so offen diskutiert. Das ist auch in Bezug auf die Konzeptentwicklung manchmal ein wenig tragisch. Im letzten Jahr begingen wir das 40-jährige Jubiläum der Fachhochschule Leer-Emden.

Alle wollten das feiern, alle Mitwirkenden, die nicht aus der Jugendarbeit kommen. Die Vorbereitung wurde von den Alt-Professoren, die jetzt im Ruhestand sind – alles aktive Jugendprofessoren – durchgeführt. Wir waren fünf oder sechs Alt-Studenten – alle aus dem Bereich der Jugendarbeit. An der Jubiläumsveranstaltung nahmen 300 Personen teil. Davon waren höchstens 20 der nachfolgenden Generation in der Jugendarbeit tätig. Alle waren begeistert, wie schön authentisch das Studieren war und wie gut die Jugendleute die Feier organisiert hatten. Aber Jugendarbeit selber kommt im Alltag und auch im Lehrangebot dieser Hochschule kaum noch vor. Ich habe einen Lehrauftrag an der Hochschule und wir bieten für das Erstsemester „Professionelle Selbstreflexion“ an. Das halte ich für ein sehr gutes Angebot, gleich im ersten Semester zu schauen, was Sozialarbeit bedeutet. Von den 14 Kolleginnen und Kollegen, die dabei mitwirken, kommen 95 Prozent aus den systemischen Bereichen, aber niemand aus dem Arbeitsfeld Jugendarbeit.

Teilnehmer: Ich möchte auf den Kollegen neben mir, insbesondere auf die Politikfrage eingehen. Gestern hätte ich es noch begrüßt, wenn Politik hier dabei gewesen wäre. Heute bin ich anderer Meinung, denn sonst hätte Politik wahrgenommen, dass wir darüber diskutieren, dass die Zukunft darin besteht, die Öffnungszeiten so zu gestalten, wie es die Jugendlichen wollen. Das soll die Zukunft sein! Wenn Politik-Vertreter das gehört hätten, hätten wir bald gar keine Mittel mehr, weil es eher peinlich ist. Wir reden außerdem davon, welche Kompetenzen Jugendliche haben. Vielleicht haben Politiker ebenfalls Kompetenzen, nämlich mit jungen Leuten zu sprechen und sie zu fragen, wie zufrieden sie mit ihrem Jugendhaus sind. Was heute Vormittag hier passiert, ist ein totaler Rückschritt zu gestern. Hier sprechen wir davon, Fragebögen auszufüllen. Das ist doch Schnee von gestern, das haben wir doch längst hinter uns gebracht. Es wäre peinlich, wenn Politik miterlebt hätte, worüber wir hier diskutieren. Ob die Ausrichtung von Öffnungszeiten nach den Interessen der Jugendlichen oder die Befragung von Besuchern sinnvoll ist, können wir doch nicht ernsthaft miteinander diskutieren.

Ich bin grundsätzlich dafür, dass wir Politik ins Boot holen, aber wir müssen vorher das Problem miteinander lösen, wohin wir eigentlich wollen. Ich finde es wirklich peinlich, was hier gerade passiert.

Teilnehmer: Was hier fehlt, ist Selbstbewusstsein, das Bewusstsein, dass wir eine gute Arbeit machen. Wenn wir eine Bedarfserhebung durchführen, geschieht das nicht aus Gründen des Schutzes, wie das vorhin gesagt worden ist, sondern um meine Arbeit zu dokumentieren und darzustellen, anderen transparent zu machen, meinetwegen auch den Steuerzahlern. Wir machen eine sehr gute Arbeit und das können wir nach außen darstellen. Wenn man dieses Selbstbewusstsein nicht hat, kann man nicht auf Schule zugehen, schon gar nicht auf Augenhöhe.

Ein weiterer Punkt ist: Warum geht Praxis nicht auf Forschung zu? Zum Beispiel gibt es an der Freien Universität einen Masterstudiengang Erziehungswissenschaften, der über ein halbes Jahr Lehrforschungsprojekte zum Inhalt hat. Dort ist man ständig auf der Suche nach Themen aus der offenen Arbeit. Und das kostet nichts!

Björn Langert, AGOT-NRW e.V., Düsseldorf: Ich erlebe die aktuelle Situation so, dass wir in Bezug auf die Frage, wen wir mit unseren Angeboten erreichen, sehr wohl eine Öffentlichkeit erzielen, nämlich genau die, die wir erreicht haben. Und diese würden auch zurückmelden, dass das eine gute und wichtige Arbeit ist. Das betrifft sowohl Eltern von Kindern, die wir erreichen, als auch Kinder und Jugendliche selbst. Gleichzeitig stelle ich fest, dass sich die Politik mehr und mehr in den Bereich der Reglementierung hineinbegibt. Für sie steht nicht die Frage im Raum, was Kinder und Jugendliche wollen und für ihren Entwicklungsprozess brauchen, sondern die Frage, was wir mit den vielen Kindern machen, die dem Kindergartenalter entwachsen sind, die in der Kita den ganzen Tag versorgt worden sind und nun auf die Straße kommen und nicht wissen, was sie mit ihrer freien Zeit anfangen sollen. Ich stelle fest, dass die Frage danach, was die offene Arbeit in diesem Kontext bieten kann, bei der Politik nicht wahrgenommen wird. Die Politik wendet sich sofort an die Schulsysteme, die „schön geschlossen“ sind. In Westfalen gibt es noch offene Schulformen, aber in Zukunft nur noch geschlossene Schulformen. In dem Kontext hat die offene Arbeit wirklich ein Problem, wenn sie an den Bedürfnissen der jungen Menschen und den notwendigen Angeboten wie freiwilliges Engagement, Partizipation sowie individuelle und gemeinschaftliche Entfaltungs-, Erprobungs- und Lernprozesse festhält, um jungen Menschen Grundlagen für ein gelingendes werteorientiertes Leben zu verschaffen und dabei nicht auf die Unterstützung der Politik trifft, die etwas ganz anderes will, z. B. innere Sicherheit.

Michael Gerstner, Innovative Sozialarbeit e.V., Bamberg: Die offene Jugendarbeit hat zwar „offen“ in ihrem Titel, aber ich habe manchmal das Gefühl, dass sie eigentlich nicht offen ist – im Hinblick darauf, was zum Beispiel Politiker selbst für Daseinsnöte haben. In der letzten Woche sprach ich mit einem Politiker, der würde jetzt sagen: „Mit dem Thema ‚Jugend‘ kann ich keine Wahlen gewinnen.“ Ein Bürgermeister hat nun einmal das berechtigte Interesse an einer Wiederwahl. Daher stellt sich die Frage, wie wir unsere Begründungszusammenhänge an das koppeln können, was letztlich auch die Politiker interessiert. Mit welchen Begründungszusammenhängen kann ich die offene Jugendarbeit für jemanden, der in der kommunalen, politischen Verantwortung steht, nachvollziehbar machen? Ich kann nicht warten, bis das jemand für mich macht, sondern muss das selbst in die Hand nehmen.

Heidemarie Depil, casablanca gGmbH, Berlin: Ich leite einen Jugendhilfeträger, der u. a. offene Kinder- und Jugendarbeit anbietet und bin seit vielen Jahren Mitglied in zwei verschiedenen Jugendhilfeausschüssen. Ich möchte zunächst auf das Thema „Personal“ eingehen. Ich weiß nicht, ob es der richtige Weg ist, darüber zu klagen, dass in der Sozialpädagogik zu wenig Aufmerksamkeit, zu wenig Ausbildungskapazität auf das Thema gelegt wird. Vielleicht müssen wir über diese Grenze hinausdenken und uns darüber bewusst werden, dass wir Kulturpädagogen, Medienpädagogen, Sportpädagogen haben und solche Kompetenzen in der offenen Jugendarbeit brauchen. Nicht alles ist aus dem genuinen Bereich der Sozialpädagogik zu generieren. Das würde eine Öffnung in Richtung grenzübergreifende Professionen und kombinierte Ausbildung bedeuten. Das würde ich als These hineingeben.

In Bezug auf die Finanzierung läuft in Berlin mit Beteiligung aller 12 Bezirke seit zwei Jahren eine Initiative, bei der sich erstmals über alle Parteien hinweg Jugendhilfeausschussvorsitzende zusammengetan haben, weil unser schönes Ausführungsgesetz KJHG in Berlin zwar 10 Prozent der Mittel für Jugendarbeit vorsieht, aber stadtweit lediglich 4,5 Prozent die Realität sind. Die Vorgabe des Landesgesetzes wird somit nicht erreicht. Die Initiative hat zum Ziel, so etwas wie ein Jugendfördergesetz auf den Weg zu bringen und eine festgelegte Angebotsstunde mit entsprechendem Entgelt, so wie es im Bereich der Hilfen zur Erziehung Fachleistungsstunden gibt. Ob das gelingt und wie lange es dauert, um dieses Ziel zu erreichen, ist momentan nicht absehbar. Aber dass so etwas passiert, ist schon ein gutes Zeichen. Ich weiß nicht, inwieweit das auf andere Städte und Kreise übertragbar wäre. Es liegt wie so oft u. a. an Personen, die sich als Jugendpolitiker und in diesem Sinne parteiübergreifend verstehen. In Berlin gibt es diese Personen, die sogar den Streit mit ihren Parteien in Kauf nehmen. Sie sagen uns allerdings auch, dass man Abgeordnete der verschiedenen Politikebenen in die Einrichtung einladen muss, weil man nur so ein konkretes Verständnis dafür schafft. Das klingt mühsam und fällt mitunter schwer, aber das ist ein hilfreicher Vorschlag.

Eva Lischke, Jugendamt, Bezirksamt Neukölln von Berlin: Es wird häufig gesagt, Jugendarbeiter könnten stolz auf ihre Professionalität sein. Was aber macht genau die Professionalität eines Jugendarbeiters heute aus? Ist er Sportpädagoge, ist er Freiwilligenmanager, Sozialraummanager oder überhaupt mehr Manager als Sozialarbeiter? Darin liegt m. E. auch die Schwierigkeit, eine Lobby aufzubauen, weil Jugendarbeit so derartig vielfältig ist. Wenn man davon ausgehen würde, dass ein professioneller Jugendarbeiter 40 Methoden der Beteiligung kennt, in seinem Vorleben entweder Musik oder Sport betrieben hat und mindestens vier Jahre in irgendeinem Verband gewesen sein muss, hätte man eine eindeutige Stellenbeschreibung. Aber so ist es nicht. Daher ist meine Frage: Was ist die Fachkraft der Jugendarbeit genau?

Anke Miebach-Stiens: Meiner Ansicht nach machen diese Vielfalt von Jugendarbeit und die vielen Anforderungen, die an die Akteure gestellt werden, deutlich, dass ein Jugendarbeiter/eine Jugendarbeiterin ein Allrounder ist. Das macht eine Beschreibung der Jugendarbeit mitunter so diffus.

Ich möchte aber an das Thema anknüpfen, wer die Lobbyarbeit für die Jugendarbeit betreiben soll. Das sollten in erster Linie die Jugendarbeiterinnen und Jugendarbeiter natürlich auch selbst sein. Sie sollten sich stark machen für das, was sie jeden Tag tun, denn sie sind vor Ort die Experten und Wissenden um die Lebenslagen junger Menschen. Dazu gehört auch, alle Aufgabenstellungen, die dieses Arbeitsfeld umfasst, in den Blick zu nehmen und auf den Punkt zu formulieren. Ich merke immer wieder, dass gerade solche wesentlichen Aufgaben wie die Netzwerkarbeit, die Organisation in Dachverbänden u. a. nicht in den Stellenbeschreibungen sozialpädagogischer Fachkräfte genannt werden oder so minimal, dass es nicht der Realität entspricht. Damit sind wir wieder beim Thema der Personalentwicklung und der Leitungsverantwortung.

Prof. Dr. Ulrich Deinet: Die Diversifizierung und Schwerpunktbildung sind einerseits die Stärke und andererseits die Schwäche der Kinder- und Jugendarbeit. Gerade in der Au-

ßenvertretung gegenüber der Politik oder im Bildungsdiskurs macht sich das bemerkbar. Deshalb ist auch die allgemeine Frage: Wo wollen wir hin? zu einfach. Es gibt nicht *die* Kinder- und Jugendarbeit. Zwischen den Bundesländern und zwischen ländlichem und städtischem Raum herrschen sehr große Unterschiede. Dazwischen eine gemeinsame Klammer herzustellen und dann zu fragen, wohin wir wollen, bekommt man nicht so einfach zusammen. Das ist das Problem.

Andrea Pingel: Über unserer Diskussionsrunde stand die Überschrift „Einen Plan machen...“. Dabei fällt einem relativ schnell Bertolt Brecht ein mit seinem Text aus der „Dreigroschenoper“:

„Ja, mach nur einen Plan
sei nur ein großes Licht
und mach dann noch 'nen zweiten Plan
gehn tun sie beide nicht.“

Ein wenig können wir das auch auf die heutige Diskussion beziehen. Wir hatten die Idee, heute stärker im engeren Sinne von den Bedarfen von Jugendlichen ausgehend, die notwendigerweise fortlaufende Konzeptentwicklung in der offenen Jugendarbeit zu reflektieren und miteinander zu diskutieren, um dann erst in der anschließenden Runde zu den Fachkräften überzugehen und schließlich kurz vor dem Abschluss heute Mittag bei der kommunalen Verankerung und der Politik zu landen. Wir haben nun festgestellt, dass wir bereits alle Punkte aufgenommen haben, dass alle eine Rolle spielen und wir die Themen nicht sinnvoll voneinander trennen können – insbesondere die Fragen der Rahmenbedingungen und der Interessenvertretung für Jugendarbeit standen immer wieder im Fokus und sind für die Praxis ganz zentral! Also machen wir da weiter ... Insofern wünsche ich uns allen noch produktive Stunden des Austauschs am heutigen Tag. Vielen Dank.

Wie bekommen wir die Fachkräfte, die Jugendliche brauchen (und wollen)? Wie sehen Stellenprofile hierzu aus?

CATERIN MENDE

Leiterin Personal, Stuttgarter Jugendhaus gGmbH (stjg)

Aus der Sicht der Personalleiterin möchte ich vorausschicken, dass auch wir uns in einem dynamischen Entwicklungsprozess befinden. Ich selbst bin seit eineinhalb Jahren in der Funktion der Personalleitung der Stuttgarter Jugendhausgesellschaft tätig. Zunächst hatte die stjg mit dem Thema „Personalmarketing“ noch nicht viel zu tun, weil in etlichen Bereichen ohne Probleme Fachkräfte rekrutiert werden konnten und nach wie vor rekrutiert werden können. Es veränderten sich allerdings Geschäftsbereiche und es kamen neue hinzu, bei denen wir relativ schnell bemerkten, dass wir mit den üblichen Mitteln der Stellenanzeigen-Schaltung nicht den gewünschten Erfolg haben. Daher mussten wir uns neue Schritte und Möglichkeiten überlegen, unser Personal zu gewinnen.

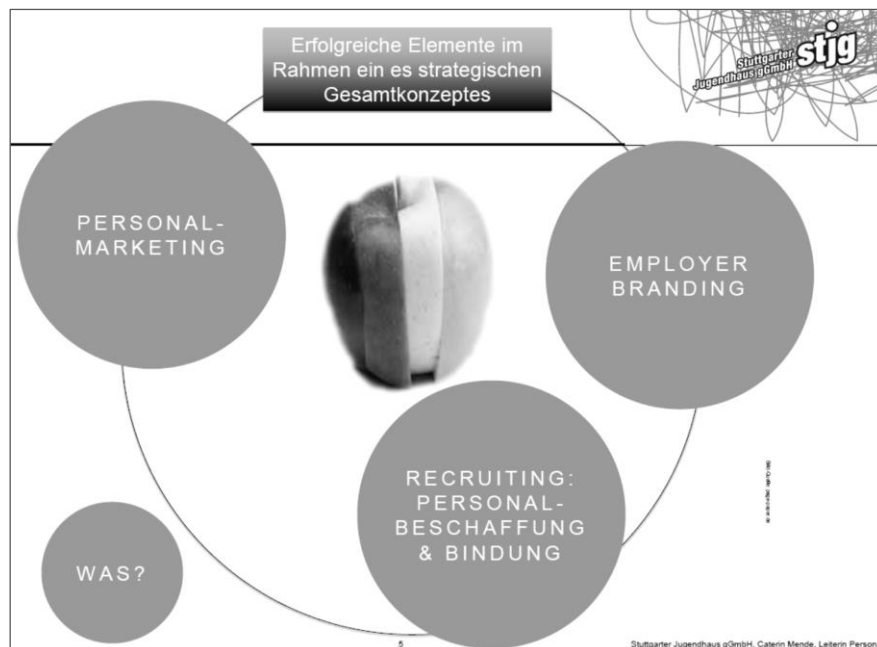
Wie bekommen wir Fachkräfte?

Warum müssen wir Fachkräfte rekrutieren und inwiefern stehen wir dabei in einer Wettbewerbssituation zu anderen Trägern? Wir haben eindeutig einen Fachkräftemangel zu verzeichnen. Laut der aktuellen Bertelsmann-Studie fehlen 120.000 Erzieherinnen und Erzieher allein im Bereich der Betreuung von Kleinkindern¹. Der Fachkräftemangel zeigt sich jedoch auch in allen anderen Bereichen unserer Arbeit. Das bedeutet für uns als Arbeitgeber: Die Fachkräfte haben zunehmend eine Auswahl in Bezug auf ihren Arbeitgeber. Wir als Arbeitgeber können nicht mehr auf eine sehr große Menge an Bewerbungen für eine Stelle zurückgreifen, wie das früher der Fall war, sondern wir als Arbeitgeber kommen in die **Bewerberrolle** und müssen uns daher anders präsentieren als bisher. Dabei stehen wir im Wettbewerb mit anderen Trägern. Das bedeutet, dass wir unser Profil schärfen und uns selbst die Frage stellen müssen, welche Attribute die stjg als Alleinstellungsmerkmal gegenüber anderen Trägern aufweist. Wir stehen außerdem vor der Herausforderung, die Mitarbeiter, die wir gewinnen, mit attraktiven Angeboten im Unternehmen zu halten und perspektivisch weiter zu entwickeln.

Was kann man nun in der Praxis tun und was ist konzeptionell sinnvoll? Was bedeutet der Fachkräftemangel im Einzelnen für die Erstellung eines Konzepts zur Personalgewinnung und -bindung? Sie kennen alle das klassische „Post & Pray“ – man schaltet eine Stellenanzeige in einer lokalen Zeitung und hofft, dass passende Bewerbungen eintreffen. Das allein erweist sich inzwischen als nicht mehr sinnvoll und zeitgemäß. Wir stellen selbst immer wieder fest, dass wir ganz andere Wege gehen müssen. Die stjg musste zunächst das eigene Profil schärfen und sich auf eine Kernbotschaft verständigen, die nach außen transportiert werden sollte. Es musste erkennbar werden, was unsere Arbeitgebermarke (Employer Branding) ausmacht und was uns in erster Linie prägt und von anderen Trägern unterscheidet. Die stjg musste Instrumente des Personalmarketings finden, die in Kooperation mit der Öffentlichkeitsarbeit zum Einsatz gebracht werden konnten.

¹ Quelle: http://www.bertelsmann-stiftung.de/cps/rde/xchg/bst/hs.xsl/nachrichten_121762.htm

Zu erfolgreichen Elementen im Rahmen eines strategischen Gesamtkonzeptes (**Abbildung 1**) gehört neben der klassischen Personalbeschaffung, dem Personal Recruiting, eine optisch ansprechende Aufbereitung – die richtige „Verpackung“, die Aufmerksamkeit auf sich zieht und das Interesse wecken soll. Bevor ich die „Verpackung“ ansprechend gestalten muss, muss ich wissen, was ich „einpacken“ möchte, also die Inhalte definieren, die transportiert werden sollen – und dies vor dem Hintergrund, was neben dieser Einzelmaßnahme stehen soll.



© Caterin Mende

„(...)Das primäre Ziel des Personalmarketings besteht in der Schaffung von Voraussetzungen zur langfristigen Sicherung der Versorgung einer Unternehmung mit qualifizierten und motivierten Mitarbeitern.(...)“² Dieses Ziel verfolgen wir selbstverständlich auch.

94

Zum Personalmarketing gehört eine **Willkommenskultur** in Bezug auf neue Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Das beginnt schon beim Versand des Arbeitsvertrages: dieser wird mit einem Willkommensbrief versandt und soll bereits einen persönlichen, näheren Kontakt herstellen. Dieser persönliche Kontakt zwischen Personalabteilung und neuen Kolleg/innen schafft eine gute vertrauensvolle Kommunikationsbasis. Wir stellen immer wieder fest, dass die Kommunikation gerade zwischen Verwaltung und den Mitarbeiter/innen in der Praxis nicht optimal funktioniert. Das liegt u. a. an dezentralen Strukturen. So arbeiten bei der stjj allein in der offenen Kinder- und Jugendarbeit Kolleg/innen in 41 Einrichtungen, die über das gesamte Stadtgebiet Stuttgarts verteilt sind, aber es liegt auch daran, dass vor Ort versucht wird, viele Dinge allein zu regeln. Die Geschäftsstelle/Verwaltung versucht, die Mitarbeiter/innen, die vor Ort ohnehin mit ihrer originären Arbeit ausgelastet sind, in verschiedener Hinsicht zu begleiten und zu unterstützen. Das wachsende Vertrauen, das aus der praktizierten Willkommenskultur wächst, setzt sich inzwischen im gesamten Unternehmen durch und trägt zu diesem Prozess der erfolgreichen Zusammenarbeit maßgeblich bei.

Eine wichtige Rolle im Personalmarketing spielt das Thema der **Personalentwicklung**. Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter werden nicht zuletzt über Qualifizierungsmaßnahmen u. ä. an den Träger gebunden. Somit ist es möglich, langfristig die erforderliche Mitarbeiterzahl zu sichern.

Welche Mitarbeiter/innen wollen die Jugendlichen?

Um herauszufinden, welche Pädagogen die Jugendlichen brauchen und wollen, wandten wir uns an die Praktiker vor Ort, die darüber mit „ihren“ Jugendlichen sprechen sollten. Dabei wurden uns u. a. folgende Stichpunkte genannt: Er/sie soll

- EHRlich sein,
- ZUVERLÄSSIG sein,
- KONSTANT arbeiten,
- „BEWEGUNGSfreiheit“ lassen,
- auf AUGENHÖHE mit den Jugendlichen umgehen,
- auch mal „FÜNFE“ GERADE sein lassen,
- Er/sie soll etwas ZU BIETEN haben, d. h. sich mit der Jugendkultur auseinandersetzen und auskennen,
- Wissen, „WAS GEHT“,
- „COOL“ sein – gute Ausstrahlung besitzen.

Wie sollen die Fachkräfte sein?

Um zu sehen, welche Anforderungen an die heutigen Fachkräfte gestellt werden, habe ich Stellenprofile, die aktuell geschaltet werden, gesichtet.

Aus diesen verschiedenen Stellenprofilen möchte ich Ihnen an dieser Stelle die wichtigsten Essenzen präsentieren. Interessanterweise werden überwiegend „weiche Faktoren“

genannt und nehmen neben der fachlichen Qualifikation den größeren Raum ein: Wie soll die Fachkraft sein?

- fachlich KOMPETENT,
- AUTHENTISCH,
- eine IDENTIFIKATIONSFIGUR,
- KOMMUNIKATIV,
- BEGEISTERUNGSFÄHIG und FRÖHLICH,
- „LÄRMIMPREGNIERT“ – GUTE NERVEN,
- Krisengeübt und diplomatisch,
- Aufgeschlossen,
- liebevoll; emphatisch,
- zuverlässig,
- teamfähig,
- flexibel,
- vielfältig ... und und und.

Diese Liste der Anforderungen zeigt, wie vielfältig das Portfolio der offenen Kinder- und Jugendarbeit ist und wieviel Empathie und Engagement gewünscht wird.

Wie kann sich der Arbeitgeber präsentieren?

Es darf nicht vergessen werden, dass für verschiedene Mitarbeiter-Generationen unterschiedliche Attribute und Lebensmottos wichtig sind (**Abbildung 2**).

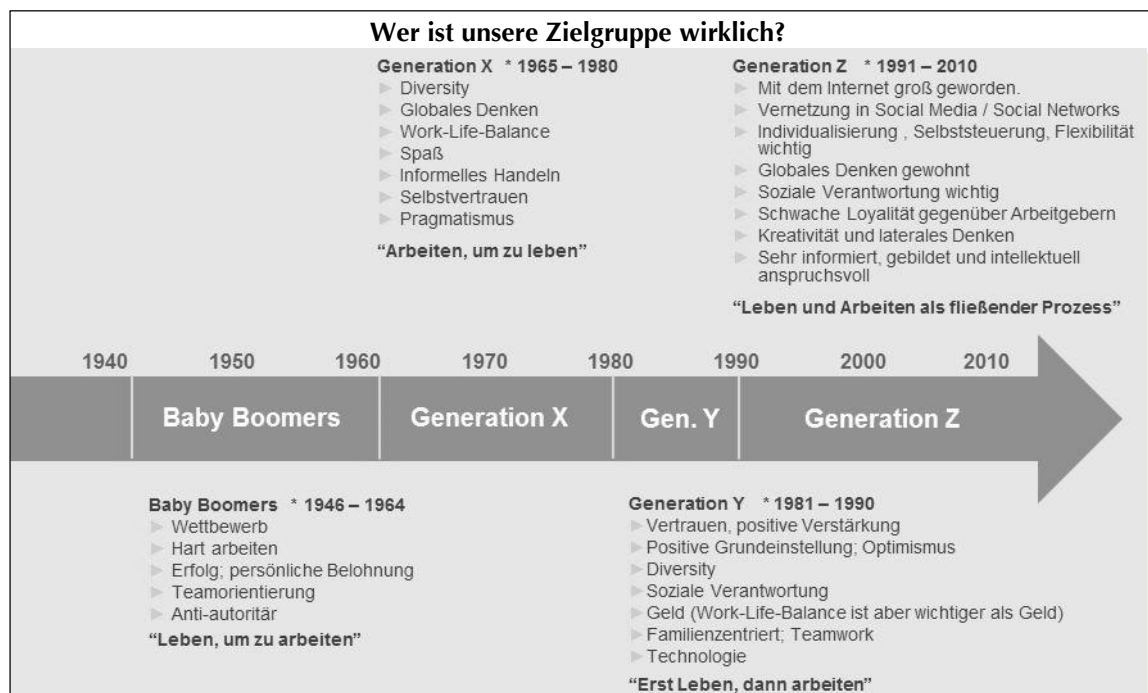


Abbildung 2

Quelle. <http://www.reif.org/wp-content/uploads/2013/11/Generationen.jpg>

Dies sind selbstverständlich nur allgemeine Beschreibungen für die jeweilige Generation. Für ein erfolgreiches Recruiting sollte man angesichts der heutigen Arbeitsmarktlage die Interessen der einzelnen Generationen kennen. Aber Arbeitgeber können es sich nicht mehr leisten, den Fokus nur auf eine bestimmte Zielgruppe zu legen. Der Fächer ist vielmehr so breit zu halten, dass in gewisser Weise alle Generationen angesprochen werden – und *nicht* nur die verschiedenen Generationen, sondern auch potenzielle Mitarbeiter/innen unterschiedlicher Herkunft und Kultur – Stichwort Diversität. Man kann sich nicht mehr auf einen bestimmten Typen festlegen. In diesem Zusammenhang halte ich die Darstellung der **Zufriedenheitsindikatoren der einzelnen Altersgruppen (Abbildung 3)** für wesentlich spannender:

ZUFRIEDENHEITSFAKTOREN NACH ALTERSGRUPPEN						
Platz	Gesamt	Altersgruppe < 20	Altersgruppe 21 – 30	Altersgruppe 31 – 40	Altersgruppe 41 – 50	Altersgruppe > 50
1	Wertschätzung für eigene Arbeit	Wertschätzung für eigene Arbeit	Lernerfahrung und Karriereentwicklung	Lernerfahrung und Karriereentwicklung	Wertschätzung für eigene Arbeit	Wertschätzung für eigene Arbeit
2	Gute Beziehungen zu Kollegen	Gute Beziehungen zu Kollegen	Wertschätzung für eigene Arbeit	Gute Work-Life-Balance	Gute Work-Life-Balance	Gute Beziehungen zu Kollegen
3	Gute Work-Life-Balance	Lernerfahrung und Karriereentwicklung	Gute Work-Life-Balance	Wertschätzung für eigene Arbeit	Finanzielle Stabilität der Firma	Gute Beziehungen zu Vorgesetzten
4	Gute Beziehungen zu Vorgesetzten	Gute Work-Life-Balance	Gute Beziehungen zu Kollegen	Gute Beziehungen zu Kollegen	Gute Beziehungen zu Kollegen	Finanzielle Stabilität der Firma
5	Finanzielle Stabilität der Firma	Gute Beziehungen zu Vorgesetzten	Gute Beziehungen zu Vorgesetzten	Finanzielle Stabilität der Firma	Gute Beziehungen zu Vorgesetzten	Interessanter Arbeitsinhalt
6	Lernerfahrung und Karriereentwicklung	Arbeitsplatzsicherheit	Arbeitsplatzsicherheit	Gute Beziehungen zu Vorgesetzten	Attraktive Grundvergütung	Gute Work-Life-Balance
7	Arbeitsplatzsicherheit	Finanzielle Stabilität der Firma	Finanzielle Stabilität der Firma	Attraktive Grundvergütung	Arbeitsplatzsicherheit	Unternehmenswerte
8	Attraktive Grundvergütung	Interessanter Arbeitsinhalt	Attraktive Grundvergütung	Arbeitsplatzsicherheit	Lernerfahrung und Karriereentwicklung	Arbeitsplatzsicherheit
9	Interessanter Arbeitsinhalt	Attraktive Grundvergütung	Interessanter Arbeitsinhalt	Interessanter Arbeitsinhalt	Interessanter Arbeitsinhalt	Attraktive Grundvergütung
10	Unternehmenswerte	Unternehmenswerte	Führen und Verantwortung übernehmen	Führen und Verantwortung übernehmen	Unternehmenswerte	Herausfordernde Arbeitseinsätze

Vergütung
 Arbeitsumfeld
 Arbeitsinhalt und -möglichkeiten
 Firmenruf und -image

Die Wertschätzung der eigenen Arbeit wird in allen Altersgruppen von den insgesamt 203.756 Teilnehmern der Studie als wichtig eingeschätzt. Nur in der Altersgruppe der 21- bis 40-jährigen ist das Lernen und die Karriereentwicklung noch etwas wichtiger.

QUELLE: WEB-SURVEY UND ANALYSE BCG/THE NETWORK 2014

Abbildung 3

Quelle: Personalmagazin Ausgabe 12/14, S. 34, Web Survey und Analyse BCG, The Network, 2014

Bei allen Generationen wird es gleichermaßen für sehr wichtig erachtet, dass die Arbeit wertgeschätzt wird. Der Aspekt des Gehaltes wird hingegen bei allen nicht als vorrangig betrachtet. Auf den ersten drei Plätzen liegen in allen Altersgruppen Wertschätzung, gute Beziehungen zu den Kollegen (ein gutes Miteinander) und eine gute Work-Life-Balance.

Was erwarten die Bewerber?

- Die Bewerber sehen sich inzwischen überwiegend als Kunden und uns in gewisser Weise als Dienstleister.
- Sie bevorzugen Online-Bewerbungen und Bewerbungsportale.
- Bewerbungen in Papierform lehnt die Mehrheit der Bewerber inzwischen ab.

- Mobiles Recruiting über Smartphone wird im Moment noch nicht favorisiert. Einerseits steckt die Entwicklung noch in den „Kinderschuhen“, andererseits spielt dabei der Sicherheitsaspekt eine große Rolle.

Praktische Beispiele der Präsentation von Arbeitgebern

Die wichtigste Präsentation des Arbeitgebers erfolgt über die Website als „Visitenkarte“. Wir selbst stecken noch in der Bearbeitungsphase und sind dabei, unsere Karriereseite umzusetzen. Dabei geht es vor allem um den Abbau von Hürden für den Bewerber. Der Bewerber/die Bewerberin soll auf einen Blick sehen, welche Stellen angeboten werden und wie die Bewerbung erfolgt. Viele Unternehmen haben in der Vergangenheit absichtlich Hürden eingebaut, aber das hat sich durch den Fachkräftemangel auch in anderen wirtschaftlichen Bereichen inzwischen überholt.

Ein positives Beispiel ist die VOITH Karriereseite (**Abbildung 4**):



Abbildung 4

Quelle: <http://www.voith.com/de/karriere-95.html>

Voith ist ein alt eingesessenes schwäbisches Unternehmen, dessen Strategie durch den neuen Head of Employer Branding and HR Communication, Robindro Ullah, (zuvor bei der Deutschen Bahn), weiterentwickelt wird. Voith arbeitet auf der Internetplattform ganz bewusst mit seiner Geschichte und auf der zweiten Seite mit den Mitarbeitern. Das heißt, es werden mit Text und Bild Emotionen geweckt, um sich mit der Seite näher zu beschäftigen.

Ein ähnliches Beispiel bieten die Zürcher Verkehrsbetriebe (**Abbildung 5**):



Abbildung 5

Quelle: http://www.24stundenvbz.ch/de/1000_1100

Hier ist ebenfalls ein sehr aktiver Leiter für Personalmanagement tätig. Die Seite sieht relativ schlicht aus, aber der Bewerber sieht stets die aktuelle Uhrzeit, neben der ein Mitarbeiter des Unternehmens vorgestellt wird, mit dem, was er/sie gerade tut. Zu verschiedenen Zeiten werden unterschiedliche Mitarbeiter gezeigt. Man kann die Uhr auch verstellen. Mit solchen Mitteln kann man das Interesse am Unternehmen und an den dort tätigen Personen wecken. Diese Seite wirkt nicht abgehoben wie bei manchen Großkonzernen, bei deren Darstellung die nett lächelnde Person aus einem anonymen Fotoportal abgebildet sein könnte. Bei den Zürcher Verkehrsbetrieben wird der Besucher der Seite tatsächlich ganz authentisch von Mitarbeiter/innen des Unternehmens angesprochen.

Neben den vorhandenen klassischen Werkzeugen muss man nach alternativen Möglichkeiten suchen, um an Personal zu kommen. Mit einem „Mitarbeitersuche-Post-It“ hat sich das Unternehmen „different“ auf einen ungewöhnlichen Weg begeben, um IT-Fachkräfte zu finden (**Abbildung 6**):



Abbildung 6 Quelle: <http://www.gruenderszene.de/hr/mitarbeitersuche-social-web>

Dafür hat das Unternehmen kurzerhand die große Glasfront des Firmengebäudes genutzt. Diese Art der Fachkräftewerbung war äußerst wirkungsvoll, aber nicht sehr teuer, denn „Post-Its“ waren in ausreichender Menge vorhanden. Der Erfolg ließ sich anhand der Anzahl der Bewerbungen messen. Daher halte ich diesen Ansatz für bedenkenswert, wenn man über eine größere Glasfront verfügt.

Sicher ist die klassische Stellenanzeige nicht völlig wegzudenken, weil sich viele Bewerber auch über die Online-Medien in der klassischen Art und Weise informieren und orientieren wollen.

Auch dazu sollen hier einige Beispiele aufgeführt werden (**Abbildung 7 und 8**):

Erzieher / Sozialpädagoge (m/w)






Gesucht: Menschen mit Herz!

Die Bethanien Kinderdörfer in Deutschland sind lebendige Orte, an denen Menschen mit liebevollem Engagement, hoher pädagogischer Fachkompetenz und christlichem Glauben auf der Grundlage der Werte unserer Kinderdorfamilien - Vertrauen, Geborgenheit, Zukunftschancen - ein breites Spektrum ambulanter, teilstationärer und stationärer erzieherischer Hilfen für Kinder, Jugendliche und Familien anbieten.

Für unser Kinderdorf in Eltville-Erbach suchen wir ab sofort.

Abbildung 7 Quelle: <http://www.bethanien-kinderdoerfer.de/jobs-karriere>

Erzieher/Heilerziehungspfleger (m/w) oder Sozialpädagogischer Assistent (m/w) in der Kindertagesbetreuung



**Perspektive.
Vielfalt.
Mensch sein.
Arbeiten bei
CareFlex.**

Wir sind ein erfolgreiches Unternehmen im Verbund der Ev. Stiftung Alsterdorf, das auf Personaldienstleistungen für soziale Einrichtungen spezialisiert ist.

Für unsere Kunden, Krippen und Elementarkindergärten sowie Einrichtungen des betreuten Wohnens für junge Erwachsene, suchen wir Sie in Hamburg in Voll- oder Teilzeit als

Erzieher/Heilerziehungspfleger (m/w) oder Sozialpädagogischer Assistent (m/w) in der Kindertagesbetreuung

Ihre Aufgaben:

- Betreuung der Kinder sowie Förderung des Sozialverhaltens und der Entwicklung
- Sozial-, Spiel- und Kinderpädagogik
- Konstruktive Zusammenarbeit mit dem Team und den Eltern

Ihr Profil:

- Abgeschlossene Ausbildung als Erzieher (m/w), Heilerziehungspfleger (m/w) oder Sozialpädagogischer Assistent (m/w) bzw. eine vergleichbare Qualifikation
- Verantwortungsbewusste und engagierte Arbeitsweise
- Gutes Einfühlungsvermögen sowie Freude an der Arbeit mit Kindern

Unser Angebot:

- Ein unbefristetes, vielseitiges Beschäftigungsverhältnis in einer familienfreundlichen Arbeitsumgebung
- Über tarifliche Bezahlung, Urlaubs- und Weihnachtsgeld sowie eine betriebliche Altersvorsorge
- Flexibilität in der Arbeitszeit und ein hohes Maß an Mitsprache bei der Dienstplanung
- Regelmäßige Weiterbildung durch ein umfassendes Schulungsprogramm
- Kostengünstige Profi-Card des Hamburger Verkehrsverbundes (HVV)
- 100 % faires Miteinander und Wertschätzung ab dem 1. Tag!

Wohnortwechsler unterstützen wir bei der Wohnungssuche (auch finanziell) und mit unserem attraktiven Willkommenspaket.

Sie haben vorab noch Fragen?

Abbildung 8

Quelle: <http://www.careflex.de/fuer-bewerber/jobs/aktuelle-auswahl>

IKEA versucht beispielsweise mit einer Anzeige in Form einer Bauanleitung, das Interesse potenzieller Azubis zu wecken (**Abbildung 9**):

© Ikea 2015. Fotografiert 2015

Hej, unsere Chefsessel für Azubis. Zum selbst Aufbauen und Hineinwachsen.

Werde
Handelsfachwirt

Los gehts – wir zählen auf dich. Als **Handelsfachwirt (m/w)** kannst du dich bei IKEA auf eine spannende Zukunft einrichten. Mit uns lernst du drei IKEA Einrichtungshäuser richtig gut kennen, bekommst eine erstklassige Ausbildung und hast die Chance auf drei IHK-Abschlüsse. Wenn du also Freiräume lieber als Dresscodes magst, dann bist du bei uns genau richtig. **Wir freuen uns auf dich.**

www.Ausbildung.IKEA.de

DER SCHLÜSSEL ZUM GLÜCK

ZU SAM MEN

GELINGE DICH!

IKEA

Abbildung 9

Beispielquelle:

www.ikea.com/ms/de_DE/the_ikea_Story/working_at_ikea/download//Azubi_Flyer_Gestalter.pdf

Auch wir haben in einer regionalen Elternzeitung, die ebenfalls von vielen Erzieher/innen gelesen wird, Anzeigen geschaltet, für *die* Bereiche, die wir momentan mit viel Personal versorgen müssen. Das sind aktuell Erzieher/innen für die Kita- und Grundschulteams. (Abbildung 10):



Abbildung 10

© Caterin Mende Stuttgarter Jugendhaus gGmbH

Für unsere Anzeigenserie wählten wir eigene Bilder, die Authentizität vermitteln. Wichtig ist dabei eine offene und klare Kommunikation – und das nicht nur bei den Stellenanzeigen – sondern auch für Plakat- und Bannerwerbung, eine Postkartenaktion und Flyer.

Ein anderes Beispiel stellt inzwischen einen Klassiker dar, da das Video auf YouTube aufgrund der originellen Idee seine Fangemeinde gefunden hat (Stichwort: virales Marketing). Die Hamburger Werbeagentur Scholz & Friends wollte zwei Digital-Teams zusammenstellen und hat ihre Zielgruppe gefunden und auf ungewöhnliche Art Aufmerksamkeit erzeugt – mit Erfolg! (**Abbildung 11**).

Die Agentur identifizierte ihre Wettbewerber im Hamburger Umfeld, um dann vor Ort Personal abzuwerben, deshalb forschte sie danach, wo die gesuchten Personen sitzen, recherchierte wie lange sie dort sitzen und auch, wo sie Essen bestellen, wenn sie in Spät- oder Nachtschichten arbeiten müssen. Als Konsequenz ergab sich die Kooperation mit einem beliebten Pizza-Service, über den man Kontakt zur Zielgruppe aufnehmen konnte. Mit einem der Lieferanten, der offensichtlich auch gute Qualität liefert, wurde ein Deal vereinbart. Wenn Pizzen an Teams der Wettbewerber geliefert wurden, wurde eine kostenfreie Pizza zusätzlich geschickt. Diese Pizza war mit dem QR-Code, der direkt auf die Karriereseite von Scholz & Friends leitet, versehen. Auf diese Weise hat die Werbeagentur die zwei Digitalteams zusammenstellen können.



Abbildung 11

Quelle: <https://www.youtube.com/watch?v=SzqTDRThbiE>

Im Bereich der digitalen Medien bzw. in Social Media Netzwerken gibt es viele weitere Möglichkeiten, um die Zielgruppen gut und auch sehr schnell zu erreichen. Zur Entwicklung benötigt man genügend Zeit und Manpower. Daher haben wir uns ganz bewusst entschieden, momentan keine Facebook-Karriere-Seite für das Personal-Recruiting zu nutzen. Wenn man diese Seiten nicht gut und sorgfältig überlegt vorbereitet und „be-spielt“, können sie eher schaden als nutzen. Trotzdem bieten diese Medienkanäle, wie beispielsweise Azubi-Blogs, gute Kommunikationswege.

Wir haben uns stattdessen dafür entschieden, unter Einbeziehung unserer Mitarbei-ter/innen ungewöhnliche Wege zu gehen (**Abbildung 12**): Dieses Foto ist auf einer unse-rer Veranstaltungen entstanden. Die Kolleg/innen waren sofort bereit, „ihr Gesicht“ für das Personalmarketing zur Verfügung zu stellen. Mit unterschiedlichen Formaten haben wir unsere Zielgruppe angesprochen. Dargestellt ist hier eine Postkartenaktion, mit der wir ganz bewusst junge Erzieherinnen und Erzieher ansprechen. Die Postkarten wurden an zahlreichen Stellen in Stuttgart verteilt und sie bieten die Möglichkeit einer Kurzbe-werbung. Darüber hinaus fanden sich unsere Mitarbeiter/innen dieses Motivs (nach Ab-sprache) auf Auto-, Banner, Plakat und Displaywerbung wieder.



Abbildung 12

© Caterin Mende, Postkartenaktion, Stuttgarter Jugendhaus gGmbH

Auch unsere Mitarbeiter/innen in den Einrichtungen wurden aktiv und halfen uns bei der Bewerbung – so z. B. im Spielhaus der stjjg, dass attraktiv im Stuttgarter Schlossgarten liegt und von vielen Passanten gekreuzt wird (**Abbildung 13**).



Abbildung 13

© Caterin Mende, Plakatwerbung Spielhaus, Stuttgarter Jugendhaus gGmbH

Man muss sicher davon ausgehen, dass nicht *der* Bewerber schlechthin gerade dort entlangläuft, aber wir versuchen, so im Gespräch zu bleiben, und es ergibt sich auf diesem Weg durchaus die eine oder andere Empfehlung.

In dieser trüben, grauen Novemberzeit nutzen wir außerdem eine Display-Werbung am Mahle-Turm und an der Schwabengarage als hellen, bunten Blickfang. (**Abbildung 14**):



Abbildung 14

© Caterin Mende, Displaywerbung Mahleturm Stuttgart, Stuttgarter Jugendhaus gGmbH

Unsere Werbung wird jeweils an diesen Verkehrsknotenpunkten mit sehr hohem Verkehrsaufkommen 200 Mal pro Tag mit einer Laufzeit von vier Wochen eingeblendet. Durch die exponierte Lage der beiden Standorte bietet sich eine gute Chance, Bewerber zu gewinnen. Die Kosten für die Werbung liegen etwa in der Höhe, die wir auch ausgeben würden, wenn wir eine klassische Anzeige in den Stuttgarter Nachrichten und zusätzlich in der Stuttgarter Zeitung schalten – allerdings *nur* für ein Wochenende! Diese Aktion können wir außerdem im nächsten Jahr für weitere vier Wochen wiederholen.

Ausblick: Was ist zu tun?

In der aktuellen Studie der Recruiting Trends 2014 wurden Unternehmen gefragt, worin die wichtigsten Trends bei der externen Personalrekrutierung und die wichtigsten Herausforderungen bei der internen Personalbeschaffung bestehen.³

Als die fünf wichtigsten, nicht beeinflussbaren Trends bei der externen Personalbeschaffung haben sich herausgestellt:

- Demografischer Wandel,
- Fachkräftemangel,
- Gesetzliche Rahmenbedingungen,
- Natürliche Mitarbeiterfluktuation,
- Social Media und deren Einsatz.

Die fünf wichtigsten Herausforderungen im Bereich der internen Personalbeschaffung bestehen in:

- Binden: Mitarbeiterbindung, Maßnahmen entwickeln (z. B. regelmäßige Mitarbeiterumfrage),
- Mitarbeiterempfehlungen,
- Aufbau einer starken Arbeitgebermarke, eines klaren Profils,
- Beziehungspflege zu interessanten Kandidaten/innen
(Gerade bei den Führungskräften haben wir einen Pool aufgebaut, um mit Kandidaten, die aktuell nicht ausgewählt wurden, in Kontakt zu bleiben.),
- Abstimmungen zwischen Personalmarketing und den Fachabteilungen, da diese eine andere Sicht auf das Personal haben. Entsprechende Differenzen sind zu klären und abzubauen.

Die **Abbildung 15** gibt eine zusammenfassende Aufstellung der Aspekte, die bei einer Stellenanzeige oder einer Karriereseite zu beachten sind. Sie bietet ein gutes Arbeitsmittel für die Praxis:

³ Recruiting Trends 2014, Centre of Human Resources Information Systems (CHRIS). Otto-Friedrich Universität Bamberg, Goethe Universität Frankfurt am Main

Stellenanzeige (Print und Online)	Karrierewebsite
☐ Ich kenne die Bedürfnisse meiner Bewerberzielgruppe.	☐ Unser Karrierebereich bietet mehr als die bloße Ansammlung von Stellenanzeigen.
☐ Die Informationen in der Anzeige sind auf diese Bedürfnisse angepasst und sprechen die Jobsuchenden an.	☐ Die Gestaltung des Karrierebereichs ist übersichtlich, leserfreundlich und ansprechend.
☐ In der Anzeige wird deutlich, was mich als Arbeitgeber ausmacht.	☐ An zentraler Stelle wird auf den Punkt gebracht, was mich als Arbeitgeber ausmacht.
☐ Am Anfang der Anzeige steht unser unverwechselbarer Slogan, der Jobsuchende fesselt und neugierig macht.	☐ Neben <i>harten Fakten</i> wie Vergütung oder Aufgabenbereiche, bietet der Karrierebereich an zentraler Stelle auch weitere Informationen z. B. zu Entwicklungsmöglichkeiten oder zum Betriebsklima.
☐ In der Anzeige werden nicht nur die Anforderungen an den Bewerber, sondern vor allem die Leistungen unseres Unternehmens formuliert, die wir Bewerbern bieten.	☐ Ansprechpartner sind an zentraler Stelle mit Namen und Kontaktdaten genannt.
☐ Die Aussagen in der Anzeige sind glaubwürdig und authentisch.	☐ Die Aussagen im Karrierebereich sind glaubwürdig.
☐ Die Sprache ist klar verständlich.	☐ Die Aussagen im Karrierebereich sind individuell auf das Unternehmen zugeschnitten und nicht austauschbar.
☐ Die Anzeige wirkt textlich nicht überladen. Sie ist insgesamt leserfreundlich und optisch ansprechend.	☐ Die Sprache ist durchgängig bewerberorientiert.
☐ Es kommen Bilder zum Einsatz, die ein sympathisches und glaubwürdiges Bild von mir als Arbeitgeber vermitteln.	☐ Die eingesetzten Bilder vermitteln ein sympathisches und attraktives Bild. Sie zeigen z. B. Mitarbeiter bei der Arbeit, Arbeitgeberzertifikate, Innenansichten des Unternehmens etc.
☐ In der Anzeige werden Ansprechpartner mit Namen und Kontaktdaten genannt.	☐ Unsere Mitarbeiter kommen zu Wort und vermitteln einen authentischen Einblick in die Arbeitswelt.
☐ Unsere Online-Stellenanzeige nutzt die Möglichkeiten des Internets: z. B. sinnvolle Verlinkungen auf verschiedene Bereiche unserer Karriereseite oder die Möglichkeit zur Online-Bewerbung.	☐ Die Karriereseiten vermitteln Faszination für die Arbeit in unserem Unternehmen.
☐ Die Formulierungen in der Online-Stellenanzeige sind für Suchmaschinen optimiert.	☐ Die Bildsprache passt zu unserem Unternehmen.

Abbildung 15

Quelle: www.top-arbeitgebermarke.de

Unter der angegebenen Quelle finden Sie weitere Arbeitsmittel und Checklisten für den Aufbau von Karriereseiten, für die Gestaltung einer Anzeige oder für die Nutzung anderer Medien.

Im Personalmarketing ist es unerlässlich, authentisch zu bleiben.

Darum seien Sie authentisch, treten Sie bunt und lebendig auf, seien Sie mutig, beweisen Sie „Frechmut“ (wie es Jörg Buckmann von den Zürcher Verkehrsbetrieben beschrieben hat). Das bedeutet, Dinge auszuprobieren, die nicht unbedingt sofort jedermanns Zustimmung finden. Auch Sie als Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter vor Ort sind dabei gefragt: denn Sie als Botschafter für Ihren Arbeitgeber können Dinge ganz anders transportieren als jede noch so gute Werbebotschaft.

Daher ist es für uns als Arbeitgeber immens wichtig, dass uns unsere eigenen Mitarbeiter/innen – mit ihrer Leidenschaft für ihre Arbeit – weiterempfehlen. Aus diesem Grund sind Sie die besten Personalrecruiter.

Probieren Sie es aus, sie können nicht verlieren, sondern Sie können nur tolle Mitarbeiter/innen gewinnen!

Was geht?

Vorstellung von innovativen Praxisbeispielen

Arbeitsgruppe 1: Geocaching, Slackline, Urban Gardening und Outdoorküche.

Methoden der Jugendarbeit, die ankommen?

ANKE MIEBACH-STIENS

Geschäftsführerin, Arbeitsgemeinschaft Jugendfreizeitstätten Sachsen e.V. (AGJF), Chemnitz

Die AGJF Sachsen e.V. wurde im November 1990 gegründet und ist in zwei Fachbereichen tätig. Wir sind einmal im Bereich Fortbildung für Fachkräfte und Multiplikatoren aktiv und führen außerdem Beratungen, Coaching, Moderation in unterschiedlicher Art und Weise für die Anbieter von Kinder- und Jugendarbeit durch. Das sind in erster Linie die 107 Mitgliedsorganisationen der AGJF Sachsen, d. h. freie und öffentliche Träger in Sachsen, die vielfältige Angebote der Kinder- und Jugendarbeit im Freistaat umsetzen. Unsere Angebote öffnen wir aber auch für alle Organisationen sowie haupt- und ehrenamtliche Fachkräfte, die nicht Mitglied in der AGJF Sachsen sind. Das heißt, wir arbeiten selbst nur punktuell in ausgewählten Modellprojekten und im Rahmen von Veranstaltungen direkt mit der Zielgruppe der Kinder und Jugendlichen.

1. Thesen zur Kinder- und Jugendarbeit:

1. Kinder- und Jugendarbeit unterliegt permanentem Wandel.
2. Kinder- und Jugendarbeit braucht Methoden, die bei jungen Menschen ankommen.
3. Kinder und Jugendliche sind (zunehmend) interessiert an außergewöhnlichen Aktivitäten.
4. Kinder und Jugendliche wollen vor allem in Jugendeinrichtungen Freunde treffen, chillen, sich und erwachsenen Ansprechpartner/innen begegnen.

2. Das Typische der Kinder- und Jugendarbeit – Einordnung und Arbeitsprinzipien

Die Angebote der Kinder- und Jugendarbeit richten sich an alle Kinder, Jugendliche und junge Erwachsenen bis 27 Jahre. Kinder- und Jugendarbeit ist im SGB VIII § 11 formuliert, einschließlich der außerschulischen Jugendbildung. Kinder- und Jugendarbeit hat einen eigenständigen Bildungsauftrag und bietet einen außerschulischen Lernort. Kinder- und Jugendarbeit setzt am Alltag, der Lebenswelt und dem Interesse junger Menschen an und basiert auf freiwilliger Teilnahme.

Der Kinder- und Jugendarbeit liegt das **Prinzip der Offenheit, der Freiwilligkeit, der Partizipation, Lebenswelt- und Sozialraumorientierung und der Geschlechtergerechtigkeit** zugrunde.

3. Das Aktuelle – Berichte, Lebenswelt und Forschung

Jugendarbeit ist wichtig!

Der Vierte Sächsische Kinder- und Jugendbericht von 2014 hob die Wichtigkeit der Jugendarbeit hervor: „Die Jugendarbeit mit diesem Anspruch und mit ihren vielfältigen Facetten ist und bleibt ein *maßgebendes konstitutives Element* der Kinder- und Jugendhilfe.“¹

Die Jugendarbeit ermöglicht Begegnung!

Man könnte dies noch erweitern und sagen: Jugendarbeit ermöglicht Beziehung. Der Sächsische Kinder- und Jugendbericht betont auch: „Im Zusammenhang mit der wachsenden Bedeutung des Bildungs- und Demokra tieauftrages bedarf es sozialpädagogischen Personals.“ Das ist nach unserer Einschätzung nicht immer selbstverständlich, trotzdem das Fachkräftegebot unbenommen gilt. In Sachsen gibt es vor allem im ländlichen Raum durchaus selbstverwaltete Kinder- und Jugendtreffs, die ihre Daseinsberechtigung neben den hauptamtlich geführten Leistungsangeboten haben. Mitunter werden diese durch sozialpädagogische Fachkräfte z. B. durch Angebote der Mobilen Jugendarbeit begleitet.

„Die Jugendarbeiter müssen sich zukünftig verstärkt als sozialräumliche Netzwerker verstehen, wenn natürliche Gemeinschaften, wie ... peer groups, zunehmend erodieren“². Daraus erwächst verstärkt die Aufgabe, Einrichtungen der Kinder- und Jugendarbeit als Orte und Räume vorzuhalten, in denen junge Menschen sich begegnen können.

Junge Menschen wollen sich einbringen!

„Die Befragungen zeigen, dass junge Menschen **im Gemeinwesen und vor allem im sozialen Nahraum engagementbereit sind**. Diese Potenziale gilt es auch im Rahmen der Jugendarbeit aufzugreifen und zu fördern.“³

Mit einem Blick auf die Praxis der Kinder- und Jugendarbeit ist festzustellen:

Jugendarbeit hat ein Imageproblem!

*„Die Offene Kinder- und Jugendarbeit (OKJA) leistet viel, dennoch hat sie mit einem schlechten Image zu kämpfen. Sie steht in dem Ruf, konzeptlos und beliebig zu sein. Für ein gutes Image ist es darum entscheidend, die positiven Seiten der OKJA aufzuzeigen.“*⁴ Scherr und Sturzenhecker sprechen von „Selbstabschaffung der Jugendarbeit“ und von einer Entwicklung, in der „strukturelle Potenziale ... in ihr Gegenteil verwandelt (werden)“.⁵

¹ Stellungnahme der Staatsregierung, S.30

² ebenda

³ Vierter Sächsischer Kinder- und Jugendbericht 2014

⁴ vgl. Homepage AGJF Baden-Württemberg

⁵ Scherr/Sturzenhecker 2014

Insofern ist Kinder- und Jugendarbeit permanent gefordert, sich weiterzuentwickeln und sich auf die aktuellen Bedürfnisse von Kindern und Jugendlichen als Zielgruppe immer neu einzustellen.

Demnach gilt:

Jugendarbeit muss sich entwickeln!

Kinder- und Jugendeinrichtungen und die darin tätigen Fachkräfte sind zudem stetig aufgefordert, auf aktuelle Veränderungen und die Lebenswelten der jungen Generation adäquate Antworten zu finden.⁶

Der 14. Kinder- und Jugendbericht des BMFSFJ, veröffentlicht in 2013, beschreibt sehr deutlich die aktuellen Lebenslagen von Kindern und Jugendlichen und nimmt vor allem die Veränderungen in den letzten Jahren in den Blick. Er sieht Jugend als eigenständige Lebensphase an, in der insbesondere die Verselbstständigung als maßgebliche Entwicklungsaufgabe bewältigt werden muss. Jugend liegt zwischen der Kindheit und dem jungen Erwachsenenalter und bedarf besonderer Aufmerksamkeit. Es herrscht eine Vielfalt jugendlicher Lebensformen mit diffusen Übergängen vor. Das heißt auch: DIE Jugend gibt es nicht.

Klassische Aufgaben der Jugendphase werden zeitlich individuell bewältigt, die Jugendlichen verfügen über sehr unterschiedliche Ressourcen. Jugend erlebt aufgrund demografischer Entwicklungen tendenziell einerseits einen bevölkerungspolitischen Bedeutungsverlust, stellt jedoch gleichzeitig eine knapper werdende Ressource dar. Die Jugendphase ist auch verschiedenen Risikolagen ausgesetzt, wie es im Bericht heißt: soziales, finanzielles Risiko, Risiko der Bildungsfernen, u.a. in den Dimensionen: gesundheitliches Risikoverhalten, Delinquenz, finanzielles Risikohandeln.

Die Jugendlichen bewegen sich in verschiedenen Welten nebeneinander: Familie(nleben), Bildungswelt Schule, Gleichaltrigengruppen als Orte des Rückzugs, Medien im Alltag etc.

Es gilt daher, Angebote der Kinder- und Jugendarbeit so zu entwickeln, dass sie einerseits attraktiv und lebensweltnah sind, um die potenziellen Zielgruppen auch zu erreichen, gleichzeitig Teilhabe ermöglichen und soziale Ungleichheiten und Risiken mindern.

Aktuelle Statements zur Kinder- und Jugendarbeit

„Die Soziale Arbeit und damit auch die Offene Kinder- und Jugendarbeit ist ein Feld der Erziehung und der Bildung und damit ein gesellschaftlich organisiertes Sozialisationsfeld.“⁷ Um ein klares Verständnis des Begriffs „soziale Norm“ zu erhalten, definiert Schmidt soziale Normen als Handlungserwartungen im Kontext von Handlungsregelmä-

⁶ ebenda

⁷ Schmidt, 2013, S.371, zitiert nach Böhnisch und Schefold, 1982, S. 559

Bigkeiten, die bei Nichteinhaltung negativ sanktioniert werden⁸ und als sozial konstruiert gelten.

„Offene Kinder- und Jugendarbeit hat die paradoxe Aufgabe, durch pädagogische Arrangements unstrukturierte Freiräume für Kinder und Jugendliche zu schaffen. Ihnen sollen bisher unbekannte Erfahrungsräume eröffnet werden und das Angebot soll sie motivieren, ihre Freizeit selbst zu gestalten und zu strukturieren.“⁹

„Sie orientiert sich an den Bedürfnissen der Kinder und Jugendlichen, immer jedoch auch an den von den Erwachsenen definierten Bedarfen der Kinder und Jugendlichen und gesellschaftlichen Erwartungen – ein Balanceakt, den die offene Kinder- und Jugendarbeit immer schon leisten musste.“¹⁰ Kinder- und Jugendarbeit leistet somit einen wichtigen Beitrag an informeller/nonformaler Bildung und bietet attraktive Bildungssettings.

„In den Positionspapieren wird reflektiert, dass die offene Kinder- und Jugendarbeit zunehmend mit den Erwartungen konfrontiert ist, sich an der verlässlichen Nachmittagsbetreuung von Schülerinnen und Schülern zu beteiligen und wieder stärker sozialpolitische Aufgaben speziell für sozial benachteiligte junge Menschen zu übernehmen.“¹¹

Aussagen aus dem 14. Kinder- und Jugendbericht zur *Kinder- und Jugendarbeit* (Kapitel 10.4) bekräftigen: Kinder- und Jugendarbeit ist ein unverzichtbares Feld, steht aber auch aktuell unter dem Druck neuer Herausforderungen, wie die Öffnung für neue Zielgruppen, die Öffnung hin zur Schule, Konsequenzen aus deren Ganztätigkeit sowie die Medialisierung.

Dazu sind eben auch gute, passende Methoden als sozialpädagogisches Handwerkzeug unabdingbar.

In Bezug auf eine eigenständige Jugendpolitik geht der 14. Kinder- und Jugendbericht auf folgende Gesichtspunkte ein: Bezogen auf die Jugend ist der explizite Blick auf diese verloren gegangen ... die Stärkung einer eigenständigen Jugendpolitik, auch auf Landes- und kommunaler Ebene, ist an der Zeit ... nicht Ressortblick, sondern ressortübergreifendes Agieren ist notwendig, was u.a. auch eine neue Qualität von lokaler bzw. gemeinwesenorientierter Netzwerkarbeit erfordert.

⁸ Popitz, 2006

⁹ Gadow et al., 2013, S.380

¹⁰ Gadow et. Al, 2013, S. 380, zitiert nach LAGO, 2013, S.3

¹¹ Gadow et al., 2013, S. 381

4. Neue Methoden, die auch passen

Die Kinder- und Jugendarbeit ist als offene Arbeit in ihrer Ausgestaltung vielfältig und variiert vor Ort erheblich. Was das besondere Profil der jeweiligen Einrichtung kennzeichnet, ist abhängig von der Bedürfnislage auf Seiten der Kinder/Jugendlichen, dem Gestaltungswillen sozialpädagogischer Fachkräfte, den Vorstellungen von Verwaltung und lokaler Politik, die u. a. Ausdruck in der jeweiligen Jugendhilfeplanung finden.

Dennoch wird die Legitimität der Angebote der Kinder- und Jugendarbeit, insbesondere wenn es um die Bereitstellung finanzieller Mittel geht, in Frage gestellt. Offene Kinder- und Jugendarbeit ist daher gefordert, den Wert von pädagogisch nicht vorstrukturierten Angeboten für die Entwicklung junger Menschen deutlich zu machen.¹²

Auch dafür bedarf es adäquater und attraktiver Methoden in der sozialpädagogischen Arbeit.

Bekanntlich findet Kinder- und Jugendarbeit in drei Angebotsdimensionen statt:

1. offene Angebote

Offene Angebote der Kinder- und Jugendarbeit finden als Komm- und/oder Geh-Struktur, ohne festen Teilnehmerkreis, in eigenen, angemieteten oder zur Verfügung gestellten Räumlichkeiten sowie an öffentlichen Plätzen/ in pädagogischen Settings außerhalb von Räumlichkeiten statt. Die Teilnahme erfordert keine Mitgliedschaft, sie ist an keine bestimmten Voraussetzungen gebunden. Die Dauer des Aufenthaltes/Teilnahme an diesen Angeboten ist freigestellt (sofern keine Beschränkung durch Öffnungs- bzw. Präsenzzeiten vorliegt). Gerade die offenen Angebote benötigen einen solchen attraktiven Charakter.

2. gruppenbezogene Angebote

Die gruppenbezogenen Angebote finden in regelmäßigen Abständen in einem zeitlich begrenzten Rahmen statt. Sie werden häufig von jungen Menschen selbst organisiert, gemeinschaftlich gestaltet und mitverantwortet. Sie sind nicht auf einen Zeitraum beschränkt, sondern vielmehr auf Dauer angelegt. Die Themen werden zumeist von Kindern und Jugendlichen selbst gewählt und sind Ausdruck ihrer unmittelbaren Interessenlagen – sie sind damit per se attraktiv. Diese Themen und Interessenslagen gilt es (sozialpädagogisch) mit geeigneten Methoden aufzugreifen.

3. Projekte und Veranstaltungen

Projekte und Veranstaltungen weisen einen klar eingegrenzten Zeitraum auf, d. h. einen vorher definierten Anfang und ein vorab festgelegtes Ende. Die Dauer dieses Angebots erstreckt sich über wenige Stunden bis zu mehreren Tagen. Das Zeitfenster muss sich jedoch nicht auf einen zusammenhängenden Zeitraum beziehen. Es handelt sich häufig um eigenständige Angebote, die eben jugendaffine Themen aufgreifen.

¹² ebenda

In Bezug auf die offene Kinder- und Jugendarbeit kommen Brenner u. a. zu dem Ergebnis:

„Alle pädagogischen Praxisfelder haben die spezifische Aufgabe, Kinder und Jugendliche zu erziehen, sie zu einem angemessenen Verhalten in sozialen Strukturen zu befähigen; nur unter dieser Voraussetzung gibt es hinreichend Spielräume für Bildungsprozesse.“¹³

Der offene Bereich von Jugendhäusern kommt dem Bindungsbedürfnis von Jugendlichen deutlich entgegen. Er fungiert als erste Anlaufstelle zum Zusammentreffen und begünstigt den Aufbau von Beziehungen und Freundschaften.

„Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in der offenen Jugendarbeit verfügen über einige erzieherische Potenziale, sie sollten aber auch ihre Grenzen kennen und Probleme abgeben können.“¹⁴

96 Prozent der Jugendzentren arbeiten mit allen Kindern und Jugendlichen, die dorthin kommen. Fast alle Einrichtungen haben Besucher/innen im Alter von 13 bis 17 (ein Drittel), 26 Prozent der Besucher/innen sind im Alter von 9 bis 13, 20 Prozent sind jünger als 6 Jahre und 61 Prozent der Besucher/innen sind älter als 21 Jahre. Das heißt, die Jugendzentren halten kein ausschließlich jugendbezogenes Angebot vor. Bis zum Alter von 12 Jahren ist der Anteil von Mädchen und Jungen annähernd ausgeglichen. Bei den Älteren liegt der Anteil von Jungen/jüngeren Männern erheblich höher als der Anteil von Mädchen/jungen Frauen¹⁵.

Methoden, die ankommen ...

Mit Methoden wie Geocaching, Slackline, Urban Gardening und Outdoorküche ist die Jugendarbeit direkt dran an aktuellen Bedürfnissen junger Menschen. Das belegen Erfahrungen, die uns die Fachkräfte sowohl aus unseren Mitgliedsorganisationen als auch von anderen Akteuren in der Kinder- und Jugendarbeit rückmelden, und das wird uns auch in eigenen Projekten deutlich. Gleichzeitig sind sozialpädagogische Fachkräfte aufgefordert, Methodenwissen zu erlangen und in die eigenen sozialpädagogischen Angebote zu integrieren. Dies wird uns in der Fortbildungsarbeit deutlich, wenn mehrtägige Seminare wie „Finders Lohn – Geocaching als Methode in der Jugendarbeit“ und „FKK – FeuerKoch-Kunst Gourmet-Outdoorküche als nährnde Gruppenmethode“, die wir bspw. in unserem Fortbildungskatalog 2014 umsetzten, auf reges Interesse seitens der Fachkräfte stoßen.

Geocaching

Geocaching als eine moderne Form einer Schatzsuche hat sich nach unserer Wahrnehmung in den letzten Jahren sehr verbreitet und als Methode, die (sozial-)pädagogisch nutzbar ist, etabliert. Ausgestattet mit GPS-Empfängern und den Koordinaten eines „Schatzes“ aus dem Internet kann man nicht nur Schätze finden, die jemand anderes an

¹³ Brenner, 2013, S. 399

¹⁴ Ebenda, S. 402

¹⁵ Tina Gadow, Chistian Peucker, Liane Pluto und Mike Seckinger

ungewöhnlichen Plätzen versteckt hat, sondern erkundet gemeinschaftlich das Umfeld, unternimmt Wanderungen usw. Vor einigen Jahren noch waren es wenige Insider, die Geocaching in der Jugendarbeit anboten. Heute geht es eher darum, die Feinheiten im pädagogischen Prozess zu schleifen und zu überlegen, wie man Geocaching sozialpädagogisch sinnvoll nutzen kann.

Hier gibt es viele Facetten, die einerseits dem Bildungsauftrag der Jugendarbeit in non-formalen Kontexten sehr nahe kommen, andererseits den Interessen der Kinder und Jugendlichen entsprechen. Das Erleben „draußen“ und mit anderen ist für die Kinder und Jugendlichen ein hoch spannendes Feld. Mit dem Geocaching als Projekt oder auch als Gruppenangebot gibt es sehr gute Erfahrungen, mit unterschiedlichen Zielgruppen und auch mit unterschiedlichen und heterogenen Altersgruppen in den Jugendzentren und auch im Rahmen von Ferienfreizeiten. Spannend ist es allemal, Technik auszuprobieren und gemeinsam mit anderen nach Lösungen zu suchen. Immer mehr Praktikerinnen und Praktiker nutzen nicht mehr die ausgelegten Caches, sondern entwickeln eigene Konzepte mit unterschiedlichen Themenstellungen, u. a. zur Erkundung und Erforschung des eigenen Sozialraums oder der unmittelbaren Umgebung. Viele führen Sozialraumerkundungen mit Hilfe von Geocaching als Methode durch oder setzen Projekte zur Regionalgeschichte um. Die Kinder und Jugendlichen zeigen nach unseren Erfahrungen Lust und Spaß an dieser gemeinschaftlichen Aktion und darauf, unmittelbar mitzuwirken und sich dort einzubringen. Gute Erfahrungen gibt es auch aus Kooperationsvorhaben von mehreren Einrichtungen, in Kooperation mit Schule, im Gemeinwesen.

Slacklines

Mit Slacklines, die bspw. zwischen Bäumen oder Pfosten gespannt werden, bietet man Kindern und Jugendlichen die Möglichkeit, sich auszuprobieren, Grenzen zu erfahren, zuzugucken und abzuschauen. Gleichzeitig ist es ein Gruppenerlebnis mit besonderem Stellenwert. Außerdem erfahren Kinder und Jugendliche das positive Gefühl, sich etwas abzuschauen, unproblematisch Hilfe anzunehmen bspw. in Partnerübungen und sich und Anderen etwas zuzutrauen. Der offene Eventcharakter dieser Methode ist für die Kinder und Jugendlichen in jedem Falle verlockend, wie es beispielsweise die Resonanz auf Veranstaltungsformate wie das Chemnitzer Slackfest in der Vergangenheit bereits mehrfach zeigte. Im geschützten Raum, den beispielsweise eine Kinder- und Jugendeinrichtung in Gruppensettings und im Rahmen von Workshops sichern kann, bietet die Methode auch Ungeübten Gelegenheit des Ausprobierens. Dabei geht es nicht um Perfektion und Höchstleistung, sondern darum neue Erfahrungen zu ermöglichen. Die sozialpädagogische Kompetenz ist hier gefordert, den geschützten Rahmen anzubieten und zu halten. Insbesondere geht es um spielerisches Erproben und Kompetenzerwerb. Der Einsatz von Slacklines bietet auch niedrigschwellige Alltagserfahrungen jenseits des Eventcharakters, z. B. durch den saisonalen Einsatz auf dem Gelände von Einrichtungen oder im öffentlichen Raum. Sie bieten attraktive Betätigungsoptionen als „Selbstläufer“, auch als Alternative oder Ergänzung zur Nutzung von Kletter- und Hochseilgärten.

Urban Gardening

Urban Gardening ist eine Möglichkeit, innerhalb des Gemeinwesens etwas zu gestalten, was für alle sichtbar ist. Es macht den Kindern und Jugendlichen Freude, etwas zu säen, zu pflanzen, zu pflegen und wachsen zu sehen, was man dann selbst ernten und aufessen kann. Es ist keine (wirklich) neue Methode in der Kinder- und Jugendarbeit, aber mit einem hohen Bildungspotenzial und einer hohen Selbstwirksamkeitserfahrung verbunden. Diese Vorhaben erfreuen sich nach unserer Wahrnehmung derzeit einer großen aktuellen Beliebtheit.

In den letzten eineinhalb Jahren konnten wir bspw. Erfahrungen mit dem Projekt „Globalize Me“ im Rahmen der politischen Bildungsarbeit in Kooperation mit arche noVa e.V. sammeln. Dabei geht es darum, Globalisierung für Jugendliche in der offenen Arbeit greifbar und alltagsorientiert besprechbar zu machen. Im Rahmen dieses Projekts konnte man an den Modellstandorten die Methode der Gartengestaltung gut nutzen. Ganz simpel und gleichzeitig effektiv einsetzbar ist auch das Anlegen und die Pflege von Kräutergärten, Hochbeeten etc. auf dem Freigelände von Kinder- und Jugendeinrichtungen. Darüber hinaus zeigen eindrucksvolle Praxisbeispiele wie die Bewirtschaftung von Gemeinschaftsgärten im urbanen Raum als weiteren Effekt das unmittelbare Einbringen in das jeweilige lokale Gemeinwesen. Nicht zuletzt bieten Abenteuer- und Bauspielplätze hier wunderbare Möglichkeiten für den Methodeneinsatz.

Outdoorküche

Bei der Outdoorküche verbindet sich das Erlebnis, mit Anderen gemeinschaftlich im Dunkeln draußen zu sein, mit der Faszination des Feuers. Man lernt nicht nur den Umgang mit Feuer und erlebt die Natur, sondern auch das Thema Essen und Nahrungszubereitung bietet Lernchancen. Für den Einsatz der Methoden gibt es vielfältige Möglichkeiten, insbesondere auch bezogen auf Gruppenprozesse. Die Fortbildungen in diesem Bereich sind ebenso gut nachgefragt, wie die Einsatzmöglichkeiten in sozialpädagogischen Settings vielfältig sind. Das Thema ist spiel- und gruppenpädagogisch sehr gut nutzbar, das Feuer als erlebnispädagogisches Medium geeignet. Nach unserer Erfahrung bietet die Outdoorküche gute Gelegenheiten im Freien gemeinsam Essen zuzubereiten bspw. als Gourmetküche, die sich bewusst vom gemeinsamen Grillen abhebt. Bei der Zubereitung von Speisen mit der Muurika-Pfanne lässt sich das Thema Essgewohnheiten und eigenes Essverhalten auf besondere Art und Weise besprechen. Auch eine Diskussion zu Geschlechterstereotypen - wer kocht/ wer macht Feuer? - ist hier in einem besonderen Bildungskontext ansprechbar.

Insgesamt kann man zusammenfassen (**Abbildung 1**): Diese Methoden machen Spaß und sind an den Bedürfnissen der Kinder und Jugendlichen ausgerichtet.

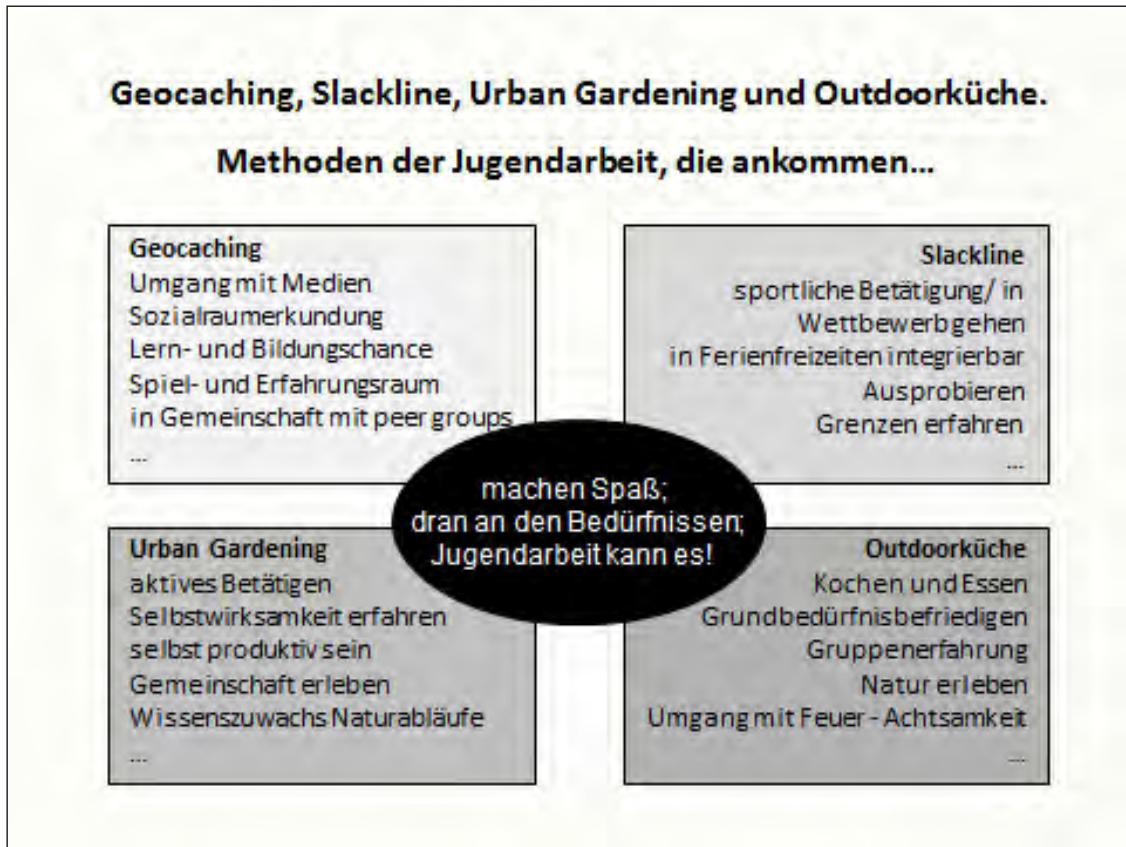


Abbildung 1

© Anke Miebach-Stiens

Kinder- und Jugendarbeit hat nach dem 14. Kinder- und Jugendbericht (Kapitel 10.4) als „Ort außerschulischer Bildung, der sie immer schon war, ... in den letzten Jahren durchaus die Qualität entwickelt, dass sie junge Menschen zusammenführt, ihnen Räume gibt, Gelegenheitsstrukturen eröffnet und sie in der Entwicklung ihrer Persönlichkeit fördert“.¹⁶

Daher möchte ich meine Eingangsthese an dieser Stelle bekräftigen:

1. Kinder- und Jugendarbeit **unterliegt permanentem Wandel.**
2. Kinder- und Jugendarbeit **braucht Methoden, die** bei jungen Menschen **ankommen.**
3. Kinder und Jugendliche **sind** (zunehmend) **interessiert** an außergewöhnlichen Aktivitäten.
4. Kinder und Jugendliche wollen vor allem in Jugendeinrichtungen **Freunde treffen, chillen, sich und** erwachsenen **Ansprechpartner/innen begegnen.**

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.

¹⁶ 14. Kinder und Jugendbericht, Kapitel 10.4, S. 317

Quellen:

Schmidt, Holger: Normdurchsetzung in der Offenen Kinder- und Jugendarbeit in Beltz Juventa, deutsche jugend, 61.Jg. 2013, Heft 9, S.371 ff.

von der Gathen-Huy, Julia/Pothmann, Jens/Schramm, Konstantin: Ein Feldmacht sich sichtbar(er), in ebd. S.390 ff.

Gadow, Tina/ Peucker, Christian/ Pluto, Liane/ Seckinger, Mike: Vielfalt offener Kinder- und Jugendarbeit in ebd. S.380 ff.

Brenner, Gerd: Erziehung und Bildung in der Jugendarbeit in ebd., S.399 ff.

Scherr, Albert/ Sturzenhecker, Benedikt: Jugendarbeit verkehrt: in Beltz Juventa, deutsche jugend, 62.Jg. 2014, Heft 9, S.369 ff.

Vierter Sächsischer Kinder- und Jugendbericht SMS/LJA

14. Kinder- und Jugendbericht BMFSFJ

Homepage AGJF Baden-Württemberg

Homepage AGJF Sachsen, Fortbildungsprogramm

Was geht?

Vorstellung von innovativen Praxisbeispielen

Arbeitsgruppe 2: Auf der Suche nach kooperativen Konzepten. Ganztagsschule und Jugendarbeit

ANNA JANSEN

Studentin der Erziehungswissenschaft und katholischen Theologie, Universität Osnabrück; ehemalige ehrenamtliche Diözesan-Vorsitzende des Bundes der Deutschen Katholischen Jugend (BDKJ), Diözesanverband Osnabrück

In den Diskussionen im Plenum sind einige Differenzen in Bezug auf die Kooperation der Jugendarbeit mit der Schule zutage getreten. Mir liegt daran, Ihnen aus der Praxis der Kooperation zu berichten, um darüber mit Ihnen in die Diskussion zu treten. Dabei ist zu berücksichtigen, dass der Hintergrund dieser Praxis keine klassische offene Jugendarbeit ist, sondern Jugendverbandsarbeit auf diözesaner Ebene.

Im Bistum Osnabrück gibt es verschiedene Jugendverbände, wie die Katholische Landjugendbewegung, die Kolpingjugend etc., die im Gegensatz zur offenen Jugendarbeit deutlich hierarchischer strukturiert sind, vor allem über Vorstände, in denen Jugendliche bestimmen, wohin die Arbeit des Verbandes gehen soll, die aber auch in ihrem Profil wesentlich vorbestimmter sind. Die Kolpingjugend befasst sich zum Beispiel unter anderem mit handwerklichen Strukturen und die KLJB mit ländlichen Strukturen, weil das Teil ihres Profils ist. Andockpunkt für die offene Jugendarbeit ist wohl eher die Jugendarbeit in der Gemeinde. Auch wir haben teilweise offene Jugendarbeitsstrukturen, da Sozialpädagogen von uns in den Gemeinden oder auch überregional tätig sind. Darunter fällt u. a. Messdienerarbeit. Wir haben teilweise offene Jugendtreffs, aber auch klassische, wöchentlich stattfindende Gruppenstunden, die von großen Profilen und Verbänden losgelöst sind.

Der BDKJ als Dachverband bildet die Servicestelle für unsere Strukturen, für Fragen oder Projekte, die mit den Verbänden initiiert werden, er fungiert als Knotenpunkt in der Vernetzung. Wir agieren als politische Vertretung, sind im Landesjugendring organisiert, d. h. wir sind die Schnittstelle zwischen „oben“ und „unten“. Wir bieten aber auch eigene Bildungsarbeit an. Es gibt zwei Fachstellen: die Fachstelle für soziale Gerechtigkeit sowie die Fachstelle für Schulkooperation.

Fachstelle für Schulkooperation

Seit 2008 gibt es die Fachstelle „Ganztagsschule gestalten“. Das heißt, seit fast acht Jahren wird Schulkooperation auf diözesaner und regionaler Ebene betrieben. Dahinter steckt mehr als die Durchführung konkreter Schulprojekte.

Die Entstehung dieser Fachstelle erfolgte im Zuge der deutlichen Veränderungen der Schullandschaft. Wir merkten, dass sich die Ganztagsschule immer mehr ausweitete. In Niedersachsen gibt es inzwischen circa 1.600 Ganztagsschulen. Das sind knapp 50 Prozent der öffentlichen Schulen. Im Bistum Osnabrück allein existieren 500 Ganztagsschulen – Tendenz steigend, weil die Politik weiter in diese Richtung geht.

Das bedeutet allerdings auch, dass weniger Zeit für Jugendarbeit vorhanden ist. Im Jugendverband bestand jedoch ganz klar der Wunsch, Schule als wachsenden Lebensraum mitzugestalten. Nicht nur Curricula und Bildungspläne, die die Politik vorsieht, sollten Bestandteil der Schule sein, sondern wir wollten mit einsteigen und Mitbestimmungsstrukturen für Kinder und Jugendliche ermöglichen. Dadurch werden beispielsweise aus unserer Perspektive auch neue Zielgruppen erreicht. Mit unserem kirchlichen Jugendverband sprechen wir sonst zum Beispiel eher Kinder und Jugendliche der Mittel- oder Oberschicht an beziehungsweise Kinder, die bereits durch die Eltern in kirchliche Strukturen hinein gewachsen sind. Die Kirche insgesamt und auch wir als Verband versuchen aber, allumfassend die Menschen zu erreichen, allerdings nicht missionarisch, sondern vielmehr im Sinne von sozialer Gerechtigkeit.

Die Aufgabenbereiche der Fachstelle sind sehr vielfältig:

- Informationsveranstaltungen – dazu gehören Fachtage zu einem bestimmten Thema, wie zum Beispiel der Fachtag 2012, der sich mit der Schaffung von Vernetzungsstrukturen und dem Austausch über Praxisprojekte befasste und an dem Lehrer, Sozialpädagogen und Ehrenamtliche teilnahmen,
- Einzel- und Gruppenberatung in Bezug auf Schulkoooperation – Zielgruppen sind z. B. Gemeinden oder auch andere Verbände,
- Qualifizierung und Fortbildung – zum Beispiel Fortbildungen für SV-Berater,
- Gewinnung von Multiplikator/innen – bei uns geht es vor allem darum, ehrenamtliche Strukturen an die Schule zu bringen, d. h. ehrenamtliche Mitarbeiter dafür zu finden,
- Finanzielle Förderung von Schulkoooperationen – das ist nur bedingt durch uns möglich, wir haben einen sehr begrenzten Fördertopf für Projekte der Schulkoooperation, darum betreiben wir Drittmittel-Akquise und motivieren auch die Schulen dazu, eigene Gelder zu investieren.
- Mitbestimmung an Schule – dabei geht es z. B. darum, Schülervertretungen zu fördern; dafür bilden wir Multiplikatoren aus, die mit den Schülervertretern Schulungen durchführen.

Der Aufgabenbereich der Mitbestimmung an Schule hat sich erst im Laufe der Zeit entwickelt. Wir stellten fest, dass es fast keine Möglichkeiten der Mitbestimmung an Schulen gibt. Es geht meist „über“ die Schüler, aber sehr selten „mit“ den Schülern. Ein Teil unseres Stellenprofils ist darauf ausgerichtet, dass wir Vernetzungsstrukturen zwischen Schülervertretern (SV) und den Schulen geschaffen haben. Wir bilden Schülervertreter aus, führen Seminare dazu durch, was Aufgaben einer SV sind und wie man sich mehr Gehör an der Schule verschaffen kann. Aber auch die Sozialpädagogen werden in diesem Rahmen vernetzt und geschult – sowie die Lehrer, die explizit für die Schülervertretungen zuständig sind, um Schülern an Schulen eine Stimme zu verleihen und unterstützende Strukturen zu ermöglichen.

Best Practice Schulkooperationen

Wir führen die Schulkooperation nicht immer selbst durch. Drei Projekte sollen an dieser Stelle vorgestellt werden, die wir als Best Practice-Kooperationen ansehen.

„Einer für alle, alle für einen“ – Sozialkompetenztraining an der Grundschule

Zielgruppe dieses Projekts ist eine Grundschule. Der Kooperationspartner ist ein offener Jugendtreff der Gemeinde in Lingen, der unmittelbar an die Schule angedockt ist. Wöchentlich wird eine AG über eineinhalb Stunden im Jugendkeller durchgeführt, die als Nachmittagsprogramm an der Schule verortet ist und für die sich die Schüler entscheiden können. Die AG beginnt nach dem Mittagessen der Schüler und endet etwa 14:00 Uhr. Dort werden Themen wie Konflikttraining, Gefühlsarbeit und Teamwork durchgearbeitet. Das Programm ist pro Einheit relativ gut durchstrukturiert. Daran muss man sich natürlich nicht bis ins Detail halten. Die Kinder sollen sich mit den verschiedenen Themen im Zuge von Bildern, Videos, Spielen und erlebnispädagogischen Einheiten auseinandersetzen. Lehrer nehmen selbst nicht unmittelbar an der AG teil, damit sich alle Schüler/innen ohne Scheu äußern können und die AG einen möglichst schulfernen Rahmen erhält.

Der Jugendkeller ist etwa 500 Meter von der Schule entfernt. Die Sozialpädagogen – meist im Anerkennungsjahr – holen die Schüler von der Schule ab, damit (aus Versicherungsgründen) die Aufsicht während des Übergangs in das Projekt gewährleistet ist. Nach der AG können die Kinder selbstständig wieder in die Schule zurückgehen oder im Jugendtreff bleiben, um sich dort zu beschäftigen. Die letzte Viertelstunde der AG ist ohnehin als freie Zeit zur Beschäftigung im Jugendkeller vorgesehen. Auf diese Weise haben sie die Möglichkeit, die Räumlichkeiten selbst kennen zu lernen.

Dieses Projekt wurde evaluiert. Dazu ließen wir von den Kindern Fragebögen ausfüllen, warum sie die Kooperation mitgemacht haben. Die SchülerInnen gaben überwiegend die Rückmeldung, dass sie von dem Keller gehört hätten, evtl. weil ältere Geschwister diesen aufsuchten, und diesen gern kennen lernen wollten. Viele schrieben, dass sie gern auch weiterhin diesen Club besuchen würden. Auch bei den Kindern war der Keller bekannt und daher haben sie diesen Jugendtreff auch über die Kooperation hinaus genutzt, obwohl sie das Alter des *typischen Jugendtreffbesuchers* noch nicht erreicht hatten.

Tutorenprojekt – Juleica an Schule

„Juleica an Schule“ – die Jugendleiterkarte – ist sozusagen der „Evergreen“ unter den verbandlichen Schulkooperationen. Dieses Projekt ist an ein bestimmtes Konzept gebunden, weil die Juleica eine eigenständige Marke ist. Das heißt, bestimmte Inhalte müssen thematisiert und abgearbeitet werden. Danach sind die Schülerinnen und Schüler berechtigt, diese Karte zu beantragen. Der Antragsteller für die Juleica muss 16 Jahre alt sein. Daher richtet sich das Projekt an Schüler/innen der 9. und 10. Klasse. Die Kooperation, die ich nun vorstelle, findet zwischen einer Haupt- und Realschule und dem Regionalverband Osnabrück-Nord statt.

Häufig werden die Seminare in den Räumen der Jugendverbandsarbeit in einer Woche am Stück oder an zwei Wochenenden durchgeführt, um die Gruppendynamik mitzunehmen, die unbedingt dazugehört, um das, was man gelehrt bekommen hat, auch selbst zu erleben und zu reflektieren. Wir distanzieren uns eher davon, das als wöchentliche AG aufzusplitten, weil das im Grunde der Juleica-Schulung etwas raubt, was letztlich wichtiger Bestandteil ist. In Osnabrück-Nord, wo sich die Schule befindet, steht das „Haus Maria Frieden“, eine Jugendbildungsstätte. Es ist also ebenfalls eine Kooperation, die direkt vor der Haustür der Schule liegt. Für die Juleica-Schulung können bei uns Bildungstage beantragt werden, die vom Land refinanziert werden. Am Anfang werden zwei Wochenend-Seminare durchgeführt. Das erste Wochenende findet im „Haus Maria Frieden“ statt, das zweite in einem Selbstversorgerhaus. Danach startet eine wöchentliche AG, in der die fast fertig ausgebildeten Juleica-Schülerinnen und -schüler Fünftklässler im Sinne eines Tutorenprogramms begleiten. Innerhalb der Juleica-Schulungen entstehen bereits Projektideen dazu. Das heißt, die Teilnehmer der Wochenendseminare begleiten in der anschließenden Schulzeit zu dritt oder viert in wöchentlichen Abständen die Fünftklässler im Zuge von Spiele-AGs oder Projekten, die sie zusammen durchführen. Alle drei Wochen wird eine zusätzliche Reflexion mit den Sozialpädagogen bezüglich der stattfindenden Angebote vorgenommen. Es stellt im Grunde ein Projekt „Schüler für Schüler“ dar, das durch die Reflexionsprozesse begleitet wird.

Zukunftswerkstatt „Stressfreie Schule“

Dieses Einzelprojekt ist eine Kooperation der Diözesanebene des BDKJ mit der Jugendbildungsstätte „Haus Maria Frieden“, eine der zwei Jugendbildungsstätten des Bistums (**Abbildung 1**), mit der wir viele Projekte durchführen.

Dieses Projekt knüpft an unser Anliegen an, dass uns Mitbestimmung an Schule sehr wichtig ist. Wir führen zweimal jährlich Vernetzungstreffen durch, zu denen wir alle einladen, die mit Schulsozialarbeit und Kooperation mit Schule zu tun haben oder die neu in dieses Feld einsteigen wollen, um sich auszutauschen und Vernetzungsstrukturen zu schaffen. Als das Thema „Schulstress“ behandelt wurde, nahmen auch Jugendliche teil. Wir stellten fest, dass auch wir die Möglichkeiten, mit den „echten“ Jugendlichen zu arbeiten und ihre Ressourcen zu nutzen, mitunter zu wenig in Betracht ziehen. Daraus ist schließlich die Zukunftswerkstatt „Stressfreie Schule“ entstanden.

Zielgruppe dieser Werkstatt waren Schülervertreter/innen der 5. bis 12. Klasse, wobei letztlich Schüler/innen von insgesamt fünf Haupt- und Realschulen und Gymnasien vertreten waren.

Das Projekt wurde an zwei Tagen – inklusive Übernachtung – im „Haus Maria Frieden“ durchgeführt. Auch diese Tage wurden über Bildungstage abgerechnet, die von unserer Seite beantragt und vom Land refinanziert wurden.

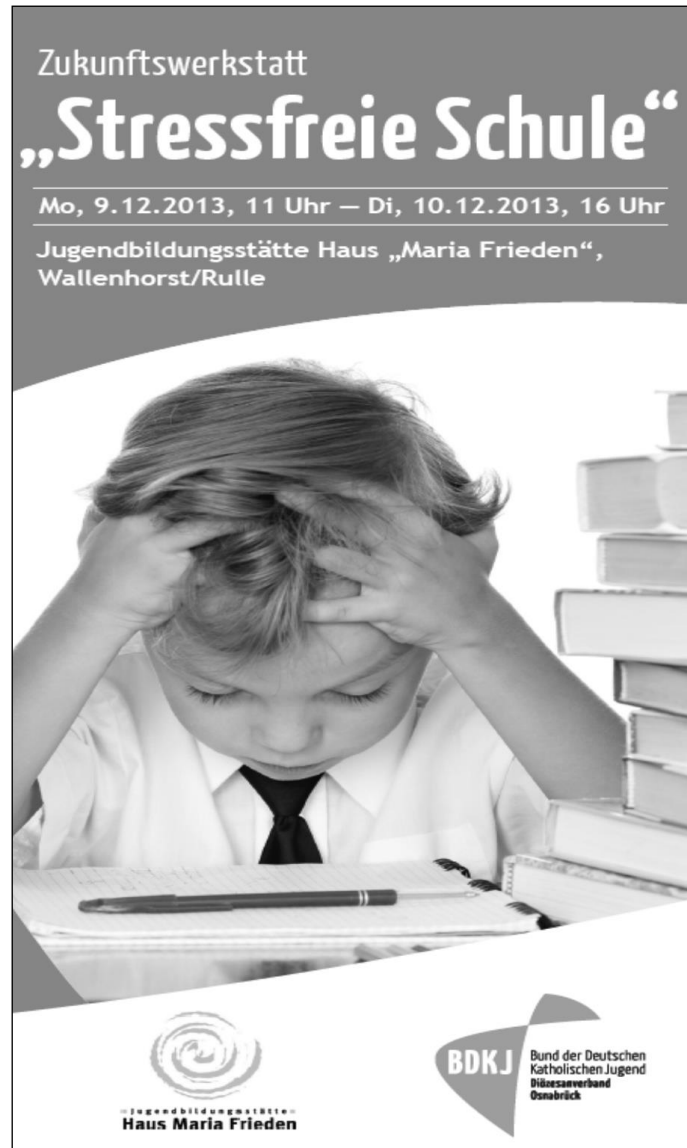


Abbildung 1

© BDKJ Osnabrück

Inhaltlich ging es vor allem darum, mit den Schülerinnen und Schülern im Rahmen einer Zukunftswerkstatt ins Gespräch zu kommen. Den meisten wird das Modell mit den drei verschiedenen Phasen bekannt sein (Kritik-, Fantasie- und Verwirklichungsphase). Die Inhalte wurden somit von der kritischen Auseinandersetzung mit schulischen Strukturen und der Entwicklung innovativer Ideen zur Gestaltung von Schule bestimmt. Die ursprüngliche Idee war es, die „10 Gebote einer stressfreien Schule“ zu formulieren. Letztlich sind es jedoch 26 Gebote geworden, die für alle zugänglich sind. Jede Schule hat zusätzlich speziell auf die eigene Schule zugeschnittene Gebote bzw. Ideen entwickelt.

Besonders spannend war es dabei, dass die Ergebnisse sehr vielfältig ausfielen. Nicht nur „Wir wollen weniger Hausarbeiten haben!“ o. ä. klassische Forderungen wurden formuliert, sondern auch solche, wie „Mehr Verständnis von den Lehrern und anderen Erwachsenen für Schulstress und für die Belange von Kindern und Jugendlichen“. Die Schüler/innen waren der Ansicht, dass sie meist nicht verstanden werden und letztendlich in

den Schulstrukturen „versacken“, in denen es lediglich darum geht, dass der Lehrer seine Zensuren zusammenbekommt, und nicht darum, ob die Kinder beispielsweise noch etwas von der Weihnachtszeit haben in den zwei Wochen vor dem 24. Dezember.

Ein wichtiger Punkt war die Identifikation mit dem Bildungsinhalt. Die Schüler/innen bemängelten, dass dieser so fern von ihrer Lebenswelt ist, dass damit wenig anzufangen sei. Sie sehen daher Handlungsbedarf in der Hinsicht, dass mehr Praktika und Projektarbeit durchgeführt werden sollen.

Einen breiten Raum nahm außerdem die Forderung nach einer besseren und schülerfreundlicheren Ausstattung ein. Die Jugendlichen verbringen immer mehr Zeit in der Schule, dafür sollte diese aber wenigstens halbwegs ihrem Lebensraum entsprechen und halbwegs den Raum widerspiegeln, in dem sie sich wohlfühlen können. Insgesamt wurde die Thematik somit als komplexes Gefüge bearbeitet, das ganz unterschiedliche Ursachen haben kann und auf verschiedenste Weise durch schulische Strukturen mit bedingt wird.

Am Ende dieser zwei Tage konfrontierten wir die Schüler/innen mit Erwachsenen, mit Verantwortlichen aus Politik, mit Schuldirektoren und Lehrern. Es war wunderbar mit anzusehen, wie ehrgeizig die Jugendlichen waren und wie eifrig sie ihren Standpunkt verdeutlichten. Sie haben etwas erarbeitet und wollen etwas verändern, aber dafür erwarten sie, dass die Erwachsenen ihnen zuhören und ihnen die Möglichkeit geben, etwas verändern zu können.

Dieses Einzelprojekt sollte Schülern an Schulen eine Stimme geben. Solche u. ä. Werkstätten wurden bereits in den Jahren davor durchgeführt.

Wie gelingt gute Kooperation?

Im Fall von Kooperationen zwischen Jugendarbeit und Schule treffen zunächst einmal sehr unterschiedliche Institutionen beziehungsweise Felder aufeinander. Das Gelingen von Kooperationen hängt dabei von vielen verschiedenen und häufig sehr schulspezifischen Faktoren ab. Jede Schule ist anders und das bedeutet eben auch individuelle Voraussetzungen für jede Kooperation. Die folgenden Faktoren sind daher eher als grundsätzliche Richtlinien zu verstehen, die dem jeweiligen Einzelfall angepasst werden müssen:

Der recht schillernde Begriff der **Kooperation auf Augenhöhe** ist hierbei sowohl Programm als auch Zielstellung und impliziert insbesondere die gegenseitige Akzeptanz der Partner. Es ist wichtig, dass die Vertreter/innen aus der Jugendarbeit als selbstbewusste Kooperationspartner wahrgenommen werden und nicht als Dienstleister fungieren. Hierfür ist zum einen die Rückendeckung der Schulleitung sehr wichtig. Zum anderen erleichtert häufig ein zuständiger Ansprechpartner an der Schule den Verlauf der Kooperation. Denn oft scheitert sie in der Realität dann an kleinen Dingen wie zum Beispiel abgeschlossenen Räumlichkeiten oder der fehlenden Information, dass alle Schüler aufgrund des Sportfestes bereits seit zwölf Uhr zu Hause sind.

Um möglichen Problemen und Hindernissen daher weitestgehend aus dem Weg zu gehen, ist das **Festsetzen von Rahmenbedingungen** unumgänglich. Faktoren wie Beginn und Ende der Kooperation, entsprechende Räumlichkeiten, Versicherungs- und Finanzierungsfragen, aber auch entsprechende Zuständigkeiten bei Problemen und Fragen sollten möglichst im Voraus geklärt und im Kooperationsvertrag festgehalten werden.

Aufgrund dieser besonderen Rahmung ist die **inhaltliche sowie konzeptionelle Abstimmung von Angebotsinhalten** ebenfalls von besonderer Bedeutung. Eventuelle Ausflüge, erlebnispädagogische Einheiten etc. sollten im Voraus mit den verantwortlichen Personen an der Schule besprochen werden. Darüber hinaus sollte das jeweilige Angebot für die Schule anschlussfähig sein, aber auch das eigene Profil des jeweiligen Partners aus der Jugendarbeit widerspiegeln. Ressourcen der Schulen oder auch des Partners wie zum Beispiel Theaterräume, Spielmaterialien oder ähnliches können beispielsweise für mögliche Konzeptideen genutzt werden.

Denn die besondere Stärke, aber auch Herausforderung von Schulkooperationen liegt insbesondere darin, den **Charakter von Jugendarbeit zu transportieren**. Als externer Partner und Experte für informelles Lernen bietet die Jugendarbeit hierbei ein alternatives Angebot zum Schulalltag. Durch externe Fachkräfte, jugendspezifische und lebensweltorientierte Inhalte oder auch andere Räumlichkeiten wird somit soziales Lernen und individuelle Entwicklung ohne Notendruck und Schulstress ermöglicht.

Risiken und Nebenwirkungen?!

Trotz vieler bestehender Beispiele gelingender Schulkooperationen darf die Besonderheit dieser Arbeit letztlich nicht außer Acht gelassen werden. Schule ist ein Arbeitsfeld mit eigener Handlungslogik und mit eigenem Rhythmus. Feste Rahmenbedingungen, Uhrzeiten, Zuständigkeiten etc. geben einen gewissen Rahmen vor, innerhalb dessen sich die Kooperationen bewegen. Somit ist bereits klar, dass Jugendarbeit an Schule keine klassische Jugendarbeit, sondern vielmehr ein eigenes Arbeitsfeld darstellt, das sich auch von der Schulsozialarbeit noch mal ganz deutlich abgrenzen lässt. Die Frage, wie viel Anpassung hierbei nötig und wie viel schädlich ist, ist letztlich nicht eindeutig zu beantworten. Als Kooperationspartner von Schulen bewegt man sich immer in einem Spannungsfeld zwischen eigener Profilweitergabe und den Vorgaben der Schule, das es individuell auszuhandeln gilt. Es ist wichtig, dass Verantwortliche aus der Jugendarbeit selbstbewusst die Stärken ihrer Arbeit vertreten, sich jedoch gleichzeitig der Grenzen von Jugendarbeit in Schule bewusst sind. Insbesondere der Aspekt der Freiwilligkeit wird im Zuge von Kooperationen und AGs insofern unterlaufen, als dass die Schüler teilweise AGs wählen müssen beziehungsweise AGs auch bei offenen Ganztagskonzepten mit einer gewissen Verbindlichkeit einhergehen.

Trotz dieser Herausforderungen und des besonderen Settings können Schulkooperationen einen deutlichen Mehrwert für beide Kooperationspartner beinhalten. So ist es wichtig Schule zu gestalten und Schüler/innen in ihrem immer länger andauernden Schulalltag Alternativen aufzuzeigen sowie ganzheitliches Lernen zu ermöglichen. Dabei ist das Feld der Schulkooperation nicht als Konkurrenz und schon gar nicht als Ersatz für die klassische Jugendarbeit zu verstehen. Vielmehr geben Schulkooperationen Kindern und Ju-

gendlichen die Möglichkeit, in Felder der Jugendarbeit sowie in Institutionen ihrer unmittelbaren Lebenswelt und Umgebung hineinzuschauen und vor allem Lust auf mehr zu machen.

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.

Für weitere Infos:

www.bdkj-osnabrueck.de

Materialien zu den Projekten:

<http://www.bdkj-osnabrueck.de/index.php/themen/fachstelle-schulkooperation/die-fachstelle>

Was geht?

Vorstellung von innovativen Praxisbeispielen

Arbeitsgruppe 3: Selbst im kleinsten Dorf ...

Mobile Jugendarbeit und Streetwork

GEORG DODT

Team Jugendarbeit, Jugendamt der Stadt Greven

1. Vom Selbstverständnis Mobiler Jugendarbeit auf dem Land

„Richtige Streetwork und Mobile Jugendarbeit findet doch nur in der Großstadt statt.“ – so lautet die gängige Ansicht unter Fachkollegen. Dass Streetwork und Mobile Jugendarbeit auf dem Lande genauso wertig und in der Durchführung kompliziert ist wie in der Stadt, muss der Mobilen Jugendarbeit oft erst vermittelt werden. Das hat Auswirkungen auf das Selbstverständnis der Sozialarbeiter. Das heißt, der Sozialarbeiter, der auf dem Land tätig ist, muss davon überzeugt sein, dass er eine sehr wichtige Rolle einnimmt.

Gerade im ländlichen Raum bieten sich Mobiler Jugendarbeit viele politische Gestaltungsmöglichkeiten. Es ist teilweise bemerkenswert, dass besondere Projektideen, innovative Projekte, besonders „schräge“ Ideen, die vielleicht auch einen neuen Ansatz von Jugendarbeit aufzeigen, sehr häufig auf dem Land entwickelt werden und nicht unbedingt in der Großstadt. Die besonderen Situationen in den unterschiedlichen ländlichen Regionen sorgen mitunter für die Notwendigkeit, kreative Ansätze zu entwickeln, um mit Jugendlichen zu arbeiten.

In Zeiten, in der ich in der LAG Streetwork/Mobile Jugendarbeit NRW tätig war, begleitete ich viele solcher ländlichen Projekte. Meine Großstadt – Kollegen nannten diese Orte ganz despektierlich und bezogen auf meinen Vornamen die „Georgs-Dörfer“. Tatsächlich stellte ich aber fest, dass es gerade in diesen Dörfern mitunter sehr innovativ zugeht. Die dort agierenden Sozialarbeiter haben also allen Grund, selbstbewusst aufzutreten.

Daher lautet meine These: Erfolgreiche Jugendarbeit auf dem Land kann nur durch selbstbewusste Sozialarbeit geleistet werden! Hierzu müssen die Sozialarbeiter und Streetworker im ländlichen Raum ein eigenständiges und positiv geprägtes Rollenverständnis herausarbeiten.

2. Von Bauern und Landeiern – Zielgruppen Mobiler Jugendarbeit

Ich habe versucht, ein paar Jugendliche auf dem Land zu typisieren, ohne den Anspruch auf Vollständigkeit zu erheben. Das sind zumindest im Wesentlichen idealtypische Jugendgruppen, mit denen Mobile Jugendarbeit im kleinstädtischen Bereich zu tun hat:

- Die große Gruppe der „unsichtbaren“ Jugendlichen – Diese Jugendlichen sind kaum im öffentlichen Raum präsent, sie „huschen“ hindurch, auf dem Weg zu einer privaten Verabredung. Vieles spielt sich in den Wohnungen dieser Jugendlichen ab.

- Die kleine jugendkulturelle Szene. Jedes Dorf hat nach meiner Wahrnehmung kleinere jugendkulturelle Szenen (Metal-Szene, die in der Stadt nicht mehr ganz so verbreitet ist, Punk, Skater, außerdem Fußballfans, die sich über Fußball bzw. über einen bestimmten Verein definieren und am Wochenende zu einem Spiel fahren, etc.).
- Die Vereinsjugendlichen und die „Ehrenamtler“. Gerade in dörflichen Strukturen engagieren sich Jugendliche in Musik-, Schützen- oder anderen Vereinen.
- Die Besucher einer Teestube (als Jugendeinrichtung), auf dem Dorf auch oft in Verbindung mit der kirchlich organisierten Jugendarbeit in der Messdiener- oder Konfirmandengruppe.
- Die „Autoschrauber“. Viele Jugendliche definieren sich über ihre Autos. Wer kennt sie nicht, diese typischen Szenen auf den Parkplätzen der kleinen Dörfer. Das sind Jugendliche, die sich mit ihren Autos auf Parkplätzen treffen und an ihren Autos basteln – für mich stellt das etwas typisch Dörfliches dar.
- Die Treffpunktclique – die klassische Zielgruppe Mobiler Jugendarbeit. Fast jede Kleinstadt hat einen oder mehrere Orte, an denen sich Jugendliche treffen. Die Wasserpumpe auf dem Kirchplatz, die Bushaltestelle oder der versteckt gelegene Spielplatz. Es gibt Dörfer, in denen solche Cliques ohne Probleme aufzufinden ist. Welcher Jugendarbeiter auf dem Land kann aber nicht auch von tagelangem Herumstreifen berichten, ohne einen einzigen Jugendlichen zu Gesicht zu bekommen?
- etc...

Dies sind beispielhafte Zielgruppen Mobiler Jugendarbeit, wie sie im Dorf oder in der Kleinstadt anzutreffen sind. Jedoch bewegen sich die Jugendlichen nicht nur in ihrem dörflichen Umfeld, sondern auch virtuell im WorldWideWeb. Viele – nur scheinbar – dörflich isolierte Jugendliche haben damit Zugriff auf die „große Welt“. Außerdem erweitern viele Jugendliche ihren Spielraum über die dörflichen Strukturen hinaus in überregionale jugendkulturelle Szenen. Die Begrenzung ihrer Kleinstadt spielt dann keine Rolle mehr, obwohl es dort vielleicht nur ein oder zwei Jugendliche mit einer ähnlichen szenetypischen Ausrichtung gibt. Die Jugendlichen besuchen außerhalb ihres Kleinstadtlebens bestimmte Szenetreffs, die Hindernisse liegen oft nur in den Begrenzungen des örtlichen Busfahrplans. Zudem leben viele Jugendliche einerseits in ihrem Dorf, gehen aber in der jeweiligen Mittelstadt zur Schule.

Jugendliche im ländlichen Raum lassen sich also schwer verorten. Es gibt kaum eine feste Zielgruppe, die sich ausschließlich in ihrem Dorf bewegt. Die Jugendlichen halten sich in verschiedenen Welten auf. Dessen muss sich der Jugendarbeiter bewusst sein. Jugendarbeit im ländlichen Raum darf daher auch immer einen starken Aufforderungscharakter besitzen. Es sollte die Intention sein, das eigene Dorf/das Gemeinwesen für die Jugendlichen (wieder) interessant zu machen und sie dazu zu bewegen, sich für dieses Gemeinwesen zu engagieren.

3. Bildungs- und Beteiligungsgelegenheiten auf dem Land

Gerade auf dem Land sehe ich zahlreiche Bildungs- und Beteiligungsgelegenheiten für die Jugendlichen.

These: Jugendarbeit auf dem Land ist immer projekt- und selten bzw. nie einzelfallorientiert. Das Selbstverständnis von Mobiler Jugendarbeit ist allerdings häufig durch das Bild geprägt, als Streetworker mit besonders schwierigen Jugendlichen in einem „heißen“ Problemfeld arbeiten zu müssen. Darum geht es aber gerade auf dem Land nicht. Und das zerzt dann am Selbstverständnis der individualpädagogisch ausgerichteten Sozialarbeiter. Es ist wesentlich wichtiger, auf dem Dorf oder in kleineren Gemeinden projektorientiert zu arbeiten und aus dieser Projektorientierung heraus auch einzelne Hilfen anbieten zu können. Im Vordergrund steht zunächst die Gruppe. Es werden Gruppenprozesse gemeinsam mit den Jugendlichen initiiert. Das ist eine Möglichkeit, den politischen Aspekt der Jugendarbeit umzusetzen. Über die Projektarbeit ist es möglich, an die Jugendlichen heranzukommen und dann auch Veränderungsprozesse in Gang zu setzen.

In Beteiligungsprojekten erwerben Kinder und Jugendliche soziale, politische, motorische und handwerkliche Kompetenzen. Das gelingt gerade auf dem Land, weil Mobile Jugendarbeit nicht als ein festes Angebot existiert, das die Jugendlichen nutzen oder nicht, sondern weil sie die Jugendlichen in die Lage versetzt, vieles selbstständig durchzuführen, und sie dabei unterstützt.

Der Jugendarbeiter ist nicht „der Helfer“ für Jugendliche in prekären Lebenslagen, sondern er unterstützt die Jugendlichen darin, ihre eigenen Potenziale zu entdecken und auszubauen und eigene Projekte durchzuführen.

Aber auch das öffentliche Bild von Streetwork und Mobiler Jugendarbeit ist anders geprägt: Streetworker holen Jugendliche von der Straße. So wird Mobile Jugendarbeit in der Regel nach außen dargestellt.

Auf dem Land sollte man sich von diesem Bild von Streetwork und Mobiler Jugendarbeit weitestgehend verabschieden. Dann wird Sozialarbeit in die Position versetzt, die letztlich viel dankbarer ist und die die Jugendlichen in einen ganz anderen Status bringt.

Beispiele gelungener Bildungsprojekte der Jugendarbeit, die ich häufig erlebe, sind:

- Jugendliche veranstalten selbstständig – teilweise überregional – Konzerte, Festivals und Events,
- Jugendliche planen und organisieren Ausflüge und Aktionen, nicht nur für sich selbst und ihre Clique, sondern mitunter auch für andere,
- Jugendliche planen und bauen Jugendtreffpunkte, DirtParks, Cliquenhäuser usw. In Greven hat eine größere Jugendclique einen DirtPark für ihre BMX-Räder, Skates usw. selbst gebaut.

Wenn Jugendarbeit auf Jugendliche zugeht und eher projektorientiert arbeitet, setzt sie immer wieder diese Prozesse in Gang. Auf diese Weise kann sie Jugendliche deutlich besser unterstützen, als wenn sie einzelne Jugendliche herausgreift und sehr einzelfallorientiert mit diesen Jugendlichen arbeitet.

In einem unserer gelungensten Projekte organisierten albanische Jugendliche ein großes internationales Kochduell auf dem Marktplatz. Dieses Projekt hat eine große, positive Resonanz in der Bevölkerung gefunden. Sogar die Medien sind aufmerksam geworden; der KIKA beispielsweise hat in einer Sendung über diese Gruppe berichtet. Der Einzelfallbezug hätte dieser in der Öffentlichkeit negativ markierten Gruppe nicht so geholfen wie die Initiierung eines Gruppenprozesses.

4. Vom Rollenverständnis der Mobilen Jugendarbeit

Zwei **typische Rollenbilder** von Jugendarbeitern im Sozialraum sind:

- **Exekutive der Verwaltung.** Das sind die Jugendarbeiter, die in der Stadt- bzw. Kreisverwaltung im öffentlichen Auftrag arbeiten und sich auch nur so verstehen. Sie treten als eine Art „Sozialfeuerwehr“ auf, gehen dorthin, wo Kinder und Jugendliche auffällig sind und handeln in diesem Sinne als Exekutive der Verwaltung. Dieses Bild ist unter Streetworkern weniger ausgeprägt, aber unter Sozialarbeitern – gerade im ländlichen Raum – hin und wieder durchaus zu erkennen. Ich halte das für ein schwieriges Rollenverständnis.
- **Parteilicher Jugendarbeiter.** Dieses Rollenverständnis ist in der Mobilen Jugendarbeit sehr verbreitet. Die Parteilichkeit wird dabei oft überdreht. Der Streetworker versteht sich als der einzige Erwachsene, der die Jugendlichen versteht. Er tritt als einziger Übersetzer der Jugendlichen auf, teilweise dergestalt, dass er sich in Bezug auf Kleidungsstil und Habitus nicht von den Jugendlichen unterscheidet und seine eigene Jugendkultur abbildet. In dieser Rolle ist er nicht ernst zu nehmen.

Für die Mobile Jugendarbeit und Streetwork auf dem Land plädiere ich für die klare, und damit „erwachsene“ **Rolle des Mediators bzw. Moderators.** In dieser Rolle vermittelt Jugendarbeit zwischen verschiedenen Interessen von Erwachsenen, Anwohnern und Politik sowie den Interessen der Jugendlichen. Den Jugendlichen ist nicht damit geholfen, dass sich die Jugendarbeiter bedingungslos auf ihre Seite stellen. Jugendarbeit tritt immer als Dolmetscher auf. Sie hilft der jeweils anderen Seite, die Bedürfnisse und Wünsche der Erwachsenen, bzw. umgekehrt der Jugendlichen zu verstehen. Die politische Konfrontation muss dabei eingegangen werden, um Räume für Jugendliche zu schaffen und zu erhalten. Das führt automatisch auch zu einer konfrontativen Auseinandersetzung mit den Jugendlichen. Die Moderation erfolgt durch Konfrontation, Übersetzung und Unterstützung. Die Wünsche der Jugendlichen werden für die Politik (den Jugendhilfeausschuss) übersetzt, um so die Jugendlichen bei der Umsetzung ihrer Vorstellungen zu unterstützen. Eine andere Möglichkeit besteht darin, den Jugendhilfeausschuss in die Jugendeinrichtung einzuladen, wo bestimmte Beteiligungsprozesse dargestellt werden und Erwachsene den Jugendlichen zuhören. Dafür gilt es, immer wieder Gelegenheiten zu schaffen. Mit der Rolle als „einsamer Wolf“, der allein für die Jugendlichen kämpft, unterstützen

Sie die Jugendlichen nicht. Vielmehr sollte jede Gelegenheit genutzt werden, die Jugendlichen und ihre Interessen auf die öffentliche Bühne zu bringen.

These: Ein klares Rollenverständnis führt zur Profilschärfung der Jugendarbeit auf dem Land.

Beispiel: Kooperation mit Politik und Verwaltung

Auf dem Dorf hat der Mobile Jugendarbeiter eine herausgehobene Stellung. In der Stadt ist er einer unter vielen und arbeitet in einem mehr oder weniger großen Team. Die Projekte der Jugendarbeit interessieren vielleicht den Teamleiter oder den Abteilungsleiter im Jugendamt. Die öffentliche Wahrnehmung ist also eine viel geringere. Wenn Sie jedoch im Dorf als Jugendarbeiter Projekte mit Jugendlichen initiieren und erfolgreich durchführen, erzielen Sie eine große Wirkung. Die Leute interessieren sich für die Projekte der Jugendarbeit. Die Lokalzeitung berichtet darüber.

Umso wichtiger sind im ländlichen Raum der Aufbau und die Pflege eines **tragfähigen Netzwerkes** sowie die **Analyse und genaue Kenntnis struktureller Voraussetzungen**. Ich kann mir vorstellen, dass viele von Ihnen mit einem anderen Selbstverständnis in der Verwaltung arbeiten als in einer größeren Stadt – ähnlich einer Stabsstelle, teilweise an der Verwaltungsspitze angedockt. Der Bürgermeister kommt direkt auf Sie zu, wenn er mit Jugendlichen ins Gespräch kommen will. Das schafft viele Möglichkeiten im politischen Rahmen, die in einer größeren Stadt nicht gegeben sind.

Profilsicherheit und Klarheit in Bezug auf die eigene Rolle ist die Voraussetzung dafür, die Möglichkeiten der politischen Einflussnahme auf dem Land anzunehmen und auszuschöpfen. Es geht letztlich immer um die Darstellung eines positiven Bildes von Jugendlichen im Dorf, um ihre „Sichtbarmachung“ und die Herstellung eines positiven öffentlichen Diskurses über die Verdrängung von Jugendlichen.

5. Die Phasen der Mobilen Jugendarbeit auf dem Land und die besonderen Herausforderungen

Wie kommt nun die Mobile Jugendarbeit auf dem Land an „ihre“ Jugendlichen heran? In der Großstadt ist es relativ unkompliziert, auf Jugendliche zu treffen und mit ihnen ins Gespräch zu kommen.

Die erste und vielleicht auch längste Phase der Mobilen Jugendarbeit auf dem Land ist die des **Beobachtens** von Treffpunkten, des ständigen Unterwegsseins zu Fuß zwischen den Einfamilienhäusern, Spielplätzen und den scheinbar ungenutzten Freiflächen, während man lange Zeit keine Jugendlichen trifft. Das auszuhalten, stellt die erste Herausforderung für jeden dar, der in der Mobilen Jugendarbeit auf dem Land tätig ist. Trotzdem darf man nicht aufgeben und muss geduldig weitersuchen und wie ein Detektiv herausfinden, wo sich junge Leute aufhalten könnten. Viele Projekte Mobiler Jugendarbeit scheitern bereits daran, dass zu wenig Phantasie dabei entwickelt wird, die Jugendlichen „aufzustöbern“. Nicht immer treffen sich große Cliquen an einer bestimmten Stelle. Hilf-

reich sind Schlüsselpersonen, die mit den Jugendlichen zu tun haben, wie Lehrer, Pfarrer, Gruppenleiter o. a.

Die zweite Phase ist die der **Kontaktaufnahme** mit den Jugendlichen. Der Jugendarbeiter muss sich genügend Zeit nehmen, um mit den Jugendlichen in einen ersten Kontakt zu treten, **die Jugendlichen kennen zu lernen und ihre Sichtweisen zu erfahren**.

In der nächsten Phase geht es darum, **die Cliques an ihren Treffpunkten zu stärken**. Dazu gehören eine klare Position für Jugendliche und die politische Umsetzbarkeit und Aushandlung von Kompromissen. Mobile Jugendarbeit nimmt auf keinen Fall eine ordnungspolitische Funktion ein, die einer sozialen Feuerwehr im Dorf! In der Arbeit mit den Cliques ist es wichtig, ihnen Raum zu geben, über sich zu erzählen. Wir haben sehr gute Erfahrungen mit Stadtteilbegehungen gemacht. Die Jugendlichen zeigen ihren Stadtteil aus ihrer persönlichen Sicht, u. a. ihre Treffpunkte. Mitunter werden wir von den Jugendlichen in alte Abbruchhäuser oder an Orte geführt, von denen wir uns nicht vorstellen konnten, dass sich dort Jugendliche treffen.

Erst dann bildet der **Übergang in eine kontinuierliche Cliquenarbeit** die vierte Phase der Mobilen Jugendarbeit.

6. Qualitätskriterien der Mobilen Jugendarbeit/Streetwork auf dem Land

Zunächst möchte ich auf die **Personalsituation** als einen wichtigen Faktor für Qualität in der Mobilen Jugendarbeit auf dem Land eingehen. Wenn wir von ländlicher Mobiler Jugendarbeit sprechen, ist vielleicht von 0,2 bis 0,4 Personalstellen die Rede. Gleichzeitig existieren Standards für Streetwork und Mobile Jugendarbeit, in denen vorgegeben wird, dass unbedingt in einem geschlechtergemischten Team gearbeitet werden soll, dass also Honorarkräfte und geringfügig beschäftigte Mitarbeiter für diese Arbeit quasi nicht geeignet sind. Häufig werden aber gerade auf dem Land Projekte von Honorarkräften initiiert, die über ein paar Stunden in der Woche für Mobile Jugendarbeit zuständig sind. Dies ist ein weiterer Grund für das schlechte Renommee ländlicher Mobiler Jugendarbeit in der Fachdiskussion.

Meines Erachtens ist es in dörflichen Strukturen zunächst erst einmal nötig, überhaupt jemanden zu haben, der die Mobile Jugendarbeit auf den Weg bringt, und sei es eine Honorarkraft. In vielen kleineren Städten sind die erforderlichen finanziellen Mittel für eine voll bezahlte Fachkraft oder gar zwei Fachkräfte nicht vorhanden. Viele der guten und hochwertigen Projekte Mobiler Jugendarbeit sind aus eher prekären Arbeitsverhältnissen entstanden. Mobile Jugendarbeit hat sich geschichtlich betrachtet häufig über ABM- oder andere Projekte entwickelt. Daher bin ich in dieser Hinsicht nicht unbedingt ein Verfechter der personellen Maximalforderungen, die in den Standards und in vielen Diskussionen gestellt werden. In dörflichen Strukturen sollte der Mobilen Jugendarbeit die Chance gegeben werden, sich auch über Projekt- und Honorarverträge zu verwirklichen. Mitunter ist es auch gar nicht anders machbar, vor allem in kleinen Gemeinden. Dort gibt es nur die Alternative, Mobile Jugendarbeit und Streetwork überhaupt nicht stattfinden zu lassen.

Qualitätskriterien für die Mobile Jugendarbeit auf dem Land – aus der Diskussion in der Arbeitsgruppe

Die nachfolgenden Qualitätskriterien wurden als Arbeitsgruppenergebnis von den Teilnehmern genannt und diskutiert.

1. Strukturqualität (Zusammenfassung)

Als wichtig wird angesehen, dass selbst auf dem Dorf ein festes Budget für Honorarmitarbeiter und Sachkosten vorhanden sein sollte. Es sollte bestenfalls einen fest angestellten Mitarbeiter als Ansprechpartner für die Politik geben, weil Mobile Jugendarbeit auch ein Gesicht, außerdem Kontinuität und fachlich kompetente, kreative Mitarbeiter braucht. Genannt wurde zudem ein Sozialraumbudget, um Projekte umsetzen zu können. Auch den Jugendlichen selbst kann man ein Budget für die Durchführung eines eigenen Projektes zur Verfügung stellen.

Wichtig ist weiterhin eine adäquate Verkehrsanbindung. Nicht selten kommen Jugendliche abends nicht mehr weg, weil um 16.30 Uhr der letzte Bus fährt. Es ist eine Frage des politischen Engagements für die Jugendlichen, sich gemeinsam mit ihnen für eine entsprechende Infrastruktur einzusetzen.

Ein weiteres Strukturqualitätsmerkmal ist das Vorhandensein eines Büros für den Mitarbeiter. Außerdem ist es unerlässlich, dass der Auftrag der Fachkraft geklärt und auch der Verwaltung bekannt ist.

2. Prozessqualität (Zusammenfassung)

Als Qualitätskriterien wurden von den Teilnehmern genannt:

- Regelmäßige und verlässliche Angebote, Kontinuität – erst das macht Prozessqualität möglich, d. h. keine kurz befristeten Verträge für die Jugendarbeiter, verlässliche Anwesenheit/Sprechzeiten des Sozialarbeiters,
- Regelmäßige Präsenz in politischen Gremien,
- Vernetzung mit anderen Akteuren (Politik, Vereine usw.), die möglicherweise über Jahre aufgebaut werden muss, auch das setzt voraus, dass der Sozialarbeiter nicht nur für eine kurze Zeit eingestellt wird. Insgesamt sind Strukturen zu schaffen, um mit Netzwerkpartnern zusammenzuarbeiten,
- Möglichkeiten der Mitgestaltung des Gemeinwesens, Beteiligung von Jugendlichen, gemeinsames Entwickeln, Durchführen und Präsentieren von Projekten,
- Mut und Offenheit, etwas Neues auszuprobieren, auch wenn es zunächst vielleicht Widerstand gibt.

3. Ergebnisqualität (Zusammenfassung)

Ein gutes Ergebnis ist die Steigerung des subjektiven Wohlbefindens von Jugendlichen in ihrem Dorf, ihrer Gemeinde. Das führt vielleicht dazu, dass Jugendliche nach einer Ausbildung zurückkehren.

Die Jugendlichen werden gehört, es wurde ihnen eine Stimme gegeben. Sie werden als wichtiger Bestandteil des Dorfes gesehen und nicht mehr nur als störend empfunden.

Was geht?

Vorstellung von innovativen Praxisbeispielen

Arbeitsgruppe 4: Nicht ohne uns ...

Jugendbeteiligung in Bremer Stadtteilen mit Ressourcenverantwortung

HEIKE BLANCK

Wissenschaftliche Mitarbeiterin, Senatskanzlei Bremen

Vor ein paar Jahren stellte das Bundesjugendkuratorium fest, dass die Beteiligung von Jugendlichen zu wenig, zu selten und ohne Wirkung stattfände. In Bremen versuchen wir Jugendbeteiligung mit Wirkung durchzuführen. Ich berate und vernetze Jugendbeteiligungsprojekte, die auf Stadtteilebene entstehen, im Auftrag der Bremer Senatskanzlei und versuche – gemeinsam mit anderen Akteur/innen – diese Projekte zu fördern.

Zu den Rahmenbedingungen:

Das Bundesland Bremen besteht aus der Stadt Bremen mit 550.000 Einwohnern und der Stadt Bremerhaven mit 110.000 Einwohnern. Mit unserem Projekt beziehen wir uns auf die Stadt, nicht auf das Bundesland. Unser Ministerpräsident, der Präsident des Senats, ist ein Bürgermeister ohne formelle Richtlinienkompetenz.

Die Stadt Bremen ist dezentral, stadtteilbezogen politisch strukturiert, mit 22 direkt gewählten Stadtteilbeiräten und 17 kleinen Ortsämtern. Seit 2010 ist diese Struktur mit ehrenamtlich arbeitenden Stadtteilbeiräten und Ortsämtern als Verwaltung stärker auf die Gewährleistung von Bürgerbeteiligung und **Partizipation** bezogen: „Der Beirat gewährleistet die Bürgerbeteiligung im Beiratsbereich und regt sie an.“¹ 14-Jährige haben seitdem Antragsrecht in Beiratssitzungen.

Die neue Aufgabe bestand darin, auch die Teilhabe von Kindern und Jugendlichen auf Stadtteilebene strukturell oder projektbezogen zu ermöglichen und zu verankern. Die Modelle dazu sind vielfältig. Zur Unterstützung wurde eine Stelle zur Beratung und Vernetzung bei der Senatskanzlei eingerichtet. Erklärte Zielsetzung der Landesregierung sowie der Bremischen Bürgerschaft (Landtag) war die Erweiterung der politischen Partizipation für alle Altersgruppen. Dazu wurden u. a. in der Koalitionsvereinbarung Maßnahmen vereinbart (Bürgerbeteiligung ist eines von sechs Themen der Präambel) und verschiedene Reformen durch die Bremische Bürgerschaft beschlossen. Projektbezogene Beteiligung hat in Bremen Tradition: Seit über 20 Jahren gibt es z. B. das Programm „Wohnen in Nachbarschaften“² sowie Planungsbeteiligungen und strukturelle Maßnahmen der Jugendhilfe.

¹ Auszug aus dem Gesetz zitiert nach
<http://bremen.beck.de/default.aspx?vpath=bibdata%2fges%2fBrOBG%2fcont%2fBrOBG.htm&mode=all>
(Stand 1.2.2014)

² Informationen zum Programm „Wohnen in Nachbarschaften“ siehe
<http://www.soziales.bremen.de/sixcms/detail.php?gsid=bremen69.c.2891.de> (Stand 12.3.2015)

Zur Verbesserung der Beteiligung wurden außerdem weitere Maßnahmen eingeleitet:

- Erleichterungen für Bürgerantrag/Bürgerentscheid,
- Wahlrechtsänderung (Möglichkeit der Personenwahl),
- Wahlaltersenkung,
- Maßnahmen zur Mobilisierung von Erstwähler/innen.

Zu den vielfältigen Anstrengungen, Erstwähler/innen anzusprechen, gehörte 2011 die „Werderwette“. Sebastian Prödl von Werder Bremen hat dabei mit 25 Schulklassen gewettet, dass die Jugendlichen von 16 bis 18 Jahren zu einem geringeren Anteil als die Altersgruppe der Werder-Profis zur Wahl gehen würden. Eine Herausforderung für die Jugendlichen!

Meine professionelle Intention liegt darin, wirksame Beteiligung zu ermöglichen und dazu die Qualitätskriterien für Beteiligung einzubringen. Viele junge Menschen haben ein Ohnmachtsgefühl, sie meinen, die Welt ohnehin nicht verändern zu können. Zumindest im Wohngebiet sollte es Möglichkeiten für sie geben, etwas Eigenes auf die Beine zu stellen. Ich bemühe ich mich, Selbstwirksamkeitsprozesse zu ermöglichen und Ressourcen und Entscheidungsspielräume einzufordern. Dazu suche ich den ernsthaften politischen Willen zur Jugendbeteiligung bei Akteur/innen im Stadtteil. Ich kooperiere mit Schule, Jugendhilfe, Jugendbildung und der Stadtplanung.

Zur Implementierung von Jugendbeteiligung in der Kommune orientiere ich mich an den Qualitätsstandards der Bertelsmann-Stiftung³ für die Beteiligung von Kindern und Jugendlichen. Es geht im Einzelnen um:

- ein belastbares politisches Mandat,
- Berücksichtigung von Qualitätsstandards,
- partizipative Entwicklung einer kommunalen Beteiligungsstrategie, (angesichts des Abstraktionsniveaus – ein sehr hoher Anspruch für Kinder- und Jugendbeteiligung),
- Aufbau eines Netzwerks,
- Information und Wertschätzung,
- Vielfalt von Beteiligungsmöglichkeiten,
- Einbeziehung benachteiligter junger Menschen (nach meinem Ansatz verbunden mit einem Empowerment junger Menschen),
- Fort- und Weiterbildungsangebote,
- Förderung der Selbstorganisation junger Menschen und
- Qualitätsentwicklung/Selbstevaluation.

³ Siehe Bertelsmann Stiftung: Mehr Partizipation wagen. Handlungsempfehlungen für Kommunen. Erarbeitet von Prof. Dr. Thomas Olk und Prof. Dr. Roland Roth. Gütersloh 2007a

Diese Standards stellen für mich keine Bedingungen dar, ohne die man mit der Implementierung der Jugendbeteiligung nicht beginnen könnte, sondern sie dienen lediglich als Orientierungsrahmen.

Ich möchte ausgehen von Benedikt Sturzenheckers Definition von Partizipation: *Partizipation ist das Recht, sich frei und gleichberechtigt an öffentlichen Diskussionen und Entscheidungen in Institutionen, Politik, Staat und Gesellschaft zu beteiligen. Dazu gehört, eigene Interessen zu erkennen, öffentlich einzubringen, gemeinsam Lösungen zu entwickeln, Kompromisse zu finden, zu prüfen, zu entscheiden und zu verantworten. Partizipation ist die Praxis von Demokratie.*⁴

Ich beziehe die Partizipation von Kindern und Jugendlichen auf mehrere Beteiligungsstufen (**Abbildung 1**):

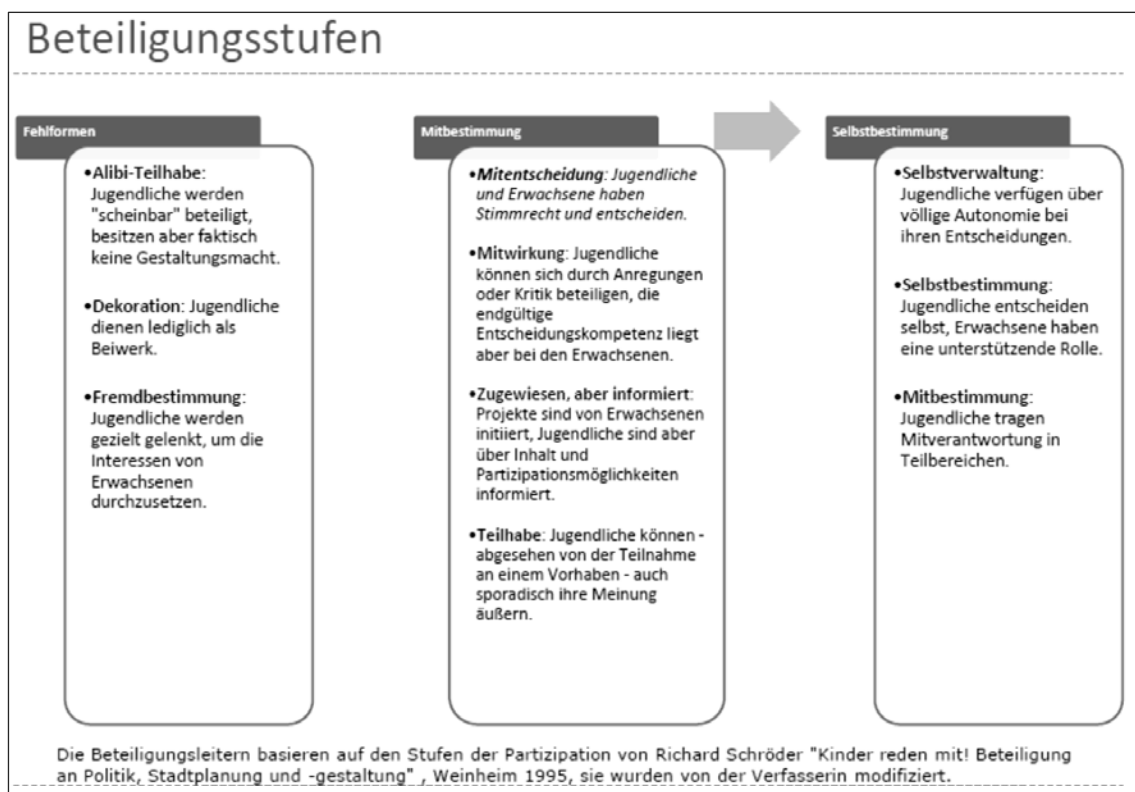


Abbildung 1

© Heike Blanck

Natürlich geht es nicht um Fehlformen der Beteiligung. Wir bewegen uns zurzeit mit unseren Partizipationsbemühungen in Bremen häufig im Bereich der Selbstbestimmung: Jugendliche entscheiden selbst, Erwachsene haben eine unterstützende Rolle.

⁴ http://www.lwl.org/lja-download/datei-download/LJA/jufoe/ogs/OGS_Partizipation/1120551455_1/Sturzenhecker_Partizipation_Ganztagsschule.pdf.4998 (Stand 1.2.2014)

Wenn ein Stadtteilbeirat Jugendbeteiligung aufbauen möchte, diskutieren wir nicht als erstes die o .g. Qualitätsstandards, sondern ich stelle **drei Bedingungen**:

1. klarer politischer Wille – belastbarer Beschluss,
2. eine Ressource für Jugendbeteiligung; es muss etwas geben, woran die Jugendlichen beteiligt werden sollen,
3. feste Ansprechperson – diese Ansprechpersonen kommen häufig aus der Jugendhilfe oder Jugendbildung und verfügen teils über eine Zusatzqualifikation für Jugendbeteiligung.

Bremen ist in sehr unterschiedliche Stadtteile aufgeteilt. Beispielsweise hat der Stadtteil Strom nur 420 Einwohner, andere Stadtteile haben hingegen 40.000 oder 50.000 Einwohner. In den Stadtteilen ist die Beteiligung von Jugendlichen unterschiedlich ausgeprägt – in kleinen Stadtteilen ist vielleicht kein eigenständiges Projekt machbar (**Abbildung 2**):

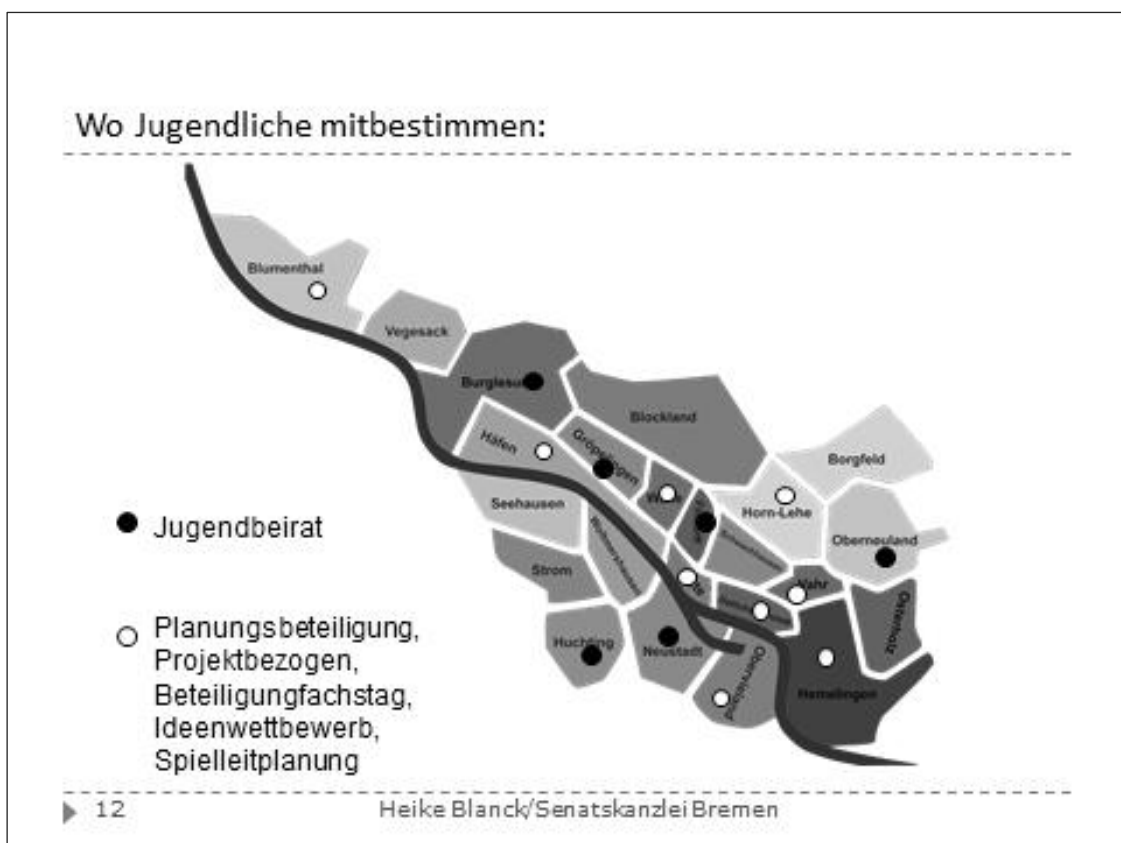


Abbildung 2

© Heike Blanck

Als wir mit unserer Arbeit begonnen hatten, gab es einen Vorläufer-Jugendbeirat im Süden Bremens. In Mitte/Östliche Vorstadt, wo ich seit 20 Jahren Beteiligungsprojekte durchführe, und einzelnen weiteren Stadtteilen gab es Ansätze und einzelne Projekte. Inzwischen haben wir die Beteiligung weiterentwickelt und ausgeweitet, sind aber bezogen auf die gesamte Stadt immer noch in der Anfangsphase.

Die **Modelle der Jugendbeteiligung** in den Stadtteilen sehen sehr unterschiedlich aus:

- Beteiligungs(fach)tag,
- e-participation, Web 2.0 (Facebook),
- Ideenwettbewerb,
- Jugendbeirat,
- Jugendkultur/Jugendkunst – Projekt,
- Planungsbeteiligung,
- Spielleitplanung,
- Spielplatz-, Schulhof- und Freiraumplanung – Beteiligung ist dazu tendenziell Norm.

Die Jugendlichen in den Stadtteilen sollen selbst bestimmen, in welcher Form sie sich einmischen wollen.

Beteiligungs(fach)tag

Die Information über den Tag erfolgt – nach Vorgesprächen mit den Schulleitungen – durch Besuche in Schulklassen/über Schule und Jugendarbeit. Der Stadtteilbeirat reserviert ein Budget dafür. Am Beteiligungstag nehmen interessierte Jugendliche in der Schulzeit teil.

Die Jugendlichen erhalten Informationen zu Kommunalpolitik und Partizipation, sie erarbeiten Vorschläge zum Stadtteil – einige Ideen werden am selben Tag beschlossen. Weitere Vorschläge werden in Arbeitsgruppen oder Beiratsausschüssen abgearbeitet.

Die Beteiligungstage finden im Halbjahres- oder Jahresrhythmus statt. Das Angebot, wie der Beteiligungstag stattfinden soll, wird mit einem Ausschuss des Stadtteilbeirats abgesprochen und vom Ortsamt, von Jugendeinrichtungen und einer federführenden Jugendbildungseinrichtung organisiert. Workshops und Arbeitsgruppen werden von Kolleginnen und Kollegen aus der Jugendarbeit begleitet, die teils eine besondere Schulung als Moderator/in absolviert haben.

e-participation-Projekte

Diese Projekte stellen eine Verknüpfung von Stadteilerkundung und Förderung von Medienkompetenz dar. Sie dienen dazu, verschiedene Medien und Tools zu erproben und sich selbstbestimmt über Mitbestimmungsrechte und -möglichkeiten zu informieren. Dabei wird die partizipative Nutzung verschiedener Medien erprobt. Die Entscheidung über Vorschläge der Jugendlichen erfolgt analog. Der Stadtteilbeirat stellt ein Budget zur Verfügung.

Auch dazu arbeiten wir mit der Jugendhilfe zusammen, wir erproben z. B. Tools zusammen. Wir haben eine Website mit Namen „jubis-bremen.de“ zum Thema „**Jugendbeteiligung im Stadtteil**“, mit der wir auf Wunsch der Jugendlichen auch bei facebook sind. Pro

Stadtteil können Jugendliche auf der Administrationsebene ein Passwort bekommen und selbst Informationen zu ihrem Vorhaben in die Seite eingeben.

Ideenwettbewerbe

Für einen Ideenwettbewerb schreibt der Stadtteilbeirat Mittel aus. Beispielsweise werden 5.000 Ideen zu einem Thema gesucht und 5.000 Euro werden ausgeschrieben. Die Information darüber erfolgt über Flyer, Plakate, Schulen, Besuch in Schulklassen, usw. In den Jugendhäusern, Jugendgruppen und Projekten werden Debatten darüber geführt, was die Jugendlichen kritisieren und gern verändern möchten. Eine Jugend-Jury entscheidet über die Vorschläge und somit über die Vergabe von Mitteln. Die Jury kann aus Delegierten von Schulen und Jugendhäusern bestehen. Schule und Jugendhilfe bilden den Rahmen für die Ideenschmiede. Die Jugend-Jury wird vom Ortsamt oder der Jugendhilfe begleitet.

Jugendbeirat

Der Jugendbeirat ist demokratisch legitimiert, wird für zwei Jahre gewählt und verfügt über eigenes Budget von 2.500 bis 10.000 Euro im Jahr. Dieses Budget dient der Entwicklung von Angeboten und Projekten für junge Menschen im Stadtteil.

Alle Jugendlichen erhalten einen Infobrief mit einer Wahlbenachrichtigung. Sie werden damit auch angesprochen zu kandidieren. Sie wählen dann ihre Kandidaten in der Schule oder im Jugendhaus. Es ist somit zunächst in den meisten Stadtteilen eine formale Angelegenheit. Das wird aber dann durch die Praxis geändert, weil mitunter einzelne Jugendliche ihre Mitarbeit im Jugendbeirat anbieten, auch ohne gewählt zu sein. Auch sie wirken an der Entwicklung von Jugendprojekten in ihrem Stadtteil mit.

Der Stadtteilbeirat benötigt etwa ein Jahr zur Vorbereitung und Klärung verschiedener Fragen:

- Wer darf wählen/kandidieren?
- Wer begleitet die Gruppe?
- Worüber entscheidet der Jugendbeirat?
- Sind wir auf Sprach- und Kulturunterschiede vorbereitet?
- Wie halten wir Formalitäten klein?
- Wie gestalten wir die Zusammenarbeit zwischen Erwachsenen- und Jugendbeirat?

Ortsämter, Jugendhilfe/Jugendbildung und Schulen arbeiten zusammen. Jugendhilfe und/oder das Ortsamt begleiten den Jugendbeirat kontinuierlich.

Im Vorfeld gab es eine heftige Debatte darüber, ob eine Gruppe von etwa 15 Jugendlichen über ein Budget von 10.000 Euro verfügen darf. Über die Verteilung dieses Budgets zu entscheiden, stellt hohe Anforderungen. Die Jugendlichen lernen sehr viel dabei. Allerdings hat der Jugendbeirat keinen Einfluss auf übergreifende Themen, die Bildungspolitik oder die Verteilung kommunaler Mittel auf Jugendhäuser im Stadtteil. Lediglich in einem Stadtteil sieht das etwas anders aus.

In einem Interview befragten wir Jugendliche aus verschiedenen Stadtteilen, was sie aus der Arbeit im Jugendbeirat gelernt haben. Zwei Stimmen dazu:

Vanessa: Ich habe gelernt, selbstbewusster zu sein. Zu Anfang habe ich wenig geredet, während heute das Sprechen vor Erwachsenen selbstverständlich für mich ist. Ansonsten bin ich weniger verbissen und probiere, schwierige Themen immer mal wieder auf den Tisch zu bringen, wenn nicht gleich eine Lösung gefunden wird.

Danielle: Es ist schon so, dass der Jugendbeirat uns ziemlich verändert hat. Ich würde sagen, man wächst an seinen Aufgaben! Und es ist toll, wenn man selbstbewusster wird. Ich war früher so ein graues Mäuschen und habe mich bei allem rausgehalten. Man muss seine Chancen als auch seine Grenzen kennen. Und das lernt man einfach mit der Zeit.

Beide Mädchen berichten von Veränderungen, sie haben eine eigene Wirksamkeit erfahren. Das ist durchaus zu verallgemeinern. Die Ortsämter organisieren die öffentliche Wahrnehmung dieser Arbeit von Jugendlichen. Die Jugendbildung hat einen Anteil an diesen positiven Lernerfahrungen, so bietet sie Teambildungsseminare, JuLeiCa, Bildungsreisen, Projektmanagements- oder Moderationsseminare an.

Die Jugendlichen erwerben hohe Kompetenzen in der Selbstorganisation und im Projektmanagement. In einem Stadtteil sollte das Angebot im Freizeitzentrum erheblich gekürzt werden. Dagegen protestierten Jugendliche aus dem Freizi. Sie beschlossen, es zu besetzen. Die Besetzung wurde über Monate durchgehalten. Die Jugendlichen erstellten eine Hausordnung, sie empfangen die Presse, gaben Fernseh-Interviews. Die Jugendlichen haben gut organisiert und entschieden gehandelt. Ich wage die These, dass dieser Protest nicht durchgehalten worden wäre, wenn die Jugendlichen im Zusammenhang mit dem Jugendbeirat nicht Vorerfahrungen mitgebracht hätten. Schließlich hat der Stadtteilbeirat seine Sitze im sogenannten Controllingausschuss an die Jugendlichen abgegeben. Die Jugendlichen entscheiden folglich über die Mittelverteilung mit.

Jugendkultur/Jugendkunst – Projekt „Express yourself“

In einer Gruppe Jugendlicher bestand ein großes Bedürfnis, sich zu präsentieren. Mit den Jugendlichen gemeinsam organisierten wir ein Kunstfestival. Es war sehr nachgefragt. Dabei gab es eine große Überlappung mit der Jugendkulturarbeit.

Dem Projekt lag das Prinzip aufsuchender Jugendarbeit zugrunde. Das Jugend-Kunstprojekt begann mit selbstorganisierten Gruppen und Cliquen (Punks, Bands, Hip-Hop und ...). Eine Gruppe jugendlicher Punks hatte keine Lust, Politik zu machen, aber große Lust auf Gestaltung und Kreativität. Eine Künstlerin fand sich bereit, mit den Jugendlichen Metallskulpturen zu fertigen. Diese Skulpturen wollten die Jugendlichen natürlich auch zeigen. Sie sind mit den Skulpturen in einem Bauwagen durch die Stadt gefahren und haben die Skulpturen aufgebaut. Sicher war es kein kontinuierliches Projekt, aber die Jugendlichen nahmen sich selbst einmal ganz anders – wertschätzend – wahr und wurden auch anders wahrgenommen.

Jugendliche organisieren ein gemeinsames Fest, nehmen die anderen Gruppen wahr, mit Songs, Fotos, Theater, Filmen, Tanz. Jugendkultur wird öffentlich sichtbar. Zu den ersten Schritten von Partizipation gehört die Entwicklung von Selbstbewusstsein, eigene Ideen

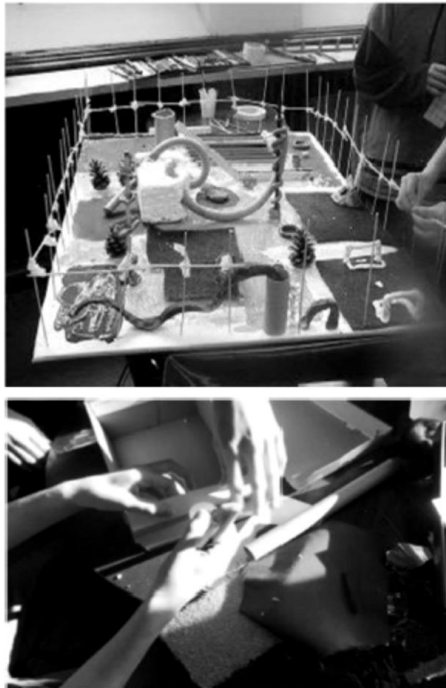
zu denken; ein Denkraum bildet eine Grundlage für Partizipation. Ebenso gehört die Kommunikation – auch zwischen Jugendgruppen – zu den ersten Schritten zur Partizipation.

Planungsbeteiligung – Beispiel Stadionbad

In einem Stadtteil sollte ein öffentliches Bad – das Stadionbad – neu gestaltet werden. Ein altersübergreifendes Beteiligungsprojekt dazu war bereits mit dem Stadtteilbeirat verabredet. Es fand ein zeitweise getrennter Beteiligungsprozess mit 200 Jugendlichen und 100 Kindern statt, mit einem Netzwerk von Schule und Jugendarbeit im Hintergrund. Dazu wurden Techniken aus der Moderation und Jugendbeteiligung (Zukunftswerkstatt) eingesetzt – mit dem Ergebnis: Hit- und Shitlisten von Jugendlichen und Bilder/Modelle von Kindern (**Abbildung 3**).

In einem „Zukunftsfest“ im Stadionbad wurden alle Voten zusammengefasst, wobei das Beachvolleyballfeld auf dem ersten Platz des Jugend-Votums landete. Mit einer Ausstellung von Modellen, Bildern und einer Zukunftswerkstatt hingegen wurde ein Kinder-Votum erstellt. Ein „Patenkreis“ mit Erwachsenen, Jugendlichen und Patinnen für Kinder (als Garanten für Fairness) fasste den Beschluss, wie die Umsetzung erfolgen sollte. Es gab eine politische Zusage zur respektvollen Berücksichtigung des Beschlusses. Die Prozessplanung und -steuerung oblag dem Ortsamt, die Jugendhilfe war an der Durchführung von Workshops beteiligt. Bei solchen Planungsprojekten muss es eine Prozesssteuerung geben, auch für die Kinder- und Jugendbeteiligung, damit die Umsetzung – allen Hindernissen zum Trotz - weiterbetrieben wird.

Planungsbeteiligung



- ▶ Stadionbad:
- ▶ Planungs- und Beteiligungsprojekt für jedes Alter war bereits verabredet
- ▶ Zeitweise abgetrennter Prozess mit 200 Jugendlichen und 100 Kindern
- ▶ Netzwerk von Schule und Jugendarbeit im Hintergrund
- ▶ Techniken aus der Moderation, aus der Jugendarbeit und aus der Beteiligung (Zukunftswerkstatt) wurden eingesetzt. (Ergebnis: Hit- und Shitlisten -von Jugendlichen- und Bilder/Modelle -von Kindern)
- ▶ „Zukunftsfest“ im Stadionbad zur Zusammenfassung aller Voten (Resultat: Jugendvotum)
- ▶ Ausstellung von Modellen und Bildern (Resultat: Kinder-Votum)
- ▶ „Patenkreis“ mit Beteiligung von Jugendlichen und Patinnen für Kinder als Garanten für Fairness
- ▶ Politische Zusage zur respektvollen Berücksichtigung
- ▶ Prozessplanung und -steuerung durch Ortsamt, Jugendhilfe führt Workshops mit durch

8 Heike Blanck/Senatskanzlei Bremen

Abbildung 3

© Heike Blanck

Die Kinder wollten unbedingt eine sogenannte „Killerrutsche“. Man sollte zuerst herunterrutschen, dann wieder hinauf, schließlich wieder herunter und schließlich durch einen drehbaren Arm, sodass man nicht wissen konnte, wo man hinauskommt. Das haben wir als das Bedürfnis nach einem Gefühl von Risiko interpretiert. Natürlich sollte sich – nach Wunsch der Kinder – niemand verletzen. Das Ergebnis war eine Rutsche mit einem Stück freien Falls (**Abbildung 4**).



Abbildung 4

© Heike Blanck

Außerdem sollte es nach dem Wunsch der Jugendlichen ein Mehrzwecksportfeld geben, das ebenfalls verwirklicht wurde. Die Gestaltung des Bades hat im Ergebnis die Bereitschaft zum Engagement von Jugendlichen gefördert und den Konflikt zwischen ehemaligen Kontrahenten/innen entschärft.

Spielleitplanung

Die Spielleitplanung ist ein Instrument zur Berücksichtigung von Kinder- und Jugendinteressen bei der Planung und Entwicklung im Stadtteil. Mit Hilfe von Stadtteilbegehungen und Workshops werden Ideen gesammelt und daraus ein Maßnahmenpaket geschnürt.

In diesem Beispiel war die Jugendhilfe – das Amt für Soziale Dienste – die Initiatorin und Auftraggeberin dieses Verfahrens. Eine interdisziplinäre Arbeitsgruppe aus Jugendamt und Kommunalpolitik traf eine Verabredung zum Projekt. Dabei werden die Themen „Spie-

len“, „Aufenthalt“, „Sport“, „Bewegen“, „Wege junger Menschen“ bearbeitet. Es fand eine enge Kooperation mit Trägern der Jugendhilfe statt.

In einem Stadtteil wurden 55 Einzelmaßnahmen herausgefiltert. Instrumente dafür sind u. a. Streifzugworkshops und Workshops in Jugendhäusern. Man entdeckt dabei die Stadt mit den Augen der Kinder.

Spielplatz-, Schulhof- und Freiraumplanung

Die Beteiligung von Kindern und Jugendlichen bei der Gestaltung von Spielflächen und Bolzplätzen in Bremen ist strukturell und gesetzlich abgesichert, gängige Praxis und methodisch gut erprobt. Sie wird mit gesicherten Methoden realisiert. Bis auf gelegentliche Ausnahmen ist Kinder- und Jugendbeteiligung als Beteiligung von „Expert/innen in eigener Sache“ in Bremen Standard.

Welche Strategie bringt Schwung in den Prozess zur Entwicklung von Jugendbeteiligung? Wie bringen wir die Idee in die Stadtteile?

Strategie zur Prozessentwicklung

Wir konnten Jugendbeteiligung im Stadtteil **nicht „top-down“** entwickeln, aber der **Bürgermeister** als politischer Repräsentant der Stadt unterstützt das Vorhaben. Inzwischen haben wir erreicht, dass es eine Art **„Mainstream“ in der Stadt** gibt. Die meisten Stadtteilbeiräte haben das Thema „Jugendbeteiligung“ aufgegriffen. Wie bringen wir in dem Haushaltsnotlagenland Bremen, ohne großen zusätzlichen Etat, Jugendbeteiligung voran?

Wir arbeiteten mit der **Organisation von öffentlicher Wahrnehmung**. Zum Beispiel gibt es eine entsprechende Veranstaltung mit dem Titel **„wem gehört die Stadt“** im Rathaus, bei der alle Jugendprojekte mit entsprechenden Ausstellungsbannern versammelt wurden. Die an den Projekten beteiligten Jugendlichen beschreiben darauf ihre Arbeit. Die Jugendlichen waren stolz, dass ihre Arbeit auf diese Weise sichtbar gemacht und gewürdigt wird. Die Banner kommen außerdem auf Fachtagen und Informationsveranstaltungen in den Stadtteilen zum Einsatz und auch, wenn Kinder und Jugendliche an Schulen über Beteiligung informiert werden sollen.

Es gibt **Qualifizierungsangebote sowie Vernetzung für Jugendliche und Erwachsene**. Wir machen die Dynamik des Prozesses sichtbar, indem wir das Thema in die Medien bringen oder auf andere Weise für Wahrnehmung sorgen. Die **partizipative Website „Jubis“** sorgt für Transparenz.

Eine **virtuelle partizipative „Beteiligungskiste“** sammelt praktische Tipps und Literatur – Dinge, die zu unserem Know-how im Bereich Kinder- und Jugendbeteiligung gehören, außerdem good-practice-Beispiele. Die Beteiligungskiste ist mit Jugendlichen, mit Mitarbeitern aus der Jugendhilfe und Jugendbildung und Ortsämtern entwickelt worden. Als Service bieten wir außerdem **Beratung und Material**, das man ausleihen kann, z. B. Filme oder eine Ausstellung.

Kinder- und Jugendbeteiligung in Bremer Stadtteilen

Von Fachleuten der Jugendbeteiligung aus dem Bundesgebiet erhielten wir positive Rückmeldungen für unsere Praxis der Jugendbeteiligung, vor allem bezogen auf die Ressourcenübertragung, denn immerhin 10 Prozent der in den Bremer Stadtteilen vorgesehenen sog. Globalmittel sind in die Verantwortung der Jugend gegeben worden. Weitere positive Stimmen bezogen sich auf den flächendeckenden Ansatz und den Blick auf die strategische Absicherung.

Natürlich haben wir mit etlichen Problemen zu kämpfen. Ansätze und Stadtteile arbeiten an verschiedenen Stellen nebeneinander her. Es gibt bisher keine gemeinsame Sprache, d. h. kein gemeinsames Verständnis von Jugendbeteiligung.

Als Strategie zur Lösung dieser Probleme erarbeiteten wir ein **gemeinsames Selbstverständnis**, das – auf Wunsch der beteiligten Jugendlichen – nur eine Seite umfassen durfte. Die partizipative „**Bremer Erklärung**“ beinhaltet Qualitätskriterien der Kinder- und Jugendbeteiligung. Sie wurde inzwischen von Spitzenkandidaten der Parteien und Beiräten unterschrieben. Außerdem gibt es Qualifizierungsangebote und konzeptionelle Arbeiten. Wir haben folgende Bedingungen als günstig für gelingende Jugendbeteiligung erfahren:

Gelingsbedingungen für stadtteilorientierte Jugendbeteiligung

- **Authentizität** – Kinder- und Jugendbeteiligung wird authentisch und überparteilich gewollt. Interessen und Bedürfnisse von Jugendlichen werden ernst genommen. Die verantwortlichen Akteure aus Politik und Verwaltung sind zum offenen und respektvollen Dialog auf Augenhöhe mit den Jugendlichen bereit.
- **Ressourcen** – Lädt ein Beirat oder Ortsamt junge Menschen zur Beteiligung ein, gibt es Ressourcen oder reale Spielräume: Entscheidungen, an denen sie mitwirken können, Plätze oder Räume, die sie gestalten können, oder Gelder, über die sie entscheiden können bzw. die für sie reserviert werden. Dazu gehört auch die personelle Ressource zur Unterstützung fester Gruppen oder Jugend-Gremien. Diese Begleitung geschieht mit Empathie. In der Jugendbeteiligung findet auch Beziehungsarbeit statt.
- **Kontakt zu Jugendlichen** – Viele Jugendliche bringen keine oder keine positiven Vorerfahrungen mit „der Politik“ mit. Mit Einladungen zu offenen Foren werden Jugendliche erst dann wirksam erreicht, wenn sie Personen aus den Beiräten und ihr Angebot direkt an ihren Jugend-Orten kennen und schätzen gelernt haben oder persönlich, z. B. von Multiplikatoren aus Schule, Jugendhilfe, Kirche und Vereinen angesprochen wurden. Respektieren Sie, wenn Jugendliche sich nicht für Ihr Projekt interessieren.
- **Zielgruppen** – Jugendliche haben ein Recht auf Beteiligung. Grundsätzlich soll es allen Kindern und Jugendlichen möglich sein, sich zu beteiligen. Zielgruppen, die schwer erreichbar sind, müssen altersgerecht und mit adäquaten Mitteln informiert, angesprochen, begleitet und unterstützt werden.

- **Motor** – Jugendbeteiligung braucht engagierte Fürsprecher/innen, einen Motor und eine neutrale Prozesssteuerung. Abläufe und Ergebnisse müssen transparent sein. Wird ein Beteiligungsmodell, wie Jugendbeiräte, von Erwachsenen vorgeschlagen, sollte es ergebnisoffen angeboten werden. Die Kommunikation mit Jugendlichen erfolgt auf deren Wegen.
- **Freiwilligkeit** – Die Beteiligung junger Menschen erfolgt freiwillig. Kinder und Jugendliche entscheiden selbst, wieweit und ob sie ein Projekt durch ihre Unterstützung, durch persönliches Anpacken, voranbringen. Je nach Projekt kann das persönliche Anpacken von großer Bedeutung sein – angesichts der Haushaltslage und der Konkurrenz um Mittel. Der Wunsch, sich im Stadtteil nicht einzumischen, wird akzeptiert, hat aber Konsequenzen, die den Jugendlichen erläutert werden.
- **Kooperation** – Im Hintergrund eines Beteiligungsprojektes muss eine Kooperation verschiedener Träger stehen. Insbesondere die Kooperation mit den Schulen des Stadtteils ist bei stadtteilweiten Projekten unabdingbar, aber auch Kirchen, Jugendhilfe und Vereine sollten involviert sein. Die Umsetzung der Vorschläge und die Arbeitsteilung dazu müssen abgesprochen werden.
- **Qualifizierung** – Qualifizierungsangebote für die Beteiligten werden im Prozess begleitend angeboten. Das Engagement junger Menschen muss Anerkennung erfahren. Ein persönliches Empowerment für die beteiligten Jugendlichen wird angestrebt.
- **Differenzierte Wege** – Der Weg zur funktionierenden Jugendbeteiligung wird für jeden Stadtteil variiert oder neu erfunden. Repräsentative, offene, projektorientierte Formen oder e-participation können das Ergebnis sein. Der Weg ist u. a. abhängig davon, welche Interessen Jugendliche äußern und ob „Kümmerer“ ein Thema oder ein Projekt der „Jugendbeteiligung“ aufgreifen und hartnäckig verfolgen und einfordern können.

Perspektive der Jugendbeteiligung in Bremer Stadtteilen

Meine persönliche Vision:

- Alle Kinder und Jugendlichen haben ein Recht auf Beteiligung – in der Schule, in der Freizeiteinrichtung und in den Stadtteilen, bezogen auf verschiedene Felder – und kennen dieses auch.
- In Bremen ist Beteiligung selbstverständlich geworden, wir entwickeln eine Beteiligungskultur. In jedem Bremer Stadtteil gibt es ein erkennbares, veränderbares und strukturell verankertes Kinder- und Jugendbeteiligungsprojekt.
- Politik, Verwaltung, Schule und Jugendhilfe kooperieren produktiv.

Mein Leitfaden ist dabei ein Satz von Mahatma Ghandi geworden:

„Unter Demokratie verstehe ich, dass sie dem Schwächsten die gleichen Chancen einräumt wie dem Stärksten!“

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.

Was geht?

Vorstellung von innovativen Praxisbeispielen

Arbeitsgruppe 5: Passt schon? Funktioniert, was (da) drin steht? Umsetzung des 3. Münsteraner Kinder- und Jugendförderplans

SVEN KENTRUP

Leiter der Fachstelle Jugendförderung/Offene Ganztagschulen,

SVEN WERK

Stabstelle Fachcontrolling und Qualitätsentwicklung,

Amt für Kinder, Jugendliche und Familien der Stadt Münster

Der 3. Münsteraner Kinder- und Jugendförderplan

Das Kinder- und Jugendförderungsgesetz NRW verpflichtet das Land und damit auch die Kommunen, für jede Legislaturperiode einen Kinder- und Jugendförderplan aufzustellen. Das ist nicht in allen Bundesländern der Fall. Der Kinder- und Jugendförderplan ist für die Stadt Münster so etwas wie „die Bibel“ für die offene Kinder- und Jugendarbeit und die Jugendsozialarbeit. Der Kinder- und Jugendförderplan ist vom Ausschuss für Kinder, Jugendliche und Familien – vom politischen Gremium auch für die offene Kinder- und Jugendarbeit in Münster – verabschiedet worden und hat eine Gültigkeit von 2015-2019. Er ist die **strategische Ausrichtung**

- der offenen Kinder- und Jugendarbeit,
- der aufsuchenden Jugendsozialarbeit,
- der Jugendsozialarbeit,
- des erzieherischen Kinder- und Jugendschutzes.

Dort sind stadtweite Handlungsempfehlungen aufgeführt, die die Richtschnur bilden, wie in den nächsten fünf Jahren in der offenen Kinder- und Jugendarbeit und der Jugendsozialarbeit gearbeitet wird. Für die Kinder- und Jugendarbeit wurde die Stadt in sechs Bezirke aufgeteilt, deshalb enthält der Kinder- und Jugendförderplan auch bezirksbezogene Handlungsempfehlungen. Die stadtweiten Handlungsempfehlungen sind übergreifende Handlungsempfehlungen, d. h. sie betreffen Themen wie „Inklusion“ oder „minderjährige Flüchtlinge“ (deren Zahl im Vergleich zu den letzten Jahren übrigens rasant gestiegen ist).

An der Erstellung der stadtweiten Handlungsempfehlungen sind beteiligt:

- Amts- und Abteilungsleitung,
- Arbeitsgemeinschaften nach § 78 SGB VIII, vor allem die Arbeitsgemeinschaften Gender, Offene Kinder- und Jugendarbeit und Jugendsozialarbeit,
- Fachstellen
 - Jugendförderung,
 - Jugendsozialarbeit,
 - Erzieherischer Kinder- und Jugendschutz,
- Fachcontrolling und Jugendhilfeplanung.

In Münster gibt es 42 Einrichtungen der offenen Kinder- und Jugendarbeit und zusätzlich 11 Einrichtungen der aufsuchenden Jugendsozialarbeit, d. h. an 11 verschiedenen Stellen in Münster sind Streetworker in der aufsuchenden Jugendsozialarbeit tätig. Mit den Einrichtungen und der aufsuchenden Jugendsozialarbeit wurden die bezirksbezogenen Handlungsempfehlungen gemeinsam erarbeitet. An der Erstellung der bezirksbezogenen Handlungsempfehlungen sind demnach im Einzelnen beteiligt:

- Einrichtungen der offenen Kinder- und Jugendarbeit,
- Aufsuchende Jugendsozialarbeit,
- Sechs Jugendreferentinnen und Jugendreferenten des Amtes für Kinder, Jugendliche und Familien, die für die jeweiligen Bezirke zuständig sind.

Die Erarbeitung der Handlungsempfehlungen erfolgte anhand einer Orientierung an Leitfragen, um die Diskussion ein wenig zu kanalisieren. Dabei wurden jedoch nicht die Themen vorgegeben, sondern nur, in welche Richtung sich Kinder- und Jugendarbeit aus Sicht des Amtes für Kinder, Jugendliche und Familien weiterentwickeln soll. Die bezirksbezogenen Handlungsempfehlungen sind in einem prozessorientierten, kooperativen Dialog mit den Einrichtungen der offenen Kinder- und Jugendarbeit entstanden. Es fanden mehrere Treffen statt, zunächst gemeinsame Auftaktgespräche, danach haben sich die Jugendreferenten selbst mit den Kollegen vor Ort zusammengesetzt. Am Ende wurde ein Qualitätszirkel mit Vertretern aller Einrichtungen durchgeführt. Dort wurden alle Handlungsempfehlungen noch einmal abgestimmt und beschlossen. Die Einrichtungen der offenen Kinder- und Jugendarbeit und die Kollegen der aufsuchenden Jugendsozialarbeit waren demnach selbst aktiv und intensiv an der Gestaltung und Ausgestaltung des Kinder- und Jugendförderplans beteiligt.

Die Entwicklung der bezirksbezogenen Handlungsempfehlungen wurde zum Teil noch einmal detailliert auf die sechs Bezirke zugeschnitten. Dabei wurden Merkmale und das Besondere am und im Bezirk in Betracht gezogen, zum Beispiel, ob es sich um einen Bezirk handelt, in dem sich problematische Stadtteile befinden, ist der Bezirk besonders groß oder eher ländlich geprägt, liegt er in der Innenstadt, gibt es viele oder eher wenige Einrichtungen usw. Teilweise wurden diese Untersuchungen bis in den einzelnen Stadtteil heruntergebrochen. In Münster gibt es beispielsweise den Stadtteil „Kinderhaus“. Das ist ein Stadtteil, der sozial interessant ist. Ganz in der Nähe liegt aber auch der extrem ländlich geprägte Stadtteil Sprakel, beide Stadtteile gehören zum Bezirk Nord, sind jedoch völlig verschieden und benötigen daher unterschiedliche Handlungsempfehlungen. Außerdem wurde darauf geschaut, welche speziellen Anforderungen (z. B. neue Flüchtlingseinrichtung) an die jeweiligen Bezirke gestellt werden. Die stadtweiten Anforderungen und Handlungsempfehlungen (z. B. Inklusion) wurden für die Bezirke und Stadtteile operationalisiert.

Umsetzung der Handlungsempfehlungen in den Bezirken und Stadtteilen

Nach der Erarbeitung des Kinder- und Jugendförderplanes droht die Gefahr, dass man diesen erst einmal in die Schublade legt und erst kurz vor Ablauf der Gültigkeit in Aktionismus verfällt, um die vereinbarten Handlungsempfehlungen zu erfüllen. Das sollte in Münster unbedingt vermieden werden. Auch die Vertreter der Einrichtungen waren der Ansicht, dass man sich sofort die Umsetzung der Handlungsempfehlungen vornehmen

sollte. Ein gutes Instrument dazu ist der sogenannte Wirksamkeitsdialog. Das bedeutet, dass mit den Einrichtungen Jahresgespräche geführt werden, es werden Zielvereinbarungen geschlossen und die Einrichtungen verfassen einen Verwendungsnachweis. In den Jahresgesprächen mit den Einrichtungen wird über die Handlungsempfehlungen, die vereinbart wurden, und über deren Umsetzung gesprochen. Zusätzlich findet zweimal jährlich ein Qualitätszirkel mit allen Einrichtungen der offenen Kinder- und Jugendarbeit statt.

Außerdem gibt es Netzwerke sowie Stadtteilarbeitskreise, in denen auch andere Akteure einbezogen werden. Zudem finden bezirksbezogene Fachtreffen statt. Denn es geht nicht nur um Handlungsempfehlungen und Arbeitsfelder, die die Einrichtungen der offenen Kinder- und Jugendarbeit betreffen, sondern auch um andere Institutionen wie den kommunalen Sozialdienst oder auch die Sportvereine im Bezirk.

Mehrere Wege führen zum Ziel

Auf die Frage, ob das, was im Förderplan steht, auch funktioniert, können wir aus der Sicht des Controllings zum einen auf die Jahresberichte der Einrichtungen u. a. mit Nennung der Angebotsfelder in der offenen Kinder- und Jugendarbeit verweisen. Am Ende des Jahres wird u. a. damit überprüft, ob eine bedarfsgerechte Verteilung von Angeboten über die Stadtteile und die Einrichtungen sichergestellt werden konnte. Ergänzend verfassen die Fachstellen entsprechende Jahresberichte.

Es gibt unterjährige Controllingberichte, die auf das gesamte Jugendamt ausgerichtet sind und damit selbstverständlich auch quartalsweise die Produktgruppe der offenen Kinder- und Jugendarbeit abbilden.

Darüber hinaus gibt es ein Controllingverfahren auf der Basis einer systematischen zielorientierten Beschreibung und darüber hinaus Evaluationsprojekte, die wir oftmals entweder vor die Controllingverfahren schalten, um Dinge besser kennen zu lernen, oder zusätzlich installieren, um mehr Wissen über Angebote von freien Trägern und deren Wirksamkeit zu erlangen.

Diese beiden Verfahren können Sie möglicherweise in einen eigenen Kinder- und Jugendförderplan einbauen oder auch in eigenen Projekten verwenden.

Controllingverfahren auf der Basis einer systematischen zielorientierten Beschreibung

Auf der Basis der erarbeiteten Ziele wird systematisch und strukturiert erarbeitet, wie diese zahlenmäßig abgebildet werden können. Die Arbeitsschritte dieses Verfahrens sind im Einzelnen:

- Benennung der wesentlichen Ziele des Angebotes,
- Festlegung und Beschreibung der Arbeitsschritte und Methoden, zusammen mit den Kollegen vor Ort,
- Erarbeitung von Indikatoren, an denen die Zielerreichung gemessen werden kann,
- Bestimmung von Zielkennzahlen für die vereinbarten Ziele, die zum Teil in aggregierter Form in den Haushalt aufgenommen werden, weil wir denken, dass wir mit

der Haushaltssprache unser Anliegen an die Entscheidungsträger besser herantragen können und Transparenz in der Außendarstellung Einfluss auf Entscheidungen hat.

- Vereinbarung über Art und Weise der Arbeits- und Zieldokumentation. Ziel ist es dabei, den normalen Work-Flow mitzunehmen und so wenig wie möglich an zusätzlichen Dokumentationspflichten zu produzieren. In vielen Fällen arbeiten die Kollegen ohnehin mit Datenbanken, wobei diese Daten dann in den Controllingprozess einfließen.

Das Verfahren gestaltet sich im Wesentlichen stets als Qualitätsentwicklungsprozess und als Selbstvergewisserung des eigenen Handelns vor Ort.

Beispiel Jugendsozialarbeit: Sicherstellung des Schulbesuches durch Angebote der Jugendhilfe

Zur Erläuterung des Controllingverfahrens soll ein Prozess aus dem Bereich „Jugendhilfe an Schulen“ dienen. Es ist ein Beispiel aus der Hauptschule, aber der Prozess findet ebenso in der Förderschule oder Grundschule Anwendung.

Ziel dieses Prozesses ist es, dass die Eltern nach drei Beratungsterminen entweder in ihrer Elternrolle gestärkt sind oder an Kooperationspartner weitervermittelt werden. Ob die drei Beratungstermine nun die „richtige Zahl“ sind, darüber könnten wir lange streiten. Das kann bei Ihnen vor Ort ganz anders aussehen. Bei uns ist diese Zahl darin begründet, dass nach mehr als drei Beratungsterminen z. B. an die Erziehungsberatungsstelle verwiesen wird.

Die Arbeitsschritte und das methodische Vorgehen wurden mit den Kollegen gemeinsam erarbeitet: Mit den Eltern wird im Erstgespräch das Beratungsanliegen geklärt, Ziele werden vereinbart und in Form eines Kontrakts fixiert. Das hörte sich zunächst für den einen oder anderen Kollegen etwas schwierig und neu an, aber als wir die Dinge, die ohnehin im Arbeitsprozess abgebildet werden, durchgegangen sind, wurde klar, dass hier nur anders strukturiert wird. In weiteren Beratungsgesprächen werden konkrete Handlungsschritte zu den vereinbarten Zielen erarbeitet. Nach maximal drei Beratungsgesprächen werden die vereinbarten Ziele überprüft. Entweder ist das Anliegen/Problem bearbeitet oder es ist eine Vermittlung der Eltern zu einem Kooperationspartner erfolgt. Das heißt, das Prinzip der „Geeignetheit von Hilfen“ aus dem Bereich der Hilfen zur Erziehung fließt in diesen Prozess ein und wird so auch beschrieben.

Die **Messung der Zielerreichung** erfolgt über die Indikatoren, die auch dokumentiert werden:

- Anzahl der Eltern, die nach drei Beratungsterminen weitergehenden Unterstützungsbedarf haben und an Kooperationspartner weitervermittelt wurden,
- Anzahl der Eltern, die nach drei Beratungsterminen weitergehenden Unterstützungsbedarf haben, aber keine weiteren Angebote in Anspruch nehmen,
- Anzahl der Eltern, mit denen im Erstgespräch keine Zielvereinbarung geschlossen wurde,

- Anzahl der Eltern, die nach drei Beratungsterminen keinen weitergehenden Unterstützungsbedarf haben.

Für diesen Prozess wurden folgende **Zielkennzahlen** festgelegt:

- 60 Prozent der Eltern haben nach drei Beratungsterminen keinen weitergehenden Unterstützungsbedarf.
- 30 Prozent der Eltern wurden an einen Kooperationspartner vermittelt.

In diesem Beispiel aus der Jugendsozialarbeit geht es in erster Linie um Einzelfallhilfen. Dabei kann man die Ziele und Zielerreichung sehr gut nachvollziehen. Die zugrundeliegende Systematik findet auch in anderen Bereichen Anwendung, die relevanten Leistungsbereiche dazu sind in den Handlungsempfehlungen des kommunalen Kinder- und Jugendförderplans beschrieben.

Beispiel für ein Evaluationsprojekt: Motopädische Förderung § 13 Abs. 1 SGB VIII

Bei diesem Beispiel handelt es sich um ein Angebot eines freien Trägers, das nicht zum Standardrepertoire der Kinder- und Jugendarbeit/Jugendsozialarbeit gehört. In diesem Bereich sind wir noch nicht so weit, dass wir genaue Ziele definieren können und Arbeitsschritte und Methoden beschrieben haben. Deshalb wird zunächst in einem Evaluationsprojekt untersucht, wie die Anforderungen aus der Leistungsvereinbarung umzusetzen sind.

Das Angebot wird pauschal für maximal 50 Kinder und Jugendliche mit maximal 50 Sitzungsterminen á 45 Minuten im Jahr gefördert. Aufgrund der Haushaltskonsolidierung war die Weiterförderung nicht gesichert. Schließlich wurde entschieden, dass dieses Angebot weiter gefördert wird, wenn ein Controllingverfahren installiert wird.

Das Prinzip „vorhandene Dokumentation zu nutzen und ggf. weiterzuentwickeln“ ist ähnlich wie bei dem Verfahren der „zielorientierten Beschreibung“, denn es existierte bereits ein entsprechender Förderplan. Wir haben versucht, diesen noch einmal gemeinsam mit den Kollegen abzubilden, um dann den zweiten Schritt zu gehen, nämlich die Ziele festzuschreiben, die Zielkennzahlen zu bestimmen und bestimmte Dinge zusammenzuführen, aber zunächst ging es darum, dieses Feld besser zu verstehen. Es muss am Ende in den Gesamtplan hineinpassen.

Die **Abbildungen 1 bis 6** geben eine **Übersicht über den mototherapeutischen Förderplan**, bei dem es u. a. um die Bewertung der Wahrnehmungsverarbeitung geht. Auf der anderen Seite spielt das Thema „Motorik“ eine Rolle.

Mototherapeutischer Förderplan			
Name des Kindes			
Anschrift			
Geburtsdatum		Alter	
Geschlecht	männlich	weiblich	
Motopäde			
Behandlungsanlass			
Wahrnehmungsverarbeitung			
Motorik			
Sozialverhalten			
Emotionalität			
ADS/ADHS			
Initiierung / Anregung der Förderung			
Schule		Arzt	
Eltern		Psychologe/ therap. Praxis	
sonstige			

Aus der am _____ durchgeführten Motodiagnostik und den Beobachtungen in den Therapie-
stunden zeigen sich folgenden Ergebnisse:

Abbildung 1

© Amt für Kinder, Jugendliche und Familien, Stadt Münster

Wahrnehmungsverarbeitung	nicht auffällig	auffällig	Bemerkung
Taktile Wahrnehmung			
Kinästhetische Wahrnehmung			
Vestibuläre Wahrnehmung			
Auditive Wahrnehmung			
Visuelle Wahrnehmung			

Abbildung 2

© Amt für Kinder, Jugendliche und Familien, Stadt Münster

Individuelle Belastungsfaktoren	
	Auffälligkeiten im Sozialverhalten in der Schule (Aussenseiterposition, zunehmende Aggressionsbereitschaft, geringe Lenkbarkeit, fehlende Integrierbarkeit in der Gruppe, Leistungsverweigerung, Einzelgängertum, hohe Fehlzeiten....)
	Persönliche Schwierigkeiten (geringes Selbstwertgefühl, Unsicherheit, Versagensängste, Introvertiertheit, Konzentrationsschwäche, Wahrnehmungsstörung, unzureichende Lernmotivation....)
	Physische Faktoren (Krankheit, Entwicklungsrückstände, psychosomatische Symptome wie Einnässen, Einkoten,)
	Familiäre Aspekte
_____	- kinderreiche Familie/Geschwisterrivalität
_____	- schwierige familiäre Situation
_____	- Überforderung der Eltern/des Elternteils (z.B. Suchtverhalten, Erkrankung)
_____	- Gestörte Eltern-Kind-Beziehung
_____	- Bildungsdefizite der Eltern (Analphabetismus....)
_____	- Mangelnde Unterstützung der Eltern / Desinteresse / milieubed. Schwierigkeiten
_____	- Alleinerziehender Elternteil
_____	- Trennung/Scheidung
_____	- Berufsbedingte Abwesenheit der Eltern
_____	- Ausfall beider Elternteile

Abbildung 3

© Amt für Kinder, Jugendliche und Familien, Stadt Münster

Motorik	nicht auffällig			auffällig			Bemerkung
Tonusregulation							
Gesamtkörperkoordination							
Gleichgewicht							
Feinmotorik							
Graphomotorik							
Augenmuskelkontrolle							
Lateralität							
Motorische Unruhe							

Abbildung 4

© Amt für Kinder, Jugendliche und Familien, Stadt Münster

Diese Dinge kommen aus dem ganz normalen Work-Flow dessen, was die Kollegen im mototherapeutischen Bereich dokumentieren. Darüber hinaus ist es für uns wichtig, dass wir auch individuelle Belastungsfaktoren identifizieren können, um Erkenntnisse für die Jugendhilfeplanung zu generieren.

Es werden daraufhin Therapieziele formuliert (**Abbildung 5**) und am Ende in einem Bogen mit der Einschätzung über die Zielerreichung (**Abbildung 6**) bewertet.

Daraus ergeben sich folgende Therapieziele:	
	Bewältigung von Wahrnehmungsstörungen
	Bewältigung von Bewegungsstörungen
	Verringerung der Verhaltensauffälligkeiten in der Schule
	Verringerung der Verhaltensauffälligkeiten im Elternhaus
	Verringerung der Verhaltensauffälligkeiten im Alltag

Abbildung 5

© Amt für Kinder, Jugendliche und Familien, Stadt Münster

Einschätzung Zielerreichung					
Bewältigung von Wahrnehmungsstörungen					
	gut				schlecht
Kind					
Eltern					
Motopäde					
Bewältigung von Bewegungsstörungen					
	gut				schlecht
Kind					
Eltern					
Motopäde					
Verringerung der Verhaltensauffälligkeiten in der Schule					
	gut				schlecht
Kind					
Eltern					
Motopäde					
Verringerung der Verhaltensauffälligkeiten im Elternhaus					
	gut				schlecht
Kind					
Eltern					
Motopäde					
Verringerung der Verhaltensauffälligkeiten im Alltag					
	gut				schlecht
Kind					
Eltern					
Motopäde					

Abbildung 6 © Amt für Kinder, Jugendliche und Familien, Stadt Münster

Die Zielerreichung wird, bezogen auf die Therapieziele, von allen drei Beteiligten bewertet (Kinder, Eltern und Motopäden). Das Modul für die Kinder ist hier genauso dargestellt wie für die Eltern. In der Praxis allerdings arbeiten die Motopäden mit „Smilies“, wenn sie mit Kindern die Einschätzung der Zielerreichung vornehmen, und übertragen die Ergebnisse in den Verfahrensbogen (**Abbildung 6**).

Das sollen zwei Beispiele dafür sein, wie wir versuchen, das, was wir tun, in Zahlen abzubilden. Wir dokumentieren möglicherweise mehr als andere. Wir bilden jedoch bewusst nicht das gesamte Arbeitsfeld ab, sondern wir orientieren uns an den Punkten, die ohnehin vorhanden sind, die aber vielleicht noch ein wenig angereichert und qualifiziert werden können.

Bei diesem „Ausschnitt der Arbeitswirklichkeit“, das betonen wir an jeder Stelle, generieren wir Daten und strukturierte Einschätzungen über den Umfang, die Qualität und zum Teil über die Wirkung von Leistungen. Trotz der vorhandenen Verfahren stehen wir immer noch am Anfang und sind noch lange nicht fertig.

Vielen Dank. Wir freuen uns, mit Ihnen nun in die Diskussion zu treten.

Kinder- und Jugendförderplan der Stadt Münster:
<http://www.muenster.de/stadt/jugendamt/publikationen.html>

Was geht?

Vorstellung von innovativen Praxisbeispielen

Arbeitsgruppe 6: „Change agents“ im ländlichen Raum. Regionalmanagement – eine neue Aufgabe für die Jugendarbeit?

PROF. DR. PÄD. JOACHIM FAULDE

Professor für Theorien und Konzepte Sozialer Arbeit im Fachbereich Sozialwesen,
Katholische Hochschule Nordrhein-Westfalen, Paderborn

Der Ansatz, den ich Ihnen vorstelle, ist kein vollständig ausgearbeitetes Modell, wie Jugendarbeit als Regionalmanagement betrieben werden kann, sondern es hat den Charakter einer praktisch-theoretischen Skizze. Den theoretisch-wissenschaftlichen Hintergrund werde ich Ihnen gleich näher erläutern; die praktische Erfahrungsbasis geht auf ein Studienprojekt an der Hochschule zurück. Gemeinsam mit der Katholischen Landjugendbewegung Deutschlands (KLJB) führe ich seit neun Jahren eine sogenannte Dorfanalyse mit Studierenden aus dem Fachbereich Sozialwesen unserer Hochschule durch. Wir untersuchen dabei die Sozialstruktur eines Dorfes nach einem bestimmten Verfahren. In den letzten Jahren zeigte sich jedoch immer deutlicher, dass dieser Ansatz nur begrenzt dazu geeignet ist, die vielschichtige Wirklichkeit im ländlichen Raum angemessen abzubilden. Insbesondere die regionalen Bindungen vieler Dörfer und deren strukturelle Anbindungen an eine übergeordnete Region wurden mit diesem Ansatz nur unzureichend erfasst. Daher haben wir den Ansatz der Dorfanalyse weiterentwickelt. Das neue Verfahren der Regionalanalyse haben wir bereits in der kommunalen Praxis erprobt und werden es in weiteren Regionen erneut anwenden. Das Projekt der Regionalanalyse, besonders die praktische Seite, ist in einem Block und mit verschiedenen Einträgen auf der Homepage der Akademie Junges Land der Katholischen Landjugendbewegung¹ dokumentiert.

Ich bin dem Kollegen Wendt sehr dankbar, dass er heute noch einmal die politische Dimension der Jugendarbeit und die Aufgabe des politischen Handelns von Jugendarbeitern/-innen herausgestellt hat. Regionalmanagement in der Jugendarbeit ist ein Ansatz zur politischen Arbeit mit Jugendlichen und für Jugendliche im ländlichen Raum.

Jugendarbeit und Raumplanung – gemeinsame Akteure in ländlichen Regionen!?

Bei dem Ansatz „Jugendarbeit und Regionalmanagement“ geht es unter anderem darum, Bündnispartner für infrastrukturelle Veränderungen zu finden. Dies ist ein ganz entscheidender Punkt bei der Einmischung in kommunale Entscheidungsprozesse und für die Mitgestaltung bei regionalen Planungen. Man kann nur nachhaltig und effektiv Dinge anstoßen und bewegen, wenn Bündnispartner vorhanden sind. Ein Bündnispartner für die Jugendarbeit kann die jeweilige Raum- bzw. Regionalplanung sein. Es ist ein Bündnispartner, der zunächst fremd erscheint, weil es sich um unterschiedliche Sachbereiche handelt, die bisher sehr eigenständig und unabhängig voneinander in je eigenen Sachge-

¹ www.jungesland.de

bieten tätig sind. Gleichwohl steckt sehr viel Potenzial in einer entsprechenden Zusammenarbeit, da es beiden um eine aktive und rege Beteiligung von Bürgerinnen und Bürgern an Planungen geht, mit dem Ziel, strukturelle Vorgaben für die zukünftige Gestaltung ländlicher Räume zu machen. Jugendarbeit wird so zum aktiven Mitgestalter des ländlichen Raums und nicht nur passiver Zuschauer bei Planungsprozessen, die nach Entscheidungen in den politischen Gremien der Kommune anschließend in die Praxis umgesetzt werden.

Zur Situation der Daseinsvorsorge im ländlichen Raum

Sozialräumliche Jugendarbeit ist uns allen seit Jahren geläufig und selbstverständlich. Sozialraumorientierung meint die Einbindung der individuellen Lebenswelt in den Sozialraum und die subjektive Aneignung des Sozialraumes. Letztlich geht es um das Verhältnis des Individuums zum Sozialraum bzw. zur Region. Die Sozialraumorientierung enthält auch eine strukturelle und eine gesellschaftliche Dimension. Wenn man sich allerdings die Praxis der sozialräumlichen Jugendarbeit ansieht, so fällt auf, dass die Methodenliteratur und die Dokumentationen zahlreicher Projekte zur Sozialraumorientierung vorrangig auf die Erkundung und Aneignung des sozialen Nahraumes ausgerichtet sind. Man geht dabei von dem einzelnen Jugendlichen als Subjekt aus, das seinen jeweiligen Sozialraum erkundet und beschreibt.

Sozialräumliche Jugendarbeit ist aber mehr als nur eine Erkundung und Aneignung des sozialen Nahraumes. Vor allem die Lebenswelt von Jugendlichen im ländlichen Raum ist regional strukturiert. Das heißt, jugendliche Lebenswelten im ländlichen Raum lassen sich nicht mehr auf den sozialen Nahraum – das Dorf – reduzieren. Das wird u. a. besonders bei einem Blick auf die Schulstrukturen deutlich. Die meisten Kinder und Jugendlichen pendeln täglich zum Schulbesuch in die nächstliegende Kleinstadt; auch Freizeit- und Kulturangebote gibt es häufig nicht im eigenen Heimatdorf, sie sind vielmehr regional ausgerichtet.

Sozialräumliche Jugendarbeit auf dem Land muss sich dieser regionalen Ausrichtung konzeptionell annehmen und das bedeutet: Die subjektbezogene Dimension der Aneignung des Sozialraumes ist durch eine objektbezogene Ebene zu ergänzen; d. h. die strukturellen Lebensbedingungen einer Region sind in ihren historischen und gegenwärtigen Ausprägungen zu thematisieren. Der gesellschaftliche Wandel des ländlichen Raumes ist dabei in den Blick zu nehmen, wie zum Beispiel die Abwanderungstendenzen junger Menschen, die demografische Entwicklung und die Probleme der Landwirtschaft, die den ländlichen Raum und die Lebensbedingungen weitreichend verändern. Das alles sind strukturelle Veränderungen der Lebenswelten im ländlichen Raum. Diese Zusammenhänge kann und darf die Jugendarbeit nicht einfach ignorieren und so tun, als bliebe alles so wie es war und ist.

Die Folgen des demografischen Wandels werfen – besonders in ländlichen Regionen abseits von Ballungszentren – die Frage nach der öffentlichen Verantwortung für die Daseinsvorsorge für junge Menschen auf. Es geht um die soziale Infrastruktur im ländlichen Raum, nämlich um Kitas, Schulen, Freizeitangebote, kulturelle Angebote, öffentlicher Nahverkehr, Vereine, Kirchen, die medizinische Versorgung usw., nicht zu vergessen um das Angebot an Lebensmitteln und entsprechenden Geschäften, Cafés und Gaststätten.

Dies sind alles Teile der Daseinsvorsorge und einer sozialen Infrastruktur, die sich schrittweise auflöst. Je weiter die Regionen von den Ballungszentren entfernt liegen, desto stärker zeichnet sich ein Erosionsprozess der sozialen Infrastruktur ab.

Damit stellt sich umso dringender die Frage nach der öffentlichen Verantwortung für die Daseinsvorsorge für junge Menschen im ländlichen Raum und um die Aufrechterhaltung der Daseinsvorsorge in der Zukunft. Bezogen auf die Jugendarbeit heißt das: Welche Angebote brauchen junge Menschen, damit das Aufwachsen unter diesen veränderten Rahmenbedingungen im ländlichen Raum auch in Zukunft gelingen kann? Eines wird vor diesem Hintergrund deutlich: Die Sicherung der regionalen Daseinsvorsorge wird in Zukunft nur durch eine Arbeitsteilung zwischen kommunalen und zivilgesellschaftlichen Akteuren möglich sein.

Das veränderte Selbstverständnis der Raumplanung

Die Raumplanung ist ein eigenständiges Sachgebiet, das traditionell insbesondere auf die Bau- und Verkehrsplanung sowie Wirtschaftsförderung ausgerichtet ist; das Gebiet ist hierarchisch strukturiert, rechtlich stark normiert und läuft nach bestimmten formalen Prozessen ab. Der Kreistag fällt Entscheidungen, die von der Raumplanung umgesetzt werden. Sie verfährt nach einer Top-Down-Strategie. Vielfach werden die Entscheidungen auf Landkreisebene getroffen, in einigen Bundesländern auch auf Bezirksebene; dieser Ansatz wird in der Fachdiskussion als „Government“ bezeichnet.

Eine hierarchisch strukturierte, rechtlich normierte Raumplanung wird den komplexen Problemlagen im ländlichen Raum jedoch nicht gerecht. Es wird zunehmend festgestellt, dass Bürgerinnen und Bürger, Jugendliche und Kinder in Planungsprozesse einzubeziehen sind. Die Raumplanung muss in einer demokratischen Art und Weise vollzogen werden, in der die verschiedenen Akteure und Interessengruppen einer Region an einem Runden Tisch die einzelnen Planungsschritte diskutieren, nach Lösungen für einzelne Probleme suchen, Kompromisse schließen und so einzelne Planungsschritte gemeinsam vollziehen.

Nach diesem neueren Verständnis der Raumplanung gewinnen kooperative, bürgernahe, konsensorientierte Formen der Steuerung regionaler Entwicklungsprozesse eine zunehmend größere Bedeutung. Dies wird in der Fachdiskussion der Raumplanung als „Governance“ bezeichnet, d. h., sie hat eine Lenkungs- und Steuerungsfunktion, die nach demokratischen Prinzipien verläuft, in die möglichst viele Akteure einbezogen werden und die nicht hochgradig formalisiert ist, sondern einen hohen informellen Anteil aufweist.

In der Praxis der Raumplanung werden zunehmend Umfragen und Bürgerforen durchgeführt, Runde Tische eingerichtet und Zukunftswerkstätten abgehalten, um die Bewohnerinnen und Bewohner einer Region aktiv in Planungs- und Entscheidungsprozesse einzubeziehen.

Jugendarbeit als Regionalentwicklung

In der Regionalentwicklung bietet sich für die Jugendarbeit ein Ansatzpunkt zum politischen Handeln, z. B., wenn es um Schul- und Verkehrsplanungen geht. Zwei Formen des politischen Handelns sind in diesem Kontext möglich:

1. Die Mitarbeit in Arbeitsgruppen, um Themen – gemeinsam mit Jugendlichen – in einen Planungsprozess einzubringen. Häufig werden Arbeitsgruppen zu unterschiedlichen Themen gebildet. Der Jugendarbeiter/die Jugendarbeiterin kann sich gemeinsam mit Jugendlichen in entsprechende Diskussionsprozesse einbringen. Es kommt dabei nicht darauf an, dass sich eine möglichst große Anzahl von Jugendlichen beteiligt. Auch wenn nur zwei oder drei Jugendliche mitmachen und ein Interesse an dem Thema zeigen, ist es sinnvoll, diese in den Prozess einzubinden.
2. Die Jugendarbeit übernimmt die Federführung in bestimmten Bereichen der Regionalentwicklung, bringt Akteure zusammen und initiiert Veränderungsprozesse. Dieser Ansatz ist wesentlich zeitintensiver als die erste Form. Jugendarbeit kann aber so aus ihrer Nische heraustreten und etwas anstoßen – Probleme auf die Tagesordnung bringen, Akteure dazu einladen und gemeinsam nach Veränderungsmöglichkeiten im Rahmen einer Regionalplanung suchen.

Was unterscheidet Regionalentwicklung vom Regionalmanagement? Regionalentwicklung ist die offizielle Planung einzelner Vorhaben und Projekte in einem bestimmten Sachgebiet. Die Aufgabe des Regionalmanagements besteht in der Umsetzung der Planungen, d. h., es gilt Kräfte zu mobilisieren, Akteure zu motivieren und einzelne Handlungsschritte für die Realisierung zu definieren und diese auf den Weg zu bringen.

Legitimation der Jugendarbeit zum Engagement in der Regionalentwicklung

Nun stellt sich die Frage: Warum soll sich die Jugendarbeit in dieses politische Feld hineinbegeben? Für das Engagement in der Regionalentwicklung gibt es eine eindeutige Legitimation und einen klaren Auftrag im SGB VIII, § 1, Abs. 3: Die Kinder- und Jugendhilfe „soll dazu beitragen, positive Lebensbedingungen für junge Menschen, ihre Familien sowie eine familien- und kinderfreundliche Umwelt zu erhalten oder zu schaffen.“

Sie kennen alle diesen Gedanken des Kinder- und Jugendhilfegesetzes, aber dieser Ansatz wird im Kontext aktueller Probleme immer wieder in den Hintergrund gedrängt, obwohl dieser Aspekt einen zentralen Ausgangspunkt für alle Bemühungen in der Kinder- und Jugendhilfe darstellt. Die familien- und kinderfreundliche Umwelt beinhaltet nicht nur Freizeitangebote, sondern auch Bildungsangebote, den öffentlichen Nahverkehr, Geschäfte und Gaststätten oder ein Bürgerhaus, das mehreren Generationen in der Region als Begegnungsort dient. Daraus ergibt sich die Aufforderung an die Jugendhilfe, sich auch in zunächst fremde Sachbereiche einzumischen und so die Strukturen und Angebote in der Region mitzugestalten. Nach meiner Wahrnehmung orientiert sich die Regionalplanung bisher überwiegend an der ökonomischen Entwicklung einer Region; soziale Belange werden leider in der Regionalplanung bisher weitgehend vernachlässigt, obwohl diese einen wichtigen Baustein für die Lebensqualität einer Region darstellen.

Kompetenzen der Jugendarbeit für das Regionalmanagement

Jugendarbeiter/innen sind durch ihre für die Jugendarbeit erforderlichen Grundqualifikationen befähigt, am Regionalmanagement mitzuwirken. Sozialpädagogische Fachkräfte in der Jugendarbeit verfügen über grundlegende Qualifikationen und persönliche Kompetenzen, die ein erfolgreiches Regionalmanagement auszeichnen:

- Projekt- und Kontraktmanagement,
- Kooperation und Vernetzung,
- Partizipation und Aktivierung,
- Kommunikation und Selbstorganisation.

Diese Kompetenzen sind Grundlage für eine qualifizierte sozialraumorientierte Jugendarbeit und sind ebenso für ein erfolgreiches Regionalmanagement erforderlich: Verschiedene Akteure sind in einen Meinungsbildungsprozess einzubinden, es sind Ideen und Vorhaben zu vermitteln und zu diskutieren. Dies sind die professionellen Stärken von Jugendarbeiter/-innen, wenn sie kommunikative Prozesse anstoßen und zielführend begleiten. Diese sozialkommunikative Kompetenz zeichnet Jugendarbeiter/-innen – im Gegensatz zu vielen Raumplanern, Betriebswirtschaftlern, Ingenieuren – aus, die sich vielfach hauptberuflich im Bereich der Regionalentwicklung bewegen.

Auswirkungen für die Jugendarbeit

Wenn sich Jugendarbeit aktiv im Regionalmanagement engagiert, verlässt sie ihre Nische und rückt ins Zentrum öffentlicher Aufmerksamkeit. Die Jugendarbeit wird nicht mehr an den Rand gedrängt oder nimmt nur noch eine Ordnungsfunktion wahr, in der sie für Ruhe und Ordnung in der Kommune sorgt, so wie es von manchen politischen Entscheidungsträgern gewünscht wird. Die Jugendarbeit im Kontext der Regionalentwicklung wird neu und positiv wahrgenommen, vor allem, wenn sie Jugendliche in die Planungs- und Entscheidungsprozesse der Regionalentwicklung einbinden kann. Entscheidend ist dabei nicht eine hohe Anzahl von Jugendlichen, die dafür gewonnen werden. Zunächst geht es darum, dass sich die Jugendarbeit in Planungs- und Umsetzungsprozesse einbringt; auf diese Weise können Jugendliche feststellen, dass hier konkrete Partizipationsmöglichkeiten bei der Gestaltung der Region bestehen.

Für Jugendliche hat diese Mitwirkung am Regionalmanagement ebenfalls eine große Bedeutung. Sie bringt

- soziale Anerkennung,
- ein gestiegenes Selbstwertgefühl und
- die Erfahrung von Selbstwirksamkeit.

Wenn auch vielfach nur kleine Dinge angestoßen oder verändert werden, so dürfen die Wirkungen nicht unterschätzt werden. Die Jugendlichen fühlen sich wertgeschätzt, wenn sie im Gespräch mit dem Bürgermeister oder mit anderen Akteuren in Planungsgruppen merken, dass ihnen zugehört wird. Dies eröffnet ihnen ganz neue Lebenswelten. Sie finden sich durch solche positiven Erfahrungen eher bereit, nach der Ausbildung oder einem Studium wieder in ihre Region zurückzukehren. Nach einschlägigen Untersuchungen zu den Bindungen Jugendlicher an den ländlichen Raum haben diejenigen Jugendlichen besonders starke Bindungen an den ländlichen Raum, die Erfahrungen der Selbstwirksamkeit in kommunalen politischen Entscheidungsprozessen machen konnten. Dieses Phänomen kann ich auch sehr deutlich bei Studierenden an unserer Hochschule feststellen, denn Paderborn ist vom ländlichen Raum umgeben und hat viele Pendler aus der ländlichen Umgebung. Die Studierenden kommen zum Studium in die Großstadt; viele

wollen aber später wieder zurück in ihren Heimatort. Dies hängt mit persönlichen Bindungen zusammen, mit Freunden, mit der Familie, mit Cliquen, Vereinen usw. Das ist ein entscheidender Faktor, auch wenn die Arbeitsplatzsituation häufig nicht optimal ist. Diese Bindungen können durch ein Engagement in der Regionalentwicklung deutlich verstärkt werden.

Die Ausgangsfrage dieser Tagung „Noch Raum für offene Jugendarbeit?“ möchte ich in der Weise beantworten, dass es noch viel Raum für die offene Jugendarbeit gibt. Nutzen Sie diesen Raum und mischen Sie sich mit Jugendlichen in die Raumplanung und in das Regionalmanagement ihrer Kommune und ihrer Region ein.

Literatur

Beetz, St./Brauer, K./Neu, C. (Hrsg.): Handwörterbuch zur ländlichen Gesellschaft in Deutschland, Wiesbaden, 2005.

Ritter, E.-H.(Hrsg.): Handwörterbuch der Raumordnung, Hannover 2005.

Böhnisch, L.: Räume, Zeiten, Beziehungen und Ort der Jugendarbeit, in: deutsche jugend, 2/2002, S. 70-77.

Bühler, J./ Weber, G.: Qualifizierungsbedarf und Anforderungsprofile für das Berufsfeld „Regionalentwicklung“ – Expertise im Auftrag des Bundesministeriums für Verbraucherschutz, Ernährung und Landwirtschaft (BMVEL), Berlin 2002.

Bundesministerium für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung (BMVBS) (Hrsg.): Daseinsvorsorge im europäischen Vergleich, Problemwahrnehmung, Lösungsstrategien, Maßnahmen, BMVBS-Online-Publikation 4/2013.

Dehne, P.: Ein Umbau der Daseinsvorsorge in ländlichen Regionen ist notwendig, in: Bundesanstalt für Landwirtschaft und Ernährung (Hrsg.): Daseinsvorsorge in ländlichen Regionen unter Druck, Wie reagieren auf den demografischen Wandel?, Bonn 2013.

Deinet, U.: Sozialräumliche Jugendarbeit, Grundlagen, Methoden, Praxiskonzepte, 3.überarbeitete Aufl. Wiesbaden 2009.

Diebel, S./ et.al. (Hrsg.): Soziale Arbeit in ländlichen Regionen, Wiesbaden 2012.

Faulde, J.: Jugendarbeit im ländlichen Raum zwischen Rückzug und Innovation, Regionalmanagement – eine neue Aufgabe für die Jugendarbeit?, in: deutsche jugend, 62. Jg. 2014, H 5. S. 210-220.

Faulde, J./ Hoyer, B./ Schäfer, E.(Hrsg.): Jugendarbeit in ländlichen Regionen, Entwicklungen, Konzepte und Perspektiven, Weinheim 2006.

Fürst, D.: Projekt- und Regionalmanagement, in: Akademie f. Raumforschung und Landesplanung (ARL)(Hg.): Methoden und Instrumente der räumlichen Planung, Hannover 1998, S. 237-253.

Hahne, U.: Zukunftskonzepte für schrumpfende ländliche Räume, von dezentralen und eigenständigen Lösungen zur Aufrechterhaltung der Lebensqualität und zur Stabilisierung der Erwerbsgesellschaft, in: Neues Archiv für Niedersachsen, Zeitschrift für Stadt-, Regional- und Landesentwicklung, 1/2009, S. 2-25.

Langhagen-Rohrbach, Chr.: Raumordnung und Raumplanung, 2. Aufl. Darmstadt 2010.

Maus, F. /Nodes, W. /Röh, D.: Schlüsselkompetenzen der Sozialen Arbeit, Schwalbach 2008.

Rostock, S.: Soziale Räume managen, in: Kluschatzka, R.-E. /Wieland, S.(Hrsg.): Sozialraumorientierung im ländlichen Kontext, Wiesbaden 2009,S. 53-72.

Schlangen, K.: Regionalmanagement – ein Governance-Konzept zur Steuerung regionaler Akteure, Hamburg 2010.

Stein, M.: Jugend in ländlichen Regionen, die Landjugendstudie 2010, Bad Heilbrunn 2013.

Kommunalpolitisch umsetzen ...

Wie ist das alles, was Jugendliche brauchen (und wollen), kommunalpolitisch umsetzbar?

Wie gelingt es der Politik, gemeinsam mit öffentlichen und freien Trägern der Kinder- und Jugendhilfe umzusteuern?

Quer gedacht hierzu von:

JÖRG FREESE

Beigeordneter, Deutscher Landkreistag, Berlin

NORBERT HOCKE

Leiter des Organisationsbereichs Jugendhilfe und Sozialarbeit, Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft (GEW), Berlin

URSULA HOLTMANN-SCHNIEDER

Vorsitzende des Jugendhilfeausschusses Düsseldorf

RÜDIGER ULRICH

Stellvertretender Vorsitzender des Jugendhilfeausschusses Leipzig

Moderiert von

KERSTIN LANDUA, Leiterin der Arbeitsgruppe Fachtagungen Jugendhilfe im Deutschen Institut für Urbanistik, Berlin

Kerstin Landua: In den beiden Tagen klangen immer wieder die Fragen an, wie wir das, was wir wollen und was aus Ihrer Sicht das Richtige für die Jugendlichen ist, transportieren und kommunalpolitisch verankern können, wie wir uns eine Lobby schaffen können und wie wir Wertschätzung für unsere Arbeit erlangen. Für die Diskussion dieser Fragen haben wir Personen aus verschiedenen Positionen eingeladen: Herrn Freese vom Deutschen Landkreistag, Frau Holtmann-Schnieder vom Jugendhilfeausschuss in Düsseldorf und Herrn Ulrich vom Jugendhilfeausschuss in Leipzig. Außerdem gingen wir auf dieser Tagung auch auf Personalfragen ein, dafür sitzt Herr Hocke von der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft auf dem Podium. Ich bin gespannt, wie diese vier Menschen zu der Frage in der Überschrift „quer denken“. Dazu erteile ich zunächst Herrn Freese das Wort.

Jörg Freese: Ich befinde mich an der Grenze zwischen den „Babyboomern“ und „Generation X“, wie es im Vortrag von Frau Mende hieß. Wenn man schon etwas älter ist, erzählt man gern von „früher“. Meine erste Begegnung mit Jugendarbeit auf der Bundesebene fand Mitte des letzten Jahrzehnts statt. Dabei ging es um Fragen der Jugendarbeit im ländlichen Raum. Dort wurde mir deutlich, vor welchen Herausforderungen wir in dieser Hinsicht stehen. Diese Herausforderungen bestehen m. E. heute weiterhin. Ich möchte die Herausforderungen der Ballungsräume nicht kleinreden, aber wir haben es aufgrund der demografischen Entwicklung und auch aufgrund von wirtschaftlichen Entwicklungen, die sich immer auch auf die Jugendarbeit auswirken, im ländlichen Raum mit besonderen Problemen zu tun. Wir haben es über viele Jahre noch halbwegs geschafft, trotz deutlicher Kostensteigerung in den anderen Bereichen, die allgemein als „Pflichtbereich“ bezeichnet werden, d. h. in den Hilfen zur Erziehung und in der Kinder-

tagesbetreuung, die Jugendarbeit auf einem bestimmten Niveau zu halten. Das ist jedoch in den letzten Jahren nach meiner Wahrnehmung leider nicht mehr der Fall. Das ist bundesweit eher weniger und schlechter geworden. Ich sage ganz offen: Aus dieser Misere kommen wir nur heraus, wenn wir substanziell an die kommunale Finanzierung herangehen. Das will diese Bundesregierung wohl auch, nur über das „Wie“ wird gestritten. Das können Sie täglich lesen. Der Landkreistag ist aktiv an dem Prozess beteiligt, damit es unter der Voraussetzung der kommunalen Entlastung in Höhe von 5 Milliarden Euro gelingt, Verteilungsgerechtigkeit herzustellen. Wir stehen vor der Situation, dass die kommunale Ebene im Saldo in den letzten Jahren mehr eingenommen als ausgegeben hat. Nur werden leider die reichen Kommunen immer reicher und die armen immer ärmer. Das führt dazu, dass viele Städte und Kreise gerade bei den Bereichen der Jugendhilfe Einsparungen vornehmen. Außer einer besseren finanziellen Ausstattung der Kommunen brauchen wir aber auch eine aktive Jugendarbeit, die dafür sorgt, dass das Geld nicht woanders hinfließt. Anhand der vorliegenden Zahlen habe ich den Eindruck, dass in der jüngeren Vergangenheit bundesweit viel Geld an der Jugendarbeit vorbeigeflossen ist.

Noch eine kleine Bemerkung zum Vortrag von Frau Mende: Wenn wir alle neue Personalschlüssel bekommen würden, und zwar die, die die Bertelsmann-Stiftung sich ausgedacht hat, und wenn wir dann noch ein paar Jahre weiterrechnen, dann brauchen wir 120.000 Erzieher/innen. Aktuell besteht aber keine Lücke von 120.000 Erzieher/innen. Das wollte ich noch richtigstellen, weil diese Zahl überall in aller Munde geführt wird und mich das immer etwas unruhig werden lässt. Im Moment haben wir noch eine gute personelle Ausstattung, lediglich in den Ballungsgebieten gibt es Schwierigkeiten. Das Personalproblem wird sich sicherlich steigern, aber die Größenordnung ist noch einmal in Ruhe gesondert zu betrachten.

Kerstin Landua: Vielen Dank. Viel Geld ist nach Ansicht von Herrn Freese an der Jugendarbeit vorbeigeflossen. Herr Kammerer hat uns gestern aus Nürnberg berichtet, dass dort eine sehr gute Lobby geschaffen werden konnte und dadurch die finanzielle Ausstattung der Jugendarbeit besser funktioniert hat. Wie sieht es in Leipzig und in Düsseldorf diesbezüglich aus? Frau Holtmann-Schnieder, wie gelingt es Ihnen, dass nicht so viel Geld an der Jugendarbeit vorbeifließt? Welche Strategien haben Sie? Mit welchen Problemen kämpfen Sie im Jugendhilfeausschuss?

Ursula Holtmann-Schnieder: Das Thema der Finanzen ist ohne Zweifel sehr wichtig und begleitet uns ständig. Die Frage in dieser Runde hieß aber auch, wie das, was die Jugendlichen möchten, in die Kommunalpolitik kommt. Ich möchte daher zunächst auf diese Frage eingehen, weil mir das ein wichtiges Anliegen ist, und dabei erst einmal geradeaus denken und nicht quer.

Wie in vielen anderen Bereichen gilt: Miteinander sprechen hilft! Ich gebe Ihnen ein Beispiel aus Düsseldorf, das ich auch persönlich für sehr bezeichnend halte. Bei uns organisiert der Jugendring jedes Jahr ein Wochenende mit dem Titel „Jugend trifft Politik“. Dort treffen sich Vertreterinnen und Vertreter des Jugendrates, aus verschiedenen Jugendverbänden und aus der Verwaltung sowie die Mitglieder des Jugendhilfeausschusses. Bei der letzten Veranstaltung beklagten sich die jungen Leute darüber, dass die Lokalpolitikerinnen und Lokalpolitiker nicht dabei sind, wenn die Ehrenamtlichen geehrt werden. Das

war ein wichtiger Hinweis für mich, denn bisher bin ich den Einladungen nicht nachgekommen, weil ich davon ausgehe, dass die Jugendlichen eine Feier für sich veranstalten und nicht begeistert sind, wenn Vertreter der Kommunalpolitik dort auftauchen. Nun aber weiß ich, dass die Jugendlichen gern möchten, dass wir daran teilnehmen. Beim nächsten Mal werde ich dorthin gehen. Daher war es wichtig, über diesen Punkt miteinander zu sprechen – wie über viele andere Punkte natürlich auch.

Ressourcen sind auch in Düsseldorf ein wichtiges Thema. Düsseldorf steht im Vergleich etlicher Nachbarstädte in einer guten Haushaltsposition. Trotzdem ist auch bei uns in den letzten Jahren der große Teil des Jugendhilfebudgets in den Kita-Ausbau gegangen. Das ist sicher auch richtig, weil wir in dieser Hinsicht sehr großen Druck seitens der Eltern erfuhren, sowohl in Bezug auf den U3-Ausbau als auch auf die Schaffung von Plätzen für Kinder über 3 Jahre. Düsseldorf ist eine wachsende Stadt und mit den Plätzen, die wir neu schaffen, können wir lediglich den Stand halten. Viel Geld wurde zudem für die Hilfen zur Erziehung ausgegeben. Alle diese Ausgaben sind wichtig, richtig und notwendig und ich stehe auch dazu, dass wir die finanziellen Mittel dafür bereitgestellt haben. Jedoch fehlt das Geld in anderen Bereichen der Jugendhilfe, gerade im Bereich der offenen Jugendarbeit. Seit langem steht die Sanierung von Gebäuden aus. Im letzten Kinder- und Jugendförderplan wurden bereits etliche Einrichtungen als sanierungsbedürftig aufgelistet. Im nächsten Plan werden dieselben Einrichtungen wieder aufgeführt. Das heißt, es hat sich nichts getan. Das bedeutet, dass wir den Fokus verschieben müssen. Für ein paar Jahre war es richtig, den Schwerpunkt auf den vorschulischen Bereich zu legen, aber nun ist es an der Zeit, auch die Jugendarbeit wieder stärker in den Blick zu nehmen. Das haben wir uns für die kommenden Jahre als große Aufgabe vorgenommen.

Zur von Herrn Freese angesprochenen Frage, was Zahlen, Evaluierungen und Dokumentationen taugen, denke ich, dass man diese Dinge nicht überbewerten darf. Natürlich kann man nicht nur quantitativ argumentieren, sondern gerade im Bereich der Jugendhilfe und der sozialen Arbeit überhaupt muss man auch qualitativ argumentieren. Es geht nicht nur darum, wie viel Personal zur Verfügung gestellt wird, sondern auch darum, was angeboten wird, welche Unterstützung es gibt, wie sich die Jugendlichen einbringen und an Kompetenzen und Selbstwertgefühl gewinnen können. Trotzdem sind in Haushaltsberatungen Zahlen unerlässlich. Die Jugendhilfe steht nicht allein in den Haushaltsberatungen, sondern auch die anderen Bereiche wie Sport, Verkehr, Kultur usw. haben ebenfalls berechnete Wünsche. Darum muss ich auch Zahlen vorweisen, um begründen zu können, welches Budget für die offene Jugendarbeit gebraucht wird. Daher möchte ich die Bitte an alle richten, die in der Praxis arbeiten, solche wichtigen Informationen zur Verfügung zu stellen.

Kerstin Landua: Uns geht es darum, wie das, was Jugendliche brauchen und wollen, kommunalpolitisch umgesetzt werden kann. Sie sprachen davon, dass in der Perspektive der Fokus wieder mehr auf die Jugendarbeit gerichtet wird, nachdem einige Jahre lang andere Bereiche wichtiger waren. Was denken Sie, wie lange die Jugendarbeiter/innen warten müssen, die sich mit ihren Personalproblemen und auch mit ihren Projektvorschlägen an Sie wenden? Welche Strategien gibt es bei Ihnen – außer der Aussage, dass die Jugendarbeit wichtig ist und unbedingt mehr Ressourcen benötigt?

Ursula Holtmann-Schnieder: Der Rat entscheidet in der nächsten Woche. Wir haben den gesamten Jugendhilfebereich zur Diskussion gestellt. Dem Ergebnis kann ich nicht vorgreifen.

Kerstin Landua: Herr Ulrich, wie versuchen Sie in Leipzig, gute Projekte in der Kommune zu verankern und nachhaltig das nötige Personal zu unterstützen?

Rüdiger Ulrich: Zunächst würde mich interessieren, wie viele Kommunalpolitiker auf dieser Veranstaltung anwesend sind. Vier? Das führt zu einem generellen Problem. Ich halte das Gespräch mit den Politikern für sehr wichtig, und zwar nicht nur mit den Kommunalpolitikern des Jugendhilfeausschusses, denn diese vertreten per Gesetz die Interessen der Kinder und Jugendlichen, zumindest verstehen wir uns in Leipzig so. Die freien Träger unterstützen uns sehr stark, auch mit ihren Vertretern im Jugendhilfeausschuss vom Stadtjugendring, den Wohlfahrtsverbänden, der AGFT usw. Aber auch wir stehen vor dem Problem, die guten Argumente, die die offene Kinder- und Jugendarbeit hat, in die Verwaltungsspitze weiterzutragen und zu kommunizieren. Ich möchte jedoch auf die Konzepte eingehen, die wir entwickeln, und auf die Steuerungssystematik, die wir versuchen durchzuführen, um die Probleme ganz konkret anzugehen. Unsere zentralen Herausforderungen ergeben sich wie fast überall aus den sich verändernden Bildungsanforderungen, aus der demografischen Entwicklung, aufgrund von Teilhabeeinschränkungen durch Einkommensarmut und durch die Finanzsituation in den Kommunen. Diese Herausforderungen muss auch die Kinder- und Jugendarbeit aufnehmen.

In einem zweijährigen Prozess wurde unter starker Beteiligung von Trägern sowie von Kindern und Jugendlichen ein neuer Jugendhilfeplan für die Stadt Leipzig erarbeitet, der im Jahr 2012 vom Stadtrat beschlossen wurde und in Kraft getreten ist. Hatten wir bisher die Planungsräume auf 63 Ortsteile definiert, steuern wir nun um und haben mit dem neuen Jugendhilfeplan sieben Planungsräume gebildet. Damit verfolgten wir folgende Ziele: Wir wollten durch stärkere Sozialraum- und Lebensweltorientierung besser an die Bedarfe der Kinder und Jugendlichen herankommen, außerdem sollten die Leistungen der Jugendhilfeträger besser mit den Angeboten anderer Leistungsträger im jeweiligen Sozialraum koordiniert und vernetzt werden. Die regionalen soziodemografischen Unterschiede sollen durch die Definition von Kerngebieten genauer gekennzeichnet werden. Zudem sollte eine höhere Verantwortung der Leistungsträger vor Ort durch eine dezentrale Koordination erreicht werden, die so weit geht, dass auch selbst zu verwaltende Budgets in die einzelnen Planungsräume gegeben werden.

Für diese Umsteuerung war die Schaffung bestimmter Instrumentarien notwendig, wie zum Beispiel die Einrichtung von sieben Koordinatorenstellen in den jeweiligen Planungsräumen und von Trägern mit Managementfunktion. Diese steuern den gesamten Prozess, die Netzwerkarbeit und die Leistungsumsetzung, kontrollieren die Qualitätsentwicklung und -sicherung. Neben diesen Steuerungsinstrumenten wurden verschiedene Arbeitskreise gebildet, wie Facharbeitskreise, in denen die einzelnen Leistungsbereiche – Jugendkulturarbeit, Jugendschutz, Jugendsozialarbeit, offene Kinder- und Jugendarbeit – vertreten sind, die die Aufgabe haben, Qualitätsentwicklung und Qualitätssicherung im Fachbereich zu verfolgen bzw. die Fachstandards zu entwickeln. Ein weiterer Arbeitskreis ist der Planungsraumarbeitskreis, an dem alle im Planungsraum vertretenen Leistungsträ-

ger, gemeinsam mit Kooperationspartnern anderer tangierender Bereiche wie Schule, Kultur, Sport und Gesundheit, mitwirken. Hier geht es um die Konzepterstellung und die Erarbeitung von Planungs- und Handlungsansätzen mit allen Kooperationspartnern. Die Gesamtsteuerungs-Arbeitsgruppe schließlich, in der Amt, Koordinatoren, Träger mit Managementfunktion und Stadtjugendring vertreten sind, führt die Ergebnisse zur Fortschreibung des Jugendhilfeplanes zusammen.

Über diesen Prozess versuchen wir, auf die angesprochenen Probleme einzugehen, müssen in diesem Zusammenhang jedoch feststellen, dass darin auch einige Stolperfallen enthalten sind. Dieser Prozess erfordert viel Zeit, die ja eigentlich nicht zur Verfügung steht. Jedes Jahr wird über die Förderanträge der freien Träger beraten und sie müssen bearbeitet werden. Die Ergebnisse der verschiedenen Arbeitsgruppen sollen in die Entscheidungsfindung der Anträge in jedem Jahr einbezogen werden. Das gelingt im Moment kaum. Der Prozess verläuft nicht konfliktfrei. Obwohl im Rahmen des Jugendhilfeplans beschlossen, konnte die finanzielle Ausstattung der Koordinatorenstellen sowie der freien Träger mit Managementfunktion nur gegen den Widerstand der Verwaltungsspitze durch die Politik und die freien Träger durchgesetzt werden. Der Prozess stellt außerdem für die Träger vor Ort selbst eine hohe Belastung dar. Das heißt, die Sozialpädagogen bei den Trägern wirken in verschiedenen Arbeitskreisen, sind aber selbst an der Grenze der Belastung mit ihrer Arbeit vor Ort angekommen. Auch das muss dabei bedacht werden. Gegenwärtig gelingt es kaum, den jugendhilfeplanerischen Bedarf in der Stadt auszufinanzieren. Leipzig ist gegenwärtig eine Stadt mit der dynamischsten Entwicklung in Deutschland. In den letzten zehn Jahren hat die Stadt einen Zuwachs von 50.000 Einwohnern erfahren, in den letzten drei Jahren von jeweils 10.000. Das wird vor allem durch zunehmende Geburtenzahlen und durch Zuwanderung – vor allem von jungen Familien – erreicht. Das führt dazu, dass die Anzahl der Kinder und Jugendlichen in der Stadt stark ansteigt. Dafür muss eine adäquate Struktur entwickelt werden. Das bedeutet im Moment, die weisungsgebundenen Pflichtaufgaben abzusichern. Das sind vor allem der Ausbau von Kindertagesstätten und der Hilfen zur Erziehung. Unser Bereich der Kinder- und Jugendarbeit wird dabei ein wenig vernachlässigt.

Kerstin Landua: Vielen Dank, Herr Ulrich, man merkt Ihnen Ihr Herzblut an. Sie haben nun ein ganzes Maßnahmenbündel vorgestellt. Im Laufe des Gesprächs würde ich gern noch etwas über die positiven Effekte dieser Maßnahmen in Leipzig erfahren. Zunächst möchte ich jedoch Herrn Hocke das Wort geben.

Norbert Hocke: Herzlichen Dank. Ich erinnere mich an mein Jugendfreizeitheim in der Nähe meines Wohnortes, das ich besuchte, weil ich dort Dinge tun konnte, die zu Hause nicht möglich waren. Das war für mich entscheidend. Ich konnte Coca Cola aus dem Automaten trinken und Tischtennis spielen. Und dort traf ich auf Erwachsene, die mir zuhörten. Als ich ein paar Jahre später in meinem zweiten Erzieherpraktikum in einem völlig anderen Jugendfreizeitheim tätig war, merkte ich sehr wohl, dass es hier um knallharte Konflikte ging, nämlich zwischen jugendlichen Rockern und der Polizei. Das stellte eine völlig andere Situation dar, aber auch dort gab es den bewussten Bezug zu den Erwachsenen, die anders waren als Lehrer und Eltern. Als Kind hatte ich nicht gewusst, ob ich einem Praktikanten, einem Erzieher oder Sozialarbeiter gegenüberstand. Es war je-

mand da, der mir und den anderen professionell zugehört hat und ernsthaft mit mir gesprochen hat.

Nach all dem, was ich heute Vormittag gehört habe, ist der Ausgangspunkt meiner Überlegungen: Die Profession! Sie muss sich selbstbewusster darstellen, damit sie die Rahmenbedingungen bekommt, die für ein professionelles Handeln notwendig sind. Wer die letzten „Tatorte“ gesehen hat, konnte Folgendes sehen: Eine Reihe der Täter waren Mitarbeiter/innen in Jugendzentren, in Kitas, Erzieher/innen und Sozialarbeiter. Dazu kommt immer wieder auch das Bild des „Gutmenschen“, des „Sich-Kümmerns“ und des Sozialmenschen, der auch dem Klischee entsprechend angezogen ist. Dieser Punkt knüpft an das an, was Sie, Frau Mende, vorhin sagten: Wie wird für unsere Berufe geworben? Wie sehen Stellenanzeigen aus? Es geht nicht mehr um den personellen Kontakt und nicht mehr um das Ansprechen von Kindern und Jugendlichen in der offenen Kinder- und Jugendarbeit. Es geht nicht mehr um die Sorgen und Nöte, sondern es geht um Projekte, um möglichst außergewöhnlich gut aussehende Projekte und Aktionen, die man entsprechend abrechnen und dafür finanzielle Mittel beantragen kann. Wir brauchen aber sehr wohl sozialpädagogische Grundlagen für unser Handeln. Wir sind eben keine Event-Manager. Tolle Projekte kann jeder durchführen. Aber ohne die personelle Kompetenz und sozialpädagogische Handlungsstrategien kommt man in keinem Bereich der Jugendhilfe aus. Was haben wir nicht alles für Projekte und „Verpackungen“ in den Hilfen zur Erziehung geschaffen, bis hin zu erlebnispädagogischen Angeboten, Auslandsmaßnahmen und „strengsten Eltern“. Das Entscheidende vor Ort sind jedoch die personellen Kompetenzen.

Wir erleben es gerade in Regionen wie Mecklenburg-Vorpommern, der Sächsischen Schweiz, teilweise auch in den westdeutschen Bundesländern, dass wir die Frage stellen müssen, wie wir Neonazis aus der Kinder- und Jugendarbeit wieder rausdrängen können. Wir haben erste Bewerbungen an den Fachschulen und Fachhochschulen für Soziale Arbeit von jungen Frauen und Männern mit nationalsozialistischem Gedankengut. Das ist ein Problem, das wir nicht mit Hochglanzbroschüren und ähnlichen Dingen lösen können, sondern wir müssen wieder verstärkt Fragen der politischen Bildung ins Zentrum der offenen Kinder- und Jugendarbeit rücken, vor allem in den genannten Regionen. Auch dieses muss Teil des Studiums werden.

Natürlich erwarten Sie von mir als Vertreter der Gewerkschaft einiges zu den Fragen der prekären Beschäftigungssituation, atypischen Beschäftigungsverhältnissen und schlechten Bezahlung. Das werden wir später, im Februar/März 2015 bearbeiten, wenn wir in der Tarifaueinandersetzung stehen. Ich möchte Ihnen aber anhand eines kurzen Films zeigen, wie wir als Gewerkschaft versuchen, eine andere Profession so für die Öffentlichkeit darzustellen, indem sie von ihrem Image als „Kita-Tanten“ wekommt und in einer Minute die hohe Professionalität, aber auch eine schlechte Bezahlung aufzeigt.¹ Der Film ist für Familienfilmveranstaltungen in Kinos gedreht worden, war aber auch innerhalb von drei Tagen auf Youtube und wurde bereits 350.000 Mal aufgerufen und „gelinkt“. Er zeigt, dass man die eigene Profession auch anders darstellen kann, als es mitunter in Fernsehfilmen oder Presseberichten der Fall ist. Mit diesem Film, einer Revue und mit

¹ https://www.gew.de/ErzieherInnen_verdienen_mehr.html

Portraits von Mitarbeiter/innen werden wir versuchen, in der Öffentlichkeit die Tarifrunde für den Sozial- und Erziehungsdienst vorzubereiten. Diese Maßnahmen sind nicht nur für die Tarifrunde gedacht, sondern für die Öffentlichkeit, um allen zu zeigen, aus welchem Grund Erzieherinnen und Erzieher in Kindertageseinrichtungen einfach mehr verdienen müssen. Für die Schulsozialarbeit haben wir ebenfalls eine solche Aktion gestartet und ich kann mir durchaus vorstellen, dass sich so ein Film o. ä. auch für die offene Kinder- und Jugendarbeit erstellen lässt.

Kerstin Landua: Vielen Dank, Herr Hocke. Der Beifall spricht wohl für sich. Sie im Plenum haben nun vier verschiedene Statements gehört und ich möchte Sie nun bitten, Ihre Fragen und Bemerkungen an das Podium zu richten oder sich zu den für Sie wichtigen Punkten der vergangenen zwei Tage zu äußern.

Katharina Przybylski, Arbeiterwohlfahrt Hamburg: Ich muss zugeben, dass mir die Abschlussrunde nicht besonders gut getan hat. In den Statements von Frau Holtmann-Schnieder und von Herrn Ulrich habe ich vieles wiedererkannt, was ich aus unseren Jugendhilfeausschüssen in Hamburg regelmäßig zu hören bekomme und was uns immer wieder aufregt. Einmal halte ich es für schwierig, wenn Sie im Jugendhilfeausschuss nicht nur Vertreter für Kitas und anderen sozialen Einrichtungen, sondern auch für uns in der offenen Kinder- und Jugendarbeit sind und dann sagen, dass Kita wichtiger ist und offene Arbeit hintenansteht. Das sollte man doch auf gleicher Ebene betrachten. Frau Holtmann-Schnieder, in welcher Rolle sehen Sie sich konkret im Jugendhilfeausschuss? Ich konnte aus Ihren Äußerungen wenig Kämpferisches heraushören. Ich kann mir vorstellen, wenn im Haushaltsausschuss mehrere Bereiche zusammenkommen, dann kämpfen die Vertreter des Wirtschaftsbereichs für ihre Finanzen, ebenso der Verkehrsbereich um das Geld für den Straßenbau. Ebenso sollten die Vertreter der Jugendhilfeausschüsse für ihre Sache aufstehen und darauf hinweisen, dass die Jugendhilfe ebenso wichtig ist wie die anderen Bereiche – und nicht zu „sozial“ sein und zu schnell zurückstecken. Wir müssen wesentlich kämpferischer auftreten, in ganz Deutschland, in allen Jugendhilfeausschüssen.

Herr Ulrich, Sie hatten berichtet, dass in Ihrer Stadt Koordinatorenstellen eingerichtet wurden, die die Vernetzungsarbeit vorantreiben, dass aber im Endeffekt für die offene Arbeit in der Praxis zu wenig Geld vorhanden ist. Mich interessiert, an welche Personen diese Koordinatorenstellen vergeben worden sind. Sind das Sozialpädagogen, aus welchen Bereichen kommen sie? Außerdem überlege ich, wie es wäre, wenn man diese Koordinatorenstellen einspart und das Geld direkt in die offene Arbeit gibt, weil es dort spürbar fehlt.

Christiane Klein, Jugendbegegnungsstätte im Haus Metternich, Koblenz: Ich leite seit 25 Jahren eine Jugendbegegnungsstätte und das mit Begeisterung und Freude. Ich erlebe, dass sich die Politik oft hinter der Verwaltung versteckt und die Verwaltung hinter der Politik. Auch hier sehe ich das wieder. Angesichts der Krise der Kinder- und Jugendarbeit erwarte ich etwas anderes von den Verantwortlichen in Verwaltung und Politik, denn es geht um die öffentliche Daseinsfürsorge, ein ganz klassisches Feld der sozialen Arbeit. Auch die Kleinen, die jetzt in Kindertageseinrichtungen so gut betreut und gebildet werden, werden irgendwann Jugendliche. Und was macht man dann mit denen? Sollen sie uns vor Frust und Langeweile die Scheiben einschmeißen?

Kerstin Landua: Auf dem Podium bemerke ich viel Zustimmung.

Kerstin Reibold, Jugendamt Magdeburg: Ich komme ursprünglich aus der offenen Arbeit, war 17 Jahre lang in der Jugendgerichtshilfe tätig und bin seit einem dreiviertel Jahr Teamleiterin in der offenen Arbeit in Magdeburg. Nach diesen zwei Tagen bin ich darüber enttäuscht, dass wir uns immer noch um die gleichen Fragen sorgen wie vor 17 Jahren, als ich aus der praktischen offenen Arbeit ausgestiegen bin. Das betrübt mich. Eine Bitte und einen Appell möchte ich an die Lehre richten: Wenn ich in den letzten 25 Jahren Praktikanten hatte, war kaum jemand dabei, der in die offene Arbeit möchte. Die übergroße Mehrheit möchte nach dem Studium in den ASD oder in die Beratung gehen. Wie viel Motivationsarbeit wird an den Hochschulen betrieben? An die Politik möchte ich die Bemerkung richten: Es kann nicht sein, dass die Abgänger von Fachhochschulen für Soziale Arbeit per se niedriger eingruppiert werden als Abgänger von Fachhochschulen technischer Berufe. Welche Lobby und welchen Status hat Sozialarbeit in Deutschland? In Deutschland befragt, was man von Beruf ist, bekommt man auf die Antwort „Sozialarbeiter“ höchstens ein mitleidiges Lächeln und die Frage, ob man nichts anderes werden konnte. Ich war einige Zeit in den USA, dort ist das ein sehr angesehener Beruf.

Daniel Klein, Kommunale Jugendarbeit, Stadt Hofgeismar: Ich habe eine Frage an Herrn Freese. Wir hatten gestern in unserer Arbeitsgruppe u. a. das Thema „Regionalmanagement“ als mögliche Perspektive für die Jugendarbeit, politische Einflussnahme auszuüben, behandelt. Können Sie aus den Erfahrungen der Kollegen, die in den Landkreisen politisch tätig sind, bestätigen, dass das bei denen auf dem Tableau steht und sie Jugendarbeiter als potenzielle Kooperationspartner sehen, wenn es um Regionalmanagement geht, da sie entsprechende Kompetenzen mitbringen, die in anderen Bereichen vielleicht nicht vorhanden sind?

Klaus Doehner-Rotter, Diakonische Jugendhilfe, Region Heilbronn: Herr Hocke, die Lokführer hatten vor kurzem einen guten Hebel, um auf sich aufmerksam zu machen und einen Teil ihrer Interessen durchzusetzen. Sehen Sie Möglichkeiten für Pädagogen im Jugendbereich, etwas zu tun? Das, was wir tun, ist für die Gesellschaft sehr wichtig und hat diesbezüglich auch einen Stellenwert.

Kerstin Landua: Unsere Gesprächspartner/innen auf dem Podium sollen nun die Gelegenheit bekommen, auf die Fragen und Anmerkungen einzugehen.

Jörg Freese: Dieses gegenseitige Verstecken ist offensichtlich in der kommunalen Selbstverwaltung angelegt. Juristisch formuliert: Die kommunale Selbstverwaltung ist eine Einheit. Wir haben keine Verwaltung als Regierung und auf der anderen Seite die Politik, die im Kreistag oder im Rat sitzt. Es ist eine Einheit, auch wenn es gern mal etwas anders dargestellt wird. Politik und Verwaltung auf der kommunalen Ebene gehören zusammen und müssen sich letztlich zusammenraufen. Daher kann mitunter der Eindruck entstehen, dass man sich gegenseitig Deckung gibt. Im Idealfall ist das aber nicht der Fall, sondern die gewählten Vertreterinnen und Vertreter sollten auch nach außen das darstellen, wofür sie stehen, und auch die Verwaltung muss für ihren Verantwortungsbereich Gesicht zeigen.

Zu Ihrer konkreten Frage: Natürlich ist offene Jugendarbeit für alle Fragen der Entwicklung von Gemeinwesen in den Dörfern, Stadtteilen oder Städten ein wichtiger Partner. Es besteht die Sorge, wenn im Laufe der Jahre immer weniger Geld dafür zur Verfügung gestellt wird und weniger Stellen dafür vorhanden sind, dass sie dadurch marginalisiert wird und als ernsthafter Partner nicht mehr wahrgenommen wird. Dieser Gefahr gilt es entgegenzutreten. Abstrakt gesehen ist die Jugendarbeit selbstverständlich ein wichtiger Gesprächspartner, aber wie es konkret in der Praxis gelebt wird, hat sich in den letzten Jahren leider nicht zum Besseren entwickelt.

Norbert Hocke: Es ist unsere Aufgabe, in den entsprechenden Gremien, wie der AGJ, dem Deutschen Verein, oder dem Bundesjugendkuratorium, die Einheit der Kinder- und Jugendhilfe und der Sozialen Arbeit zu erhalten und sie in der Gesellschaft zu positionieren und auch zu vertreten. Die Einheit der Kinder- und Jugendhilfe und der sozialen Arbeit halte ich nach wie vor für einen der entscheidenden Punkte, um nicht eine „Lokführermentalität“ zu entwickeln: Jede/r gegen jede/n! Darüber hinaus braucht die Soziale Arbeit insgesamt professionell ausgebildetes Personal. Ich halte es für einen Fehler, dass man in einer Stellenanzeige liest, dass ein und dieselbe Stelle mit einem/er Erzieher/in, Sozialarbeiter/in oder einer sonstigen pädagogischen Kraft besetzt werden kann. Das stellt eine schleichende Deprofessionalisierung dar. Entweder sucht man eine/n Erzieher/in oder man sucht eine/n Sozialarbeiter/in. Das ist zu trennen. Wir haben in den unterschiedlichen Professionen der Kinder- und Jugendhilfe unterschiedliche Aufgaben und unterschiedliche Spezialgebiete.

An dieser Stelle brauchen wir auch die Hochschulen und Fachschulen: Wir brauchen das Grundlagenwissen der Sozialen Arbeit, nicht abgearbeitet in verschulten BA-Studiengängen, sondern im wissenschaftlichen, disziplinären Kontext. Aber auch die Fachgewerkschaften des DGB sind gefordert. Sie müssen deutlicher als bisher die Beschäftigten der Sozialen Arbeit als Interessenvertretung unterstützen. Wir müssen dafür sorgen, dass unsere jeweiligen Tätigkeiten besser bezahlt werden. Die 1,2 Millionen Beschäftigten in diesem Feld müssen sich selbst vertreten - es wird kein anderer für sie tun. Von Januar bis März 2015 geht es um die Tarife in den Ländern (TV-L), von Februar bis Juni wird es zu Arbeitskämpfen kommen. Der Bereich der offenen Kinder- und Jugendarbeit wird innerhalb des Tarifvertrags „Sozial- und Erziehungsdienst“ (TvöD/SuE) verhandelt. Allerdings sei mir diese Bemerkung gestattet: Es ist nicht einzusehen, dass die Techniker mit den gleichen Abschlüssen, nur weil sie mehrheitlich Männer sind, ein bis zwei Gehaltsgruppen höher eingestuft werden. Daher müssen wir an dieser Stelle handeln; *gemeinsam* versuchen, die Einheit der Kinder- und Jugendhilfe und der sozialen Arbeit in dieser bevorstehenden Tarifrunde sichtbar werden zu lassen.

Ursula Holtmann-Schnieder: Wahrscheinlich bin ich vorhin ein wenig missverstanden worden. Natürlich stehe ich als Vorsitzende eines Jugendhilfeausschusses dafür, dass die Jugendhilfe gut ausgestattet wird, auch der Bereich der offenen Kinder- und Jugendarbeit. Wir hatten für ein paar Jahre politische Beschlüsse zu berücksichtigen, schwerpunktmäßig in den Kita-Bereich zu investieren. Trotzdem haben wir in dieser Zeit 67 offene Einrichtungen der Jugendarbeit finanziert. Allerdings hat die bauliche Sanierung einiger Jugendfreizeiteinrichtungen hintenangestanden. Das ist liegengeblieben. Die Jugendarbeit hat weiterhin im bisherigen Rahmen stattgefunden. Im Moment steuern wir um und rich-

ten den Blick vom Schwerpunkt Kita wieder stärker auf die anderen Bereiche der Jugendhilfe, nämlich auf die offene Kinder- und Jugendarbeit. Dafür stehe ich auch an dieser Stelle und ich bin optimistisch, dass uns diese Veränderung gelingt.

Alle, denen der Jugendbereich wichtig ist, müssen unbedingt zusammenarbeiten und zusammen kämpfen. Natürlich wollen die anderen Bereiche ebenfalls Ressourcen haben. Man muss sich irgendwie zusammenraufen. Wir haben vor kurzem in Vorbereitung des neuen Kinder- und Jugendförderplans in Düsseldorf eine Online-Umfrage durchgeführt, was sich die Jugendlichen wünschen, in erster Linie für die Bereiche Freizeit und Beratung. Auch solche Instrumente helfen uns bei der Argumentation. Für ebenso wichtig halte ich es, aus den 67 Einrichtungen unserer Stadt Rückmeldungen zu bekommen, was dort getan wird, welche Projekte durchgeführt werden. Diese geben mir in den Diskussionen Möglichkeiten der Argumentation, dass dort gute Arbeit geleistet wird. Daher ist eine gegenseitige Information notwendig und der entsprechende Appell richtet sich an Sie alle. Es genügen kurze Mails mit kurzgefassten Berichten über die Tätigkeit in der Einrichtung.

Rüdiger Ulrich: Für den Jugendhilfeausschuss der Stadt Leipzig ist die Kinder- und Jugendarbeit ein Schwerpunkt, auch wenn es uns noch nicht immer gelingt, dies entsprechend gegenüber der Verwaltungsspitze zu kommunizieren. Sie können davon ausgehen, dass wir uns verstärkt dafür einsetzen werden, diesen Schwerpunkt auch weiterhin zu vertreten.

Noch eine Bemerkung zu den Ausführungen von Herrn Hocke: Es reicht meiner Meinung nach nicht aus, das vorhandene Personal entsprechend des Tarifs zu finanzieren. Ebenso wichtig ist es auch, einen Personalschlüssel für die Einrichtungen der Kinder- und Jugendarbeit zu definieren. Eine gute Qualität der Kinder- und Jugendarbeit setzt Fachstandards voraus. Hier muss in Leipzig noch einiges getan werden.

Die Koordinatoren in den Planungsräumen sind Angestellte der Stadtverwaltung. Es ist gerade das Prinzip des Umsteuerungskonzeptes, dass Stadtverwaltung und Träger mit Managementfunktion diesen Prozess gemeinsam koordinieren. Es ist meines Erachtens ein Vorteil dieser Konzeption, dass die Leistungsträger vor Ort selbst über die Vergabe und die Nutzung der vorhandenen finanziellen Mittel entsprechend des Bedarfs vor Ort entscheiden. Das ist die Zielstellung und daher wurde die Zusammenarbeit zwischen Verwaltung und Trägern mit Managementfunktion beschlossen.

Kerstin Landua: Vielen Dank, Herr Ulrich. Wir sind am Ende der Tagung angekommen. Nach meinem Empfinden könnten wir jetzt eine neue Tagung durchführen zum Thema „Welche Strategien gibt es, sich eine Lobby zu schaffen und gute Arbeit nachhaltig kommunalpolitisch zu verankern?“. Die Zeit haben wir leider nicht, aber wir können es uns für die Zukunft merken, wenn unsere Arbeitsgruppe zusammen mit unserem Beirat weitere Tagungsthemen diskutiert.

Ich möchte zunächst den Referentinnen und Referenten hier auf dem Podium für ihre Statements und Überlegungen danken und ich möchte auch Ihnen im Saal danken für Ihr Erscheinen und Ihre rege Beteiligung an den Diskussionen. Ich hoffe, Sie haben hier die

Wertschätzung erfahren, die für Ihre weitere Arbeit wichtig ist, fahren mit etwas Ermutigung nach Hause, haben Kooperationen vertieft oder Ihr Netzwerk erweitert und nehmen auch die eine oder andere gute Anregung für Ihre Arbeit mit. Vielen Dank an Sie alle, dass Sie hier waren.

Literaturhinweise

Aktuelle Herausforderungen der Kinder- und Jugendarbeit. Themenschwerpunkt.

In: Sozial Extra, Wiesbaden: VS Verl. f. Sozialwissenschaften; 35 (2011); Nr. 7/8; S. 38-52; Abb., Lit.; ISSN 0931-279X

Alfert, Nicole

Medienbildung junger Menschen. Über den Auftrag der Kinder- und Jugendarbeit in einer mediatisierten Gesellschaft.

In: Sozial Extra, Wiesbaden: Springer VS; 38 (2014); Nr. 4; S. 42-46; Abb., Lit.; ISSN 0931-279X

Alisch, Monika (Hrsg.); May, Michael (Hrsg.)

Sozialraumentwicklung bei Kindern und Jugendlichen.

Leverkusen: B. Budrich (2013); 192 S.; Lit.; ISBN 978--3-8474-0072-1

Arbeitsgemeinschaft für Kinder- und Jugendhilfe -AGJ -, Berlin

Kinder- und Jugendarbeit unter Gestaltungsdruck - zur Notwendigkeit, Angebote der Kinder- und Jugendarbeit zu erhalten und weiterzuentwickeln. Positionspapier der Arbeitsgemeinschaft für Kinder- und Jugendhilfe -AGJ vom 24./25. November 2011.

In: ZKJ - Zeitschrift für Kindschaftsrecht und Jugendhilfe, Köln: Bundesanzeiger; 7 (2012); Nr. 4; S. 147-149; ISSN 1861-6631

Bange, Dirk

Jugendhilfe in der Ganztagsschule?! Wie der Ausbau der Ganztagsschulen die Jugendhilfe zu Reformen zwingt.

In: Sozialmagazin, Weinheim: Juventa; 36 (2011); Nr. 11; S. 22-26; Lit.; ISSN 0340-8469

Bange, Dirk

Jugendhilfe unter Zugzwang. Wer profitiert von Ganztagsschulen? Das Beispiel: Ganztägige Betreuung und Bildung an Hamburger Grundschulen.

In: Sozialmagazin, Weinheim: Juventa; 36 (2011); Nr. 11; S. 10-17; Lit.; ISSN 0340-8469

Begemann, Maik-Carsten ; Bröring, Manfred ; Sass, Erich

Gutes böses Netz. Jugend und Web 2.0: Blick auf die Diskurse in Wissenschaft, Politik und Pädagogik.

In: DJI-Impulse, München: Deutsches Jugendinstitut (2011); Nr. 94; S. 26-29; Lit.; ISSN 0930-7842

Behn, Sabine ; Bindel-Kögel, Gabriele

Jugendliche als „BildungsmultiplikatorInnen im ländlichen Raum“. Ein sozialpädagogisches Modell-Curriculum.

In: Unsere Jugend, München: Reinhardt; 63 (2011); Nr. 7+8; S. 311-323; Lit.; ISSN 0342-5258

Berlin, Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Wissenschaft (Hrsg.)

Handbuch Qualitätsmanagement der Berliner Jugendfreizeitstätten. 3. überarb. Aufl.

Berlin (2012); 181 S.; Abb., Tab., Lit.

Biberach, Landkreis (Hrsg.)

Budenchecker. Empfehlungen für Städte und Gemeinden im Landkreis Biberach.

Biberach (2012); 49 S.; Abb., Lit.

Blanck, Heike

„Ohne Akzeptanz geht da schon mal gar nichts!“ Jugendbeteiligung in Bremer Stadtteilen mit Ressourcenverantwortung.

In: Nachrichtendienst des Deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge, Berlin: Selbstverl.; 94 (2014); Nr. 6; S. 264-270; Abb., Lit.; ISSN 0012-1185

Braunschweig, Dezernat für Jugend, Soziales und Gesundheit (Hrsg.)

Tschappe, Harald

Konzepte und Einrichtungen der offenen Kinder- und Jugendarbeit in Braunschweig

Braunschweig (2009); 465 S.; Abb., Tab.

Brenner, Gerd

Jugend und Medien. Aktuelle Befunde und konzeptionelle Ausrichtung der Jugendarbeit.

In: Deutsche Jugend, Weinheim: Juventa; 58 (2010); Nr. 3; S. 103-112; ISSN 0012-0332

Bröckling, Björn

„Eine Frage der Persönlichkeit?“. Das Qualifikations- und Kompetenzprofil der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in Einrichtungen der Offenen Kinder- und Jugendarbeit aus Sicht ihrer Adressaten.

In: Deutsche Jugend, Weinheim: Juventa; 59 (2011); Nr. 6; S. 259-265; Lit.; ISSN 0012-0332

Bröckling, Björn

Partizipation in der Offenen Kinder- und Jugendarbeit zwischen Anspruch und Wirklichkeit.

In: Neue Praxis, Lahnstein: Verl. Neue Praxis; 42 (2012); Nr. 1; S. 44-59; Lit.; ISSN 0342-9857

Bund der Jugendfarmen und Aktivspielplätze e.V.

Erneuerung der kommunalen Bildungslandschaften durch Jugendfarmen und Aktivspielplätze als bedeutende Lernorte.

In: Deutsche Jugend, Weinheim: Juventa; 62 (2014); Nr. 7-8; S. 357-358; Lit.; ISSN 0012-0332

Corsa, Mike

Berufliche Fachkräfte in der evangelischen Kinder- und Jugendarbeit. Situation - Kompetenzprofil - Konsequenzen.

In: Deutsche Jugend, Weinheim: Juventa; 61 (2013); Nr. 10; S. 415-422; Lit.; ISSN 0012-0332

Dahlheimer, Sabrina

Freundschaft im Zeitalter virtueller Netzwerke. Eine explorative Studie zur Bedeutung von Freundschaften im Kontext spätmoderner Gesellschaften.

In: Neue Praxis, Lahnstein: Verl. Neue Praxis; 43 (2013); Nr. 2; S. 109-128; Abb., Lit.; ISSN 0342-9857

Deinet, Ulrich

Auf dem Weg zu einer integrierten Kinder- und Jugendförderung. Erste Auswertung der Kinder- und Jugendförderpläne in NRW.

In: Deutsche Jugend, Weinheim: Juventa; 58 (2010); Nr. 10; S. 430-438; Abb.;
ISSN 0012-0332

Deinet, Ulrich

Die Bedeutung non-formaler und informeller Bildung in der Jugendhilfe am Beispiel der Jugendarbeit.

In: Jugendhilfe, Neuwied: Luchterhand; 51 (2013); Nr. 1; S. 10-17; Lit.; ISSN 0022-5940

Deinet, Ulrich

Evaluation und Qualitätsentwicklung in der Offenen Kinder- und Jugendarbeit. Erfahrungen und Empfehlungen.

In: Deutsche Jugend, Weinheim: Juventa; 59 (2011); Nr. 9; S. 369-376; Lit.;
ISSN 0012-0332

Deinet, Ulrich

Innovative Offene Jugendarbeit. Bausteine und Perspektiven einer sozialräumlichen Offenen Kinder- und Jugendarbeit.

Leverkusen: B. Budrich (2013); 261 S.; Lit.; ISBN 978-3-8474-0022-6

Deinet, Ulrich (Hrsg.)

Sozialräumliche Jugendarbeit. Grundlagen, Methoden und Praxiskonzepte. 3. überarb. Aufl.

Wiesbaden: VS Verl. f. Sozialwiss. (2010); 341 S.; Abb., Tab., Lit.;
ISBN 978-3-531-16693-3

Deinet, Ulrich ; Janowicz, Michael

Veränderte Rahmenbedingungen und neue Herausforderungen: Die Notwendigkeit konzeptioneller Innovationen in der Offenen Kinder- und Jugendarbeit.

In: Jugendhilfe, Neuwied: Luchterhand; 49 (2011); Nr. 3; S. 143-149; Lit.;
ISSN 0022-5940

Deinet, Ulrich ; Mildner, Markus

Projekte der Mobilen Jugendarbeit gegen die Verdrängung Jugendlicher aus dem öffentlichen Raum.

In: Deutsche Jugend, Weinheim: Juventa; 57 (2009); Nr. 7-8; S. 312-318; Lit.;
ISSN 0012-0332

Deinet, Ulrich ; Müller, Katja

Offene Kinder- und Jugendarbeit vor großen Herausforderungen mit besonderem Blick auf Ausbildung, Personalentwicklung und Praxisforschung

In: Deutsche Jugend, Weinheim: Juventa; 60 (2012); Nr. 1, S. 9-17; ISSN 0012-0332

Deinet, Ulrich ; Muscutt, Christina

Offene Jugendarbeit weiterentwickeln in Zeiten von Facebook und Co.

In: Deutsche Jugend, Weinheim: Juventa; 62 (2014); Nr. 2; S. 57-67; Lit.;
ISSN 0012-0332

Dell'Anna, Sandro

Alles was Schule berührt, wird zu Schule!? Kooperation von Jugendarbeit und Schule - Gelingensbedingungen und Praxiserfahrungen.

In: Jugendhilfe, Neuwied: Luchterhand; 49 (2011); Nr. 3; S. 156-162; Lit.;
ISSN 0022-5940

Denhof, Uwe ; Geiss, Guido

Kinder und Jugendarbeit neu denken - Moderne Jugendarbeit für Köln.

In: Jugendhilfe-Report, Köln: Landschaftsverband Rheinland, Landesjugendamt (2008);
Nr. 3; S. 37-39; Abb., Lit.

Deutscher Bundesjugendring -DBJR-, Berlin

Wiesner, Reinhard ; Bernzen, Christian ; Kößler, Melanie

Jugendverbände sind zu fördern! Rechtsgutachten.

Berlin (2013); 28 S.; Lit.

Deutsches Institut für Vertrauen und Sicherheit im Internet -DIVSI-, Hamburg, (Hrsg.);
Sinus-Institut, Heidelberg (Bearb.)

DIVSI U25-Studie: Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene in der digitalen Welt.

Hamburg (2014); 174 S.; Abb., Tab., Lit.

Dodt, Georg

Mobile Jugendarbeit - neue Herausforderungen im Umfeld der Bildungsdebatte.

In: Jugendhilfe, Neuwied: Luchterhand; 49 (2011); Nr. 3; S. 149-154; Lit.;
ISSN 0022-5940

Dodt, Georg ; Klein, Katja

Öffentlicher Raum, Jugendarbeit und Prozesse außerschulischer Bildung.

In: Deutsche Jugend, Weinheim: Juventa; 57 (2009); Nr. 7-8; S. 304-311; Lit.;
ISSN 0012-0332

Dummann, Jörg

Generationenübergreifende Angebote in der Offenen Kinder- und Jugendarbeit. Eine Bereicherung mit Chancen oder eine Gefährdung?

In: Deutsche Jugend, Weinheim: Juventa; 58 (2010); Nr. 1; S. 20-25; Lit.;
ISSN 0012-0332

Elsner, Diana ; Stanislawski, Oliver

Das Merseburger KinderMedienFest.

In: Jugendhilfe, Neuwied: Luchterhand; 52 (2014); Nr. 1; S. 39-44; ISSN 0022-5940

Engelfried, Constance

Das Freizeitverhalten von Mädchen und jungen Frauen. Konsequenzen für die Kinder- und Jugendarbeit.

In: Jugendhilfe, Neuwied: Luchterhand; 51 (2013); Nr. 3; S. 209-217; Lit.;
ISSN 0022-5940

Epp, André

Methoden und Techniken der Praxisevaluation in der Kinder- und Jugendarbeit. Eine Prozessdarstellung.

In: Deutsche Jugend, Weinheim: Juventa; 59 (2011); Nr. 9; S. 388-395; Lit.;
ISSN 0012-0332

Faszination Medien - Mit Medien leben lernen. Schwerpunktthema.

In: Jugendhilfe-Report, Köln: Landschaftsverband Rheinland, Landesjugendamt (2013); Nr. 4; S. 6-26; Abb.

Faulde, Joachim,

Jugendarbeit im ländlichen Raum zwischen Rückzug und Innovation.

Regionalmanagement – eine neue Aufgabe für die Jugendarbeit.

In: Deutsche Jugend, Weinheim: Juventa; 62 (2014); Nr. 5; S. 210-220; Lit.; ISSN 0012-0332

FH Kehl (Hrsg.)

Kunkel, Peter-Christian

Finanzierung in der Jugendarbeit nach § 74 SGB VIII - Rechtsfehler und Rechtsbehelfe.

Kehl (2011); 10 S.; Lit.; ISSN 0937-1982

Fischer, Stefan

Alles unter einem Dach? Raumplanung in der offenen Kinder- und Jugendarbeit.

In: Sozialmagazin, Weinheim: Juventa; 34 (2009); Nr. 12; S. 38-45; Lit.; ISSN 0340-8469

Fischer, Stefan

Stimmt das? Steht Jugendhilfe wirklich unter Zugzwang? Position des Jugendamtes München zu Jugendhilfe und Ganztagschule.

In: Sozialmagazin, Weinheim: Juventa; 37 (2012); Nr. 3; S. 26-38; Lit.; ISSN 0340-8469

Frank, Gerhard ; Wüstendörfer, Werner

Jugendliche in kommunalen Einrichtungen der Offenen Jugendarbeit in Nürnberg.

Eine Befragung von Nutzerinnen und Nutzern.

Nürnberg: emwe (2011); 104 S.; Abb., Tab., Lit.; ISBN 3-932376-14-5

Fröhlich-Gildhoff, Klaus ; Glaubitz, Daniela

Innovative pädagogische Freizeitangebote für Kinder und Jugendliche Ergebnisse einer ersten Evaluationsstudie.

In: Deutsche Jugend, Weinheim: Juventa; 57 (2009); Nr. 10; S. 434-443; Abb., Lit.; ISSN 0012-0332

Fuchs, Manuel ; Sturzenhecker, Benedikt

Artikulation und Partizipation von Jugendlichen in der kommunalen Öffentlichkeit am Beispiel von Projekten Mobiler Jugendarbeit aus der Schweiz.

In: Deutsche Jugend, Weinheim: Juventa; 61 (2013); Nr. 12, S. 523-531; Lit.; ISSN 0012-0332

Gadow, Tina ; Peucker, Christian ; Pluto, Liane ; Seckinger, Mike

Vielfalt offener Kinder- und Jugendarbeit. Eine empirische Analyse.

In: Deutsche Jugend, Weinheim: Juventa; 61 (2013); Nr. 9; S. 380-389; Abb., Lit.; ISSN 0012-0332

Gathen-Huy, Julia von der ; Pothmann, Jens ; Schramm, Konstantin

Ein Feld macht sich sichtbar(er). Vorschläge für die Neukonzeption eines Erhebungskonzeptes der amtlichen Statistik für die Kinder- und Jugendarbeit.

In: Deutsche Jugend, Weinheim: Juventa; 61 (2013); Nr. 9; S. 390-398; Tab., Lit.; ISSN 0012-0332

Groß, Melanie ; Kibbel, Sonja

Urban Gardening als Konzept für die Jugendarbeit in der Postwachstumsgesellschaft.

In: Neue Praxis, Lahnstein: Verl. Neue Praxis; 43 (2013); Nr. 3; S. 235-245; Lit.;
ISSN 0342-9857

Hafeneger, Benno

Kernelemente des professionellen Kompetenzprofils Jugendarbeit.

In: Deutsche Jugend, Weinheim: Juventa; 61 (2013); Nr. 10; S. 423-433; Lit.;
ISSN 0012-0332

Hafeneger, Benno ; Becker, Christine ; Schulz, Anja ; Förster, Dennis ; Klös, Tobias

Jugendliche im öffentlichen Raum. Eine Marburger Milieustudie.

In: Sozial Extra, Wiesbaden: VS Verl. f. Sozialwissenschaften; 33 (2009); Nr. 11/12;
S. 6-9; Lit.; ISSN 0931-279X

Herrenknecht, Albert

Dörfliches Kinder- und Jugendleben zwischen Sozialraumschwund und Regionalisierungssog. Brauchen wir eine neue sozialräumliche Jugendarbeit im ländlichen Raum?

In: Deutsche Jugend, Weinheim: Juventa; 57 (2009); Nr. 9; S. 369-379; Lit.;
ISSN 0012-0332

Hettlich, Helga

„Ganztagsschule ist nicht gleich Ganztagschule“. Erfahrungen des BDKJ Osnabrück im Arbeitsfeld Jugendarbeit und Schule.

In: Unsere Jugend, München: Reinhardt; 64 (2012); Nr. 11+12; S. 491-493; Abb., Lit.;
ISSN 0342-5258

Jagusch, Birgit ; Michel-Schilling, Andrea

Diversität in der Offenen Jugendarbeit.

In: Migration und Soziale Arbeit, Weinheim: Juventa; 36 (2014); Nr. 1; S. 67-75;
Abb., Lit.; ISSN 0172-746X

Jugendarbeit online. Schwerpunktthema.

In: Jugendpolitik, Berlin: Deutscher Bundesjugendring -DBJR-; 37 (2011); Nr. 1;
S. 4-42; Abb., Lit.; ISSN 0939-8635

Jugend und Jugendarbeit in ländlichen Regionen. Schwerpunktthema.

In: Deutsche Jugend, Weinheim: Juventa; 56 (2008); Nr. 9; S. 369-394; Lit.;
ISSN 0012-0332

Kämel, Heike

„Qualität hat ihren Preis“. Jugend-Freizeit-Arbeit zwischen Qualität und Effizienz.

In: Sozial Extra, Wiesbaden: VS-Verl. f. Sozialwissenschaften; 32 (2008); Nr. 5/6;
S. 42-45; Lit.; ISSN 0931-279X

Kammerer, Bernd (Hrsg.)

Chancen und Herausforderungen der Kinder- und Jugendarbeit. Nürnberger Forum der Kinder- und Jugendarbeit 2010.

Nürnberg: emwe (2011); 240 S.; Abb., Lit.; ISBN 978-3-932376-64-1

Kammerer, Bernd

Controlling in der Kinder- und Jugendarbeit.

In: Deutsche Jugend, Weinheim: Juventa; 48 (2000); Nr. 10; S. 428-436; Abb., Lit.;
ISSN 0012-0332

Kammerer, Bernd (Hrsg.)

Die Jugendarbeit und ihre Räume. Nürnberger Forum der Kinder- und Jugendarbeit 2012.

Nürnberg: emwe (2013); 290 S.; Abb., Lit.; ISBN 978-3-932376-68-9

Kammerer, Bernd

Nürnberger Forum der Kinder- und Jugendarbeit. 20 Jahre Theorie- und Praxistransfer in der Kinder- und Jugendarbeit.

In: Unsere Jugend, München: Reinhardt; 63 (2011); Nr. 7+8; S. 296-305; Tab., Lit.;
ISSN 0342-5258

Kammerer, Bernd (Hrsg.)

Zahlen, Daten, Fakten - Wissen und Wirkungen (in) der Kinder- und Jugendarbeit. Nürnberger Forum der Kinder- und Jugendarbeit 2011.

Nürnberg: emwe (2012); 320 S.; Abb., Tab., Lit.; ISBN 978-3-932376-67-2

Kammerer, Bernd ; König, Joachim

KIDS: Kooperation in Stadtteilen. Sozialräumlich orientierte Planung, Weiterentwicklung und Vernetzung von Angeboten und Strukturen der Jugendarbeit in Nürnberg.

In: Deutsche Jugend, Weinheim: Juventa; 50 (2002); Nr. 3; S. 112-119; Tab., Lit.;
ISSN 0012-0332

Kausch, Julia ; Sturzenhecker, Benedikt

Adressatenbilder in der Offenen Kinder- und Jugendarbeit – eine exemplarische Erkundung.

In: Deutsche Jugend, Weinheim: Juventa; 62 (2014); Nr. 2; S. 58-77; Lit.;
ISSN 0012-0332

Keess, Daniela

Grenzenlos lernen - Internationale Jugendarbeit im Kontext der Jugendsozialarbeit.

In: Dreizehn, Zeitschrift für Jugendsozialarbeit, Berlin: Kooperationsverbund
Jugendsozialarbeit; 5 (2012); Nr. 8; S. 38-41; Lit.; ISSN 1867-0571

Kemper, Raimund ; Kemper, Raimund; Friedrich, Sabine ; Muri, Gabriela ;
Slukan, Viktoria

Jugend-Raum. Aneignung öffentlicher Räume durch Jugendliche.

Münster: MV-Verl. (2012); 172 S.; Abb., Tab., Lit.; ISBN 978-3-86991-581-4

Kessl, Fabian ; Schulze, Kathrin

„Ganztagsschule oder Jugendarbeit?“ Von pädagogischen Gegenorten und Differenzmarkierungen im Kontext non-formaler Bildung.

In: Jugendhilfe, Neuwied: Luchterhand; 51 (2013); Nr. 4; S. 302-308; Lit.;
ISSN 0022-5940

Kliemann, Andrea ; Fegert, Jörg M.

„Killerspiele“, Pornos und Gewaltvideos: Neue Medien in Einrichtungen für Kinder und Jugendliche. Herausforderungen für den Jugendschutz durch neue Medien und ihre individuelle Nutzung in Einrichtungen für Kinder und Jugendliche.

In: ZKJ - Zeitschrift für Kindschaftsrecht und Jugendhilfe, Köln: Bundesanzeiger; 8 (2013); Nr. 3; S. 98-107; Abb., Tab., Lit.; ISSN 1861-6631

Korittko, Alexander ; Hüther, Gerald

Zwischen selbst gewählter Gleichförmigkeit und vernetzter Identität. Stationen auf dem Weg zur Generation Web 2.0.

In: Unsere Jugend, München: Reinhardt; 64 (2012); Nr. 4; S. 178-189; Lit.; ISSN 0342-5258

Krafeld, Franz Josef

Der Befähigungsansatz (Capability Approach) als Perspektivenwechsel in der Förderung junger Menschen.

In: Deutsche Jugend, Weinheim: Juventa; 58 (2010); Nr. 7-8; S. 310-317; Abb., Lit.; ISSN 0012-0332

Kreft, Dieter

Kinder- und Jugendarbeit: Gedanken über ein Arbeitsfeld, das „aus dem Blick geraten ist“.

In: Unsere Jugend, München: Reinhardt; 63 (2011); Nr. 7+8; S. 290-295; Lit.; ISSN 0342-5258

Krisch, Richard

Sozialräumliche Methodik der Jugendarbeit. Aktivierende Zugänge und praxisleitende Verfahren.

Weinheim: Juventa (2009); 208 S.; Abb., Lit.; ISBN 978-3-7799-1321-4

Kruse, Thomas ; Schmidt, Karsten ; Kruse, Katja

„... und am Wochenende Party“. Eine Studie zur Qualität der kommunalen Jugendzentren in Saarbrücken und Umgebung.

In: Deutsche Jugend, Weinheim: Juventa; 59 (2011); Nr. 9; S. 377-387; Lit.; ISSN 0012-0332

Kunkel, Peter-Christian

Finanzierung der Jugendarbeit nach § 74 SGB VIII. Rechtsfehler und Rechtsbehelfe.

In: ZKJ - Zeitschrift für Kindschaftsrecht und Jugendhilfe, Köln: Bundesanzeiger; 8 (2013); Nr. 6; S. 228-230; Lit.; ISSN 1861-6631

Kurzke, Christian ; Lindner, Werner

Meißner Thesen zur Stärkung der Kinder- und Jugendarbeit in Ostdeutschland - Aufruf zur Fortsetzung einer notwendigen Diskussion.

In: Sozialmagazin, Weinheim: Juventa; 37 (2012); Nr. 7-8; S. 63-67; ISSN 0340-8469

Kutscher, Nadia

Apps, Facebook, Onlineberatung! Soziale Arbeit goes digital.

In: Sozial Extra, Wiesbaden: Springer VS; 38 (2014); Nr. 4; S. 39-41; Lit.; ISSN 0931-279X

Lange, Mirja ; Wehmeyer, Karin

Die Kinder- und Jugendarbeit in neuem Takt - Empirische Hinweise aus der Studie „Keine Zeit für Jugendarbeit!?“

In: Deutsche Jugend, Weinheim: Juventa; 61 (2013); Nr. 10; S. 434-443; Abb., Tab., Lit.; ISSN 0012-0332

Leser, Ulrich ; Lindner, Werner ; Reif, Volker

Wirkungen und Qualität der kommunalen Jugendarbeit in Baden-Württemberg - WuQ. Ergebnisse eines Modellvorhabens zur Weiterentwicklung der Jugendarbeit.

In: Deutsche Jugend, Weinheim: Juventa; 57 (2009); Nr. 10; S. 423-433; Abb., Lit.; ISSN 0012-0332

Lindner, Werner

Jugendarbeit und Jugendpolitik in historischer, aktueller und zukünftiger Perspektive - drei Blitzlichter.

In: Deutsche Jugend, Weinheim: Juventa; 61 (2013); Nr. 5; S. 210-219; Lit.; ISSN 0012-0332

Lindner, Werner

Der geplante Ausverkauf der Kinder- und Jugendarbeit durch die Oberste Landesjugendbehörde und die Bezirksjugendämter in Berlin.

In: Deutsche Jugend, Weinheim: Juventa; 58 (2010); Nr. 4; S. 153-158; ISSN 0012-0332

Lindner, Werner

Status quo vadis? 20 Jahre Kinder- und Jugendpolitik und Kinder- und Jugendarbeit in den ostdeutschen Bundesländern.

In: Deutsche Jugend, Weinheim: Juventa; 58 (2010); Nr. 1; S. 11-19; Lit.; ISSN 0012-0332

Lüders, Christian ; Peyk, Sonja

Die Förderung der Jugendverbände durch den Kinder- und Jugendplan des Bundes - Entwicklung, Effekte und Begründungen.

In: Recht der Jugend und des Bildungswesens, Berlin: BWV Berliner Wissenschafts-Verl.; 61 (2013); Nr. 1; S. 60-71; Lit.; ISSN 0034-1312

Mack, Wolfgang

Jugendhilfe und non-formale Bildung - Konzepte und Perspektiven.

In: Jugendhilfe, Neuwied: Luchterhand; 51 (2013); Nr. 1; S. 3-9; Lit.; ISSN 0022-5940

Maier, Florian

Die Rolle der Jugendarbeit in Bezug auf Social Media.

In: Jugendhilfe, Neuwied: Luchterhand; 49 (2011); Nr. 3; S. 162-168; Lit.; ISSN 0022-5940

Maul, Karsten

Vom Adressaten zum Experten in eigener Sache. Benachteiligte Jugendliche erschaffen ein virtuelles Informations- und Beratungsportal.

In: Deutsche Jugend, Weinheim: Juventa; 58 (2010); Nr. 3; S. 113-121; Abb., Lit.; ISSN 0012-0332

Maul, Karsten ; Lobermeier, Olaf

Nichtprivilegierte Jugendliche übernehmen Verantwortung. Jugendarbeit als milieuübergreifendes Bildungsprojekt.

In: Deutsche Jugend, Weinheim: Juventa; 58 (2010); Nr. 7-8; S. 299-309; Lit.; ISSN 0012-0332

Mavroudis, Alexander

Bildungslandschaften mitgestalten. Herausforderung und Chance für die Kinder- und Jugendarbeit.

In: Jugendhilfe, Neuwied: Luchterhand; 51 (2013); Nr. 1; S. 18-25; Lit.; ISSN 0022-5940

Medienkompetenz und Jugendhilfe. Schwerpunktthema.

In: Jugendhilfe, Neuwied: Luchterhand; 52 (2014); Nr. 1; S. 5-44; Lit.; ISSN 0022-5940

Das Modell der Vier: Eine Klassifikation exzessiver jugendlicher Internetnutzer in Europa.

In: Kinder- und Jugendschutz in Wissenschaft und Praxis (KJug), Berlin: Bundesarbeitsgemeinschaft Kinder- und Jugendschutz; 58 (2013); Nr. 3; S. 96-99; Abb., Lit.; ISSN 1865-9330

Müller, Burkhard

Offene Jugendarbeit, gestern, heute und morgen. Historische Traditionslinien, aktuelle Potenziale und Herausforderungen.

In: Deutsche Jugend, Weinheim: Juventa; 61 (2013); Nr. 5; S. 199-209; Lit.; ISSN 0012-0332

Müller, Burkhard ; Cloos, Peter ; Köngeter, Stefan

Die Pädagogik der Kinder- und Jugendarbeit. Ergebnisse eines Forschungsprojektes.

In: Sozial Extra, Wiesbaden: VS-Verl. f. Sozialwissenschaften; 32 (2008); Nr. 5/6; S. 38-41; Lit.; ISSN 0931-279X

Müller, Burkhard ; Schmidt, Susanne ; Schulz, Marc

Wahrnehmen können. Jugendarbeit und informelle Bildung. 2. akt. Aufl.

Freiburg/Br.: Lambertus (2008); 264 S.; ISBN 3-7841-1820-8

Müller, Ralf

Von Pokémon und Tibia zu YouTube und Facebook. Das Internetcafé der Evangelischen Jugend Gelsenkirchen-Rotthausen.

In: Unsere Jugend, München: Reinhardt; 63 (2011); Nr. 6; S. 251-257; Abb., Lit.; ISSN 0342-5258

Oberländer, Rainer ; Ruckaberle, Timm ; Vollmer, Thomas

GERMAN-GAMES - eine aktivierende Freizeitaktion für Jungs.

In: Deutsche Jugend, Weinheim: Juventa; 61 (2013); Nr. 2; S. 64-74; Lit.; ISSN 0012-0332

Óhidy, Andrea

Was ist offen an der Offenen Jugendarbeit? Eine kurze Geschichte der Offenen Jugendarbeit in der Bundesrepublik Deutschland.

In: Deutsche Jugend, Weinheim: Juventa; 59 (2011); Nr. 6; S. 251-258; Lit.; ISSN 0012-0332

Oskamp, Anke

„Damit auch du dich reich fühlst ...!“. Handlungsoptionen Offener Kinder- und Jugendarbeit bei Armut von Kindern und Jugendlichen.

In: Deutsche Jugend, Weinheim: Juventa; 56 (2008); Nr. 11; S. 465-471; Lit.; ISSN 0012-0332

Peters, Heike

„Ist der Fragebogen für uns?“. Fragebögen als Evaluationsinstrument in der Arbeit mit Kindern.

In: Deutsche Jugend, Weinheim: Juventa; 59 (2011); Nr. 5; S. 209-217; Abb., Lit.; ISSN 0012-0332

Peucker, Christian ; Gadow, Tina ; Pluto, Liane ; Seckinger, Mike

Jugendverbände - Rahmenbedingungen, Leistungen und Herausforderungen.

In: Recht der Jugend und des Bildungswesens, Berlin: BWV Berliner Wissenschafts-Verl.; 61 (2013); Nr. 1; S. 45-60; Tab., Lit.; ISSN 0034-1312

Polloni, Yvonne ; Metzger, Marius

Partizipatives Lernen im Gemeinwesen durch Jugendmitwirkung.

In: Unsere Jugend, München: Reinhardt; 62 (2010); Nr. 3; S. 120-128; Lit.; ISSN 0342-5258

Pothmann, Jens

Jugendarbeit - gelandet nach freiem Fall? Kinder- und Jugendarbeit wieder mit leichten Zugewinnen beim Personal und den Finanzen.

In: KomDat-Jugendhilfe, Dortmund: Arbeitsstelle Kinder- und Jugendhilfestatistik; 15 (2012); Nr. 1/12; S. 14-15; Abb., Tab., Lit.; ISSN 1436-1450

Pothmann, Jens

Wo bleibt die Kinder- und Jugendarbeit? Zwischen realem Krisenszenario und statistischen Ungereimtheiten.

In: KomDat-Jugendhilfe, Dortmund: Arbeitsstelle Kinder- und Jugendhilfestatistik; 12 (2009); Nr. 3 (Febr. 2010); S. 6-7; Tab., Lit.; ISSN 1436-1450

Rathgeb, Thomas

Bestandsaufnahme Jugend und Medien - Ergebnisse der JIM-Studie 2013.

In: Jugendhilfe, Neuwied: Luchterhand; 52 (2014); Nr. 1; S. 16-21; Lit.; ISSN 0022-5940

Redmann, Björn

Jugendarbeit in ländlichen Räumen. Anspruch und Wirklichkeit.

In: Sozial Extra, Wiesbaden: VS Verl. f. Sozialwissenschaften; 35 (2011); Nr. 3/4; S. 30-34; Lit.; ISSN 0931-279X

Reimer, Katrin ; Fischel, Eberhard A. ; Klose, Bianca ; Müller Matthias

Entwicklung von Standards und Empfehlungen zum Umgang mit Rechtsextremismus in der Jugendarbeit Erfahrungen im Berliner Bezirk Treptow-Köpenick.

In: Deutsche Jugend, Weinheim: Juventa; 57 (2009); Nr. 1; S. 23-31; Tab., Lit.; ISSN 0012-0332

Ressing, Petra

Wirksamer Dialog in Wuppertal. Die offene und mobile Kinder- und Jugendarbeit stellt sich der Herausforderung.

In: Jugendhilfe-Report, Köln: Landschaftsverband Rheinland, Landesjugendamt (2014); Nr. 3; S. 22-25; Abb.

Rose, Lotte ; Schulz, Marc

Castingshows als Faszinosum für Mädchen und Jungen. Was kann Jugendarbeit daraus lernen?

In: Deutsche Jugend, Weinheim: Juventa; 59 (2011); Nr. 1; S. 13-21; Lit.; ISSN 0012-0332

Ruhe, Daniela ; Simon, Titus

Rechtsextremismus in den ländlichen Räumen. Befunde und Handlungsanforderungen an die Jugendverbandsarbeit.

In: Deutsche Jugend, Weinheim: Juventa; 57 (2009); Nr. 9; S. 380-386; Lit.; ISSN 0012-0332

Santen, Erik van

Weniger Jugendliche, weniger Jugendarbeit? Demografische Veränderung als Herausforderung für die Jugendarbeit.

In: Deutsche Jugend, Weinheim: Juventa; 58 (2010); Nr. 4; S. 167-177; Abb., Lit.; ISSN 0012-0332

Scherr, Albert ; Sturzenhecker, Benedikt

Jugendarbeit verkehrt: Thesen gegen die Abwicklung der Offenen Kinder- und Jugendarbeit durch ihre Fachkräfte.

In: Deutsche Jugend, Weinheim: Juventa; 62 (2014); Nr. 9; S. 369-376; Lit.; ISSN 0012-0332

Schilling, Johannes ; Wölfle, Lothar ; Rensing, Hans

Rechtsfragen in der Jugendarbeit. Über die rechtliche Absicherung pädagogische Ziele. 3. akt. Aufl.

Weinheim: Juventa (2010); 216 S.; Lit.; ISBN 978-3-7799-0970-5

Schmid, Holger

Normdurchsetzung in der Offenen Kinder- und Jugendarbeit.

In: Deutsche Jugend, Weinheim: Juventa; 61 (2013); Nr. 9; S. 371-379; Lit.; ISSN 0012-0332

Schmidt, Jan-Hinrik

Heranwachsen mit dem Social Web. Zur Rolle des Internet im Alltag von Jugendlichen und jungen Erwachsenen.

In: Unsere Jugend, München: Reinhardt; 63 (2011); Nr. 6; S. 242-250; Abb., Tab., Lit.; ISSN 0342-5258

Schröder, Achim

Wie politische Bildungs-Impulse weiter wirken. Erkenntnisse aus einer Wirkungsstudie.

In: Deutsche Jugend, Weinheim: Juventa; 62 (2014); Nr. 9; S. 387-394; Lit.; ISSN 0012-0332

Schulz, Marc

Jugendliche Bildungsvollzüge in der Kinder- und Jugendarbeit.

In: Deutsche Jugend, Weinheim: Juventa; 58 (2010); Nr. 7-8; S. 336-343; Lit.;
ISSN 0012-0332

Sinus-Institut, Heidelberg (Hrsg.)

Calmbach, Marc ; Thomas, Peter Martin ; Borchard, Inga

Wie ticken Jugendliche? 2012: Lebenswelten von Jugendlichen im Alter von 14 bis 17 Jahren in Deutschland.

Düsseldorf: Haus Altenberg (2012); 368 S.; Abb., Tab., Lit.; ISBN 978-3-776102789

Soziale Arbeit in ländlichen Räumen. Schwerpunktthema.

In: Sozial Extra, Wiesbaden: VS Verl. f. Sozialwissenschaften; 35 (2011); Nr. 3/4;
S. 16-38; Lit.; ISSN 0931-279X

Spatscheck, Christian ; Bütow, Birgit

Jugendliche und Jugendkulturen im öffentlichen Raum der Stadt Linz. Ergebnisse aus einem internationalen Lehrforschungsprojekt.

In: Deutsche Jugend, Weinheim: Juventa; 58 (2010); Nr. 5; S. 211-220; Tab., Lit.;
ISSN 0012-0332

Stein, Margit ; Lindau-Bank, Detlev

Kinder und Jugendliche auf dem Land - Von der Lebenslagen- zur Lebensweltbetrachtung.

In: Kinder- und Jugendschutz in Wissenschaft und Praxis (KJug), Berlin:
Bundesarbeitsgemeinschaft Kinder- und Jugendschutz; 59 (2014); Nr. 2; S. 43-47; Tab.;
ISSN 1865-9330

Steiner, Oliver

Soziale Arbeit gefacebooked? Social Networking Plattformen in der Sozialen Arbeit mit Kindern und Jugendlichen: Voraussetzungen eines virtuellen Engagements der Kinder- und Jugendarbeit.

In: Sozialmagazin, Weinheim: Juventa; 36 (2011); Nr. 9; S. 34-43; Abb., Lit.;
ISSN 0340-8469

Sturzenhecker, Benedikt ; Richter, Elisabeth ; Karolszak, Martin

Kooperative Steuerung des Ganztags zwischen Jugendarbeit und Schule. Einige Ergebnisse eines Modellprojekts.

In: Deutsche Jugend, Weinheim: Juventa; 62 (2014); Nr. 7-8; S. 297-304; Lit.;
ISSN 0012-0332

Tully, Claus J. ; Alfaraz, Claudio

Technikbasierte Raumbezüge im Jugendalltag.

In: Deutsche Jugend, Weinheim: Juventa; 58 (2010); Nr. 3; S. 122-128; Abb., Lit.;
ISSN 0012-0332

Tully, Claus J. / Schippan, Magdalena

Aufwachsen und pendeln zwischen Stadt und Land.

In: Deutsche Jugend, Weinheim: Juventa; 62 (2014); Nr. 5; S. 199-209; Tab., Lit.;
ISSN 0012-0332

Univ. Hannover, Philosophische Fakultät (Hrsg.)

Honisch, Christoph

Kinder- und Jugendarbeit auf dem Weg zur Ganztagschule - Auswirkungen und Zukunftsfähigkeit. Eine empirische Studie.

Hannover (2013); 548 S.; Abb., Tab., Lit.

(phil. Diss.; Hannover 2013)

Valentin, Katrin

Gemeinschaftsorientiertes Nutzungsverhalten in einem Jugendverband.

In: Deutsche Jugend, Weinheim: Juventa; 58 (2010); Nr. 5; S. 203-210; Abb., Lit.;

Valentin, Katrin ; Richter, Elisabeth ; Karolszak, Martin

Kooperation gelungen. Welche Fragen muss ich mir beantworten, wenn ich als außerschulischer Anbieter von Jugendarbeit mit Schule eine Kooperation eingehen will?

In: Deutsche Jugend, Weinheim: Juventa; 62 (2014); Nr. 7-8; S. 305-313; Lit.

ISSN 0012-0332

Vehring, Eva

Interkulturelle Öffnung und Identitätsbildung in der Offenen Kinder- und Jugendarbeit.

In: Deutsche Jugend, Weinheim: Juventa; 62 (2014); Nr. 2; S. 78-85; Lit.;

ISSN 0012-0332

Verein für Kommunalwissenschaften e.V., Berlin (Hrsg.)

Zeit für neues Denken, Zeit zu handeln: Fachliche Ansätze in der Jugendarbeit (§ 11 SGB VIII). Dokumentation der Fachtagung am 22. und 23. November 2007 in Berlin.

Berlin (2008); 262 S.; Abb., Tab., Lit.; ISBN 978-3-931418-72-4

Verein zur Förderung bewegungs- und sportorientierter Jugendsozialarbeit e.V. -bsj-, Marburg (Hrsg.)

Schirp, Jochem ; Zahn, Horst Dieter (Hrsg.)

Stadt und Land im Wandel. Herausforderungen für die Jugendarbeit. Tagungsdokumentation.

Marburg: bsj (2009); 262 S.; Abb., Tab., Lit.; ISBN 978-3-940549-04-4

Voigts, Gunda

Inklusion als handlungsleitendes Ziel der Kinder- und Jugendarbeit. Die UN-Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderungen fordert positiv heraus.

In: Deutsche Jugend, Weinheim: Juventa; 60 (2012); Nr. 4; S. 166-173; Lit.;

ISSN 0012-0332

Voigts, Gunda

Kurswechsel: Inklusive Gesellschaft in Sicht! Potentiale und Herausforderungen in der Jugendverbandsarbeit.

In: Punktum - Zeitschrift für verbandliche Jugendarbeit, Hamburg: Landesjugendring e.V. (2012); Nr. 3; S. 4-7; Lit.

Wabnitz, Reinhard

Gibt es ein Recht der Jugendverbände auf Förderung?

In: Recht der Jugend und des Bildungswesens, Berlin: BWV Berliner Wissenschafts-Verl.; 61 (2013); Nr. 1; S. 72-83; Lit.; ISSN 0034-1312

Wahl, Benjamin

Kooperation Jugendarbeit - Schule. Erfahrungen aus dem Projekt „Praxisberatung Kooperation Jugendarbeit-Schule“ des Landesjugendrings Baden-Württemberg e.V. (2008-2010).

In: Unsere Jugend, München: Reinhardt; 63 (2011); Nr. 7+8; S. 306-310;
ISSN 0342-5258

Warneke, Ulrike ; Hoffmann, Ralf

Kultur macht stark – Bündnisse für Bildung. Bildungslandschaften spielend erkunden und mitgestalten.

In: Deutsche Jugend, Weinheim: Juventa; 62 (2014); Nr. 4; S. 176-182; Lit.;
ISSN 0012-0332

Web 2.0. Schwerpunkt.

In: Jugendhilfe-Report, Köln: Landschaftsverband Rheinland, Landesjugendamt (2010);
Nr. 1; S. 6-25; Abb., Lit.

Wendt, Peter-Ulrich

„Es muss erstens den Problemlagen der Jugendlichen angepasst sein und zweitens von Ihnen angenommen werden“. Ergebnisse eines Projektes zur Erforschung von Wirkungen der Kinder- und Jugendarbeit.

In: Deutsche Jugend, Weinheim: Juventa; 58 (2010); Nr. 11; S. 475-484; Lit.;
ISSN 0012-0332

Wendt, Peter-Ulrich

„Wildnis macht stark.“ Wildnisbildung für Kinder und Jugendliche - ein Qualifizierungsprojekt im Nationalpark Harz.

In: Deutsche Jugend, Weinheim: Juventa; 62 (2014); Nr. 5; S. 210-220; Lit.;
ISSN 0012-0332

Züchner, Ivo

Formale, non-formale und informelle Bildung in der Ganztagschule.

In: Jugendhilfe, Neuwied: Luchterhand; 51 (2013); Nr. 1; S. 26-35; Abb., Tab., Lit.;
ISSN 0022-5940